

# Jerome K. Jerome

## Drei Mann in einem Boot – vom Hunde ganz zu schweigen

---

Originaltitel:

[Three Men in a Boat:](#)

*To Say Nothing of the Dog*



1889

Jerome und seine Freunde Georg und Harris fühlen sich im höchsten Grade erholungsbedürftig.

Aber eigentlich sind sie ganz schön faul und schrecklich unbeholfen, wie sich herausstellt. Ein Boot wird gemietet, Proviant eingekauft, Kleidung und Geschirr müssen verpackt werden.

Der Hund Montmorency steht überall im Wege, und Georg vermißt die Seife. Die Vorbereitung dieses Urlaubs auf der Themse gleicht einer Parlamentsdebatte.

Was die vier nun anstellen und beim »alten Vater Themse« erleben, was sie an skurrilen Geschichten zu erzählen haben, davon berichtet Jerome mit einem Humor, der auch heute noch erfrischt.

Ebook: <http://originalbook.ru>

**Buch**

Die pannenreiche Bootsfahrt der drei hypochondrischen Freunde Jerome, Harris und George samt ihres neurotischen Hundes Montmorency die Themse hinauf ist eines der spannendsten Männerabenteuer überhaupt: Da müssen Schleusen überwunden, Wasserkessel erhitzt, Dosen geöffnet, Pasteten vor dem Ertrinken gerettet und Dampfschiffer geärgert werden. Das alles im Blazer... Und dann fängt es auch noch an zu regnen...

**Autor**

»Wie brachte dieser Mann es fertig, eines der witzigsten Bücher der englischen Literaturgeschichte zu schreiben? Das Geheimnis von Jeromes Komik ist die einzigartig moderne Mixtur aus wahrheitsgetreuer Anekdote und Phantasie. Und weil Jerome, im Unterschied zu Dickens, seines

Materials nicht ganz Herr ist, kommt reine Komik dabei heraus. Vielleicht ist Komik nur ein Unfall, eine Bastardform, eine Halbwahrheit.« Nigel Williams

JEROME K. LAPKA JEROME, geboren am 02. Mail 1859 in Walsall, Staffordshire, war Eisenbahnbeamter, Lehrer, Schauspieler und Journalist, ehe er freier Schriftsteller wurde. Das bekannteste seiner Werke ist "Drei Mann in einem Boot", das zu den meistgelesenen Büchern der Weltliteratur gehört.

Jerome K. Jerome starb am 14. Juni 1927 in Northampton.

**JEROME K. JEROME. 3 Männer im Boot ... ganz zu schweigen vom Hund****Vorwort zur ersten Ausgabe**

Der Vorzug dieses Buchs liegt weniger in seinem Stil oder in der Menge und Nützlichkeit seiner Informationen, als vielmehr in seiner Wahrhaftigkeit. Auf seinen Seiten sind Ereignisse festgehalten, die wirklich stattgefunden haben. Es wurde lediglich etwas Farbe hinzugefügt – und das ohne jeden Aufpreis. George, Harris und Montmorency sind keine dichterischen Ausgeburten, sondern Wesen aus Fleisch und Blut – besonders George, der fast fünfundachtzig Kilo wiegt. Mögen andere Werke dieses an gedanklicher Tiefe und an Kenntnis des menschlichen Wesens übertreffen,

mögen andere Bücher diesem an Originalität und Umfang gleichkommen, was jedoch seine schier hoffnungslose, unheilbare Wahrheitsliebe angeht, so wird es von nichts bisher Bekanntem überboten. Mehr als seine anderen Reize wird dies – so glaubt der Verfasser – den Band für den ernsthaften Leser wertvoll machen und der Moral der Geschichte zusätzliches Gewicht verleihen.

London, August 1889

## ERSTES KAPITEL

*Drei Sieche – Die Leiden von George und Harns – Ein Opfer von einhundertseven tödlichen Krankheiten – Nützliche Rezepte – Ein Heilmittel für Leberbeschwerden bei Kindern – Wir kommen zu dem Schluß, daß wir überarbeitet sind und Erholung brauchen – Eine Woche auf der tosenden See? – George schlägt den Fluß vor – Montmorency erhebt Einwände – Der Antrag findet eine Mehrheil von drei zu eins.*

**WIR** waren vier: George und William Samuel Harris und ich und schließlich Montmorency. Wir saßen in meinem Wohnzimmer, rauchten und sprachen davon, wie schlimm es um uns stand – schlimm meine ich natürlich in medizinischer Hinsicht.

Wir fühlten uns allesamt elend, und das fing an uns zu beunruhigen. Harris sagte, er bekäme immer wieder so starke Schwindelanfälle, daß er kaum noch wüßte, was er tue, und dann sagte George, er habe ebenfalls Schwindelanfälle, und er wisse dann ebensowenig, was er tue. Bei mir war es die Leber, die nicht in Ordnung war. Ich wußte, daß es meine Leber war, weil ich gerade erst eine Werbebroschüre für Leberpillen gelesen hatte, in der die Symptome aufgezählt wurden, an denen man erkennen konnte, daß die Leber nicht in Ordnung war. Ich hatte sie alle.

Es ist ausgesprochen merkwürdig, aber immer, wenn ich so eine Reklame für ein Heilmittel lese, komme ich unweigerlich zu dem Schluß, daß ich an der darin beschriebenen Krankheit leide, und zwar in ihrer übelsten Form. Jedesmal stimmen die beschriebenen Anzeichen exakt mit allen Symptomen überein, die ich je an mir wahrgenommen habe.

Ich weiß noch, wie ich einmal in die Bibliothek des Britischen Museums ging, um etwas über die Behandlung einer Unpäßlichkeit nachzuschlagen, die gelegentlich bei mir auftrat – Heuschnupfen war es, glaube ich. Ich holte mir ein passendes Buch herunter und las alles über Heuschnupfen, was es dort gab. Doch dann blätterte ich unüberlegt weiter und begann sorglos, mich über Krankheiten zu informieren, ganz

allgemein. Ich weiß nicht mehr, auf welche Krankheit ich zuerst stieß – es war irgendeine schreckliche, verheerende Seuche –, aber noch bevor ich die Übersicht der Frühsymptome halb durch hatte, war mir klar, daß ich recht und schlecht davon befallen war.

Eine Weile war ich vor Schreck wie erstarrt, dann blätterte ich mit der Apathie des Hoffnungslosen weiter. Ich stieß auf Typhus, las die Symptome, und erkannte, daß ich seit Monaten daran litt, ohne es auch nur zu ahnen. Jetzt wurde ich neugierig, was ich sonst noch hatte. Ich schlug bei Veitstanz nach, stellte erwartungsgemäß fest, daß ich davon auch befallen war, und entwickelte jetzt echtes Interesse an meinem Fall. Ich beschloß, ihn bis zum Grund auszuloten, und machte mich alphabetisch daran. Ich begann bei Abasie, begriff, daß ich davon befallen war, daß aber das akute Stadium erst in rund vierzehn Tagen erreicht sein würde. Blausucht hatte ich zu meiner Erleichterung nur in einer abgemilderten Form, mit der ich noch jahrelang würde leben können. Die Cholera trat bei mir jedoch mit schweren Komplikationen auf, und mit Diphtherie schien ich bereits geboren zu sein. Ich arbeitete mich gewissenhaft durch die sechszwanzig Buchstaben und kam zu dem Schluß, daß mir als einziges ein Tennisarm fehlte.

Zuerst verletzte mich das. Es kam mir vor, als würde ich nicht ernstgenommen. Warum hatte ich keinen Tennisarm? Warum diese gemeine Benachteiligung? Doch nach einer Weile gewannen weniger anmaßende Empfindungen die Oberhand. Ich machte mir klar, daß ich jedes andere bekannte Leiden der medizinischen Wissenschaft für mich in Anspruch nehmen konnte; meine Bescheidenheit siegte, und ich rang mich dazu durch, ohne Tennisarm auszukommen. Wie es schien, hatte mich die Gicht in ihrer übelsten Ausprägung hinterrücks erwischt, und an Zystitis mußte ich schon seit dem Knabenalter leiden. Nach Zystitis kam nichts mehr, also schlußfolgerte ich, daß ich sonst weiter nichts hatte.

Ich saß da und grübelte. Ich überlegte, was ich aus medizinischer Sicht doch für ein interessanter Fall sein müßte, ein Glücksfall für jedes Semester. Wenn sie mich hätten, müßten die Studenten sich nicht mehr in Krankenhäusern die Hacken ablaufen – ich war selbst ein ganzes Krankenhaus! Sie müßten bloß um mich herumlaufen und könnten dann ihr Diplom machen.

Dann fragte ich mich, wie lange ich noch zu leben hätte. Ich versuchte, mich selbst zu untersuchen. Ich fühlte meinen Puls. Zuerst fühlte ich überhaupt nichts. Dann schien er plötzlich loszurasen. Ich zog meine Uhr heraus und stoppte die Zeit. Es waren hundertsiebenundvierzig Schläge pro Minute. Dann versuchte ich mein Herz zu spüren. Ich spürte nichts. Es hatte zu schlagen aufgehört. Inzwischen bin ich zwar zu dem Schluß gekommen, daß es wohl die ganze Zeit dagewesen sein muß und auch

schlug, aber wetten würde ich nicht darauf. Ich betastete meine ganze Vorderseite, von dem, was ich meine Taille nenne, bis zu meinem Kopf hinauf, danach ein Stück weit um die Seiten herum und etwas den Rücken hoch, aber ich spürte oder hörte nichts. Dann wollte ich meine Zunge untersuchen. Ich streckte sie so weit heraus, wie es nur ging, kniff ein Auge zu und versuchte mit dem anderen, etwas zu erkennen. Ich sah nur die Spitze, doch mehr denn je bestärkte mich ihr Anblick darin, daß ich Scharlach hatte.

Als glücklicher, gesunder Mann war ich in den Lesesaal gekommen, als klapperiges Wrack kroch ich hinaus.

Ich ging zu meinem Hausarzt. Er ist ein alter Kumpel von mir. Wenn ich glaube krank zu sein, fühlt er mir den Puls, schaut meine Zunge an und redet über das Wetter – alles ganz umsonst. Ich wollte ihm auch mal was Gutes tun.

»Was ein Arzt braucht, ist Übung«, sagte ich mir. »Er soll mich dafür haben. An mir kann er mehr herumüben als an siebzehnhundert normalen Durchschnittspatienten mit nur ein oder zwei Leiden pro Person.« Also ging ich geradewegs in seine Praxis, und er sagte:

»Na, wo fehlt's dir denn?«

»Alter Junge«, erwiderte ich, »ich will dir nicht deine kostbare Zeit rauben, indem ich aufzähle, was ich alles habe. Das Leben ist kurz, und du könntest dahinscheiden, bevor ich fertig bin. Aber ich werde dir sagen, was ich nicht habe. Ich habe keinen Tennisarm. Ich weiß nicht warum, aber ich habe eben keinen. Doch was es sonst noch gibt, habe ich alles.«

Und ich erzählte ihm, wie ich das herausgefunden hatte. Daraufhin riß er mir den Mund auf und blickte meinen Schlund hinab, er hielt mein Handgelenk fest und schlug mir auf die Brust, als ich nicht damit rechnete – hinterhältig nenne ich so was – , und direkt danach rammte er mir sein Ohr gegen die Rippen. Dann setzte er sich hin und schrieb ein Rezept aus, faltete es zusammen und gab es mir. Ich steckte es ein und ging.

Ich sah es nicht an. Ich ging zur nächsten Apotheke und reichte es über den Tresen. Der Mann las es und reichte es mir zurück.

Er sagte, das führten sie nicht.

Ich sagte: »Das hier ist doch eine Apotheke, oder?« Er sagte: »Allerdings. Wenn es eine Kombination aus Lebensmittelgeschäft und Pension wäre, könnte ich Ihnen vermutlich helfen. Als schlichter Apotheker hin ich jedoch überfordert.«

Ich las das Rezept. Es lautete:

1 Pfund Beefsteak und ½ Liter Bier

alle 6 Stunden;

1 Zehn-Meilen-Spaziergang jeden Morgen;

1 Bett jeden Abend pünktlich um 11 Uhr.

Und stopf dir den Kopf nicht mit Sachen voll, von denen du nichts verstehst.

Ich befolgte die Anweisungen mit dem – für mich – erfreulichen Resultat, daß mein Leben gerettet wurde und immer noch andauert.

Um auf das Faltblatt für Leberpillen zurückzukommen, so trafen die Symptome ohne jeden Zweifel auf mich zu, vor allem das der »generellen Aversion gegen physische und mentale Anstrengungen«.

Man kann sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich darunter leide. Schon in meiner frühesten Kindheit war ich damit geschlagen. Im Knabenalter gab es so gut wie keinen Tag, an dem ich davon frei war. Damals wußte natürlich niemand, daß das von meiner Leber kam. Die medizinische Forschung war bei weitem nicht so fortgeschritten wie heute, und man hielt das Übel einfach für Faulheit.

»Los, du faules Stück, steh auf und mach dich nützlich«, hieß es immer, und keiner ahnte, daß ich eigentlich krank war.

Deshalb kriegte ich auch keine Pillen, sondern Kopfnüsse. Und so seltsam es anmutet: Häufig linderten diese Kopfnüsse mein Leiden – jedenfalls für den Augenblick. Eine einzige Kopfnuß zeitigte damals bisweilen eine größere Wirkung auf meine Leber als heute eine ganze Schachtel voller Pillen, so daß ich unvermittelt von dem Bedürfnis durchdrungen wurde, ohne Umschweife zu erledigen, was zu erledigen war.

Das sieht man ja immer wieder: Die schlichten, altmodischen Hausmittel sind bisweilen wirksamer als dieses ganze Zeug aus der Apotheke.

Eine halbe Stunde lang saßen wir da und erläuterten uns gegenseitig unsere Leiden. Ich schilderte George und William Harris, wie ich mich morgens beim Aufstehen fühlte, und William Harris berichtete uns, wie es ihm ging, wenn er sich schlafen legte. Und George stand auf dem Kaminvorleger und lieferte uns eine gekonnte und beeindruckende Probe seiner Darstellungskraft, mit der er uns anschaulich machte, wie es ihm während der Nacht erging.

George glaubt, daß er krank ist, aber wissen Sie, in Wirklichkeit fehlt ihm nie etwas.

In diesem Moment klopfte Mrs. Poppets an die Tür und fragte, ob wir jetzt unser Abendessen wollten. Wir lächelten uns trübe an und sagten, es sei wohl vernünftig, wenn wir versuchten, einen Happen hinunterzubekommen. Harris meinte, wenn man etwas im Magen hätte, würde die Krankheit bisweilen in Schach gehalten, worauf Mrs. Poppets das Tablett hereintrug. Wir schleppten uns an den Tisch und stocherten ein wenig in Zwiebelsteak und Rhabarbertorte herum.

Ich muß damals sehr angegriffen gewesen sein, denn schon nach etwa einer halben Stunde hatte ich keinerlei Appetit mehr – was für mich ungewöhnlich ist –, und nach Käse war mir überhaupt nicht.

Nachdem wir diese Pflichtaufgabe bewältigt hatten, füllten wir unsere Gläser wieder, zündeten die Pfeifen an und nahmen erneut die Debatte über unsere Gesundheit auf. Keiner von uns konnte eindeutig benennen, was uns befallen hatte, doch wir waren einhellig der Überzeugung, daß es – was immer es sein mochte – auf Überarbeitung zurückzuführen war.

»Was wir brauchen ist Entspannung.« sagte Harris. »Entspannung und Luftveränderung«, sagte George. »Die Überanstrengung im Gehirn hat unseren ganzen Organismus in Mitleidenschaft gezogen. Ein Tapetenwechsel und die Befreiung vom Zwang, dauernd denken zu müssen, sollten unser inneres Gleichgewicht wiederherstellen.«

George hat einen Vetter, der in Polizeiakten meist als Medizinstudent bezeichnet wird, von daher neigt er dazu, die Dinge darzustellen wie ein Hausarzt.

Ich stimmte ihm zu und schlug vor, wir sollten uns ein abgelegenes, altmodisches Fleckchen suchen, weit weg vom Getriebe der Massen, und in seinen verschlafenen Gassen eine sonnige Woche verträumen; einen halbvergessenen Winkel, von Feen verborgen, außer Reichweite der lärmenden Welt; einen anheimelnden Adlerhorst auf den Klippen der Zeit, von dem aus die brandenden Wogen des neunzehnten Jahrhunderts nur schwach und entfernt wahrnehmbar seien.

Harris meinte, das sei öde. Er sagte, er kenne die Art von Kaff, die mir vorschwebte, wo jeder um acht ins Bett ginge und man nicht für Geld und gute Worte eine Sportzeitung bekäme und für seinen Tabak zehn Meilen laufen müsse.

»Nein,« sagte er, »wenn man Entspannung und Luftveränderung will, dann geht nichts über eine Seereise.«

Da war ich entschieden dagegen. Eine Seereise ist erholsam, wenn man ein paar Monate Zeit hat, aber bloß für eine Woche ist sie geradezu übel.

Am Montag beginnt man sie mit der Vorstellung im Herzen, man werde sie genießen. Man winkt den Jungs am Kai ein munteres Lebewohl zu, zündet sich die größte Pfeife an und stolziert übers Deck, als sei man Kapitän Cook, Sir Francis Drake und Christoph Kolumbus in einer Person. Am Dienstag wünscht man, man wäre zu Hause geblieben. Am Mittwoch, Donnerstag und Freitag wünscht man, man wäre tot. Am Samstag ist man in der Lage, ein wenig Fleischbrühe zu sich zu nehmen, auf Deck zu sitzen und mit schwach-süßem Lächeln den mitfühlenden Menschen Antwort zu geben, die einen fragen, wie es einem denn inzwischen geht. Am Sonntag läuft man wieder umher und nimmt feste Nahrung zu sich. Und wenn man am Montagmorgen mit Tasche und Regenschirm am Dollbord steht und im Begriff ist, an Land zu steigen, dann beginnt man das Ganze wirklich zu mögen.

Dabei fällt mir mein Schwager ein, der einmal aus gesundheitlichen Gründen eine kurze Seereise unternahm. Er buchte eine Schlafkabine von London nach Liverpool und zurück, doch als er in Liverpool ankam, hatte er nichts anderes mehr im Sinn, als das Ticket für die Rückfahrt weiterzuverkaufen.

Angeblich wurde es mit immenser Ermäßigung in der ganzen Stadt feilgeboten und schließlich für achtzehn Pence an einen gelblichen Jüngling verkauft, dem sein Hausarzt Bewegung an frischer Seeluft verordnet hatte.

»Seeluft«, rief mein Schwager und drückte ihm die Fahrkarte liebevoll in die Hand, »na, davon kriegen Sie genug für ein ganzes Leben! Und was die Bewegung angeht: Wenn Sie sich auf diesem Schiff bloß hinsetzen, haben Sie mehr Bewegung, als wenn Sie an Land Purzelbäume schlagen.«

Er – mein Schwager – kam mit dem Zug zurück. Er fand, die North-Western-Railway sei für ihn gesund genug.

Einen anderen Burschen kannte ich, der kreuzte eine Woche lang vor der Küste. Bevor die Fahrt losging, kam der Steward zu ihm und fragte, ob er die Mahlzeiten jeweils einzeln oder im vorhinein pauschal bezahlen wolle.

Der Steward empfahl das Letztere, da es doch so viel preiswerter sei – für zwei Pfund und fünf Shilling würde man ihn die ganze Woche verköstigen. Zum Frühstück, sagte er, gebe es Fisch und anschließend Gegrilltes. Um eins werde das Mittagessen serviert, das aus vier Gängen bestehe. Das Abendessen sei um sechs, und zwar Suppe, Fisch, Zwischengericht, Braten, Geflügel, Salat, Süßspeise, Käse und Dessert, und um zehn gebe es noch einen leichten Fleischimbiß.

Mein Bekannter ist ein starker Esser, deshalb beschloß er, das Angebot für zwei Pfund fünf Shilling wahrzunehmen.

Kaum waren sie auf der Höhe von Sheerness, da gab es auch schon Mittagessen. Er war nicht so hungrig, wie er eigentlich vermutet hatte, deshalb begnügte er sich mit ein wenig gekochtem Rindfleisch und ein paar Erdbeeren mit Sahne. Den Nachmittag verbrachte er vor allem grübelnd. Bisweilen hatte er das Empfinden, seit Wochen nichts anderes als gekochtes Rindfleisch gegessen zu haben, dann wieder schien ihm, er habe sich seit Jahren nur von Erdbeeren mit Sahne ernährt.

Und auch das Rindfleisch und die Erdbeeren samt Sahne waren nicht gerade bester Laune – sie wirkten irgendwie unzufrieden.

Um sechs wurde ihm mitgeteilt, das Abendessen sei fertig. Die Ankündigung rief bei ihm zwar keine Begeisterungstürme hervor, aber er fand, daß er etwas von den zwei Pfund und fünf Shilling abarbeiten sollte, also hangelte er sich an Seilen und anderen Gegenständen entlang und ging nach unten. Am Fuß der Treppe empfing ihn der leckere Duft von Zwiebeln und heißem Schinken vermischt mit dem von Bratfisch und Gemüse. Der Steward kam mit öligem Lächeln auf ihn zu und fragte: »Was darf ich Ihnen bringen, Sir?«

»Bringen Sie mich hier raus«, war die kraftlose Antwort. Man schaffte ihn eilig wieder nach oben, lehnte ihn über die leeseitige Reling und ließ ihn da hängen.

Die folgenden vier Tage lebte er ein schlichtes, untadeliges Leben auf der Basis von dünnem Kapitänswieback (was nicht heißt, daß der Kapitän ebenfalls dünn war) und Mineralwasser. Als der Samstag nahte, wurde er kühn und verleibte sich einen trockenen Toast und Tee ein, und am Montag schwelgte er in Hühnerbrühe. Am Dienstag war seine Fahrt zu Ende, und voller Reue blickte er dem Schiff nach, als es vom Landungssteg ablegte.

»Da fährt es«, sagte er, »da fährt es und nimmt für zwei Pfund Lebensmittel mit, die mir gehören und die ich nicht gegessen habe.«

Er meinte, wenn ihm noch ein Zusatztag gewährt worden wäre, hätte er seine Kosten wieder hereingeholt.

Ich war also gegen die Seereise. Allerdings nicht meinetwegen, wie ich klarmachte. Ich war nie seekrank. Mir ging es um George. George sagte, was ihn beträfe, so ginge die Fahrt schon in Ordnung, doch würde er Harris und mir empfehlen, sie gar nicht erst in Erwägung zu ziehen, denn er sei sicher, uns würde schlecht werden. Harris sagte, ihm sei eigentlich immer rätselhaft geblieben, wie Leute es anstellten, daß ihnen auf See übel würde. Sie müßten es offenbar mit Absicht tun, nur um sich wichtig zu machen. Er sagte, er habe es oft genug selbst probiert, aber es sei ihm nie gelungen.

Dann fing er an Geschichten zu erzählen, wie es bei einer Kanalüberquerung mal so stürmisch war, daß man die Passagiere in ihren Kojen hatte festbinden müssen, und er und der Kapitän waren die einzigen beiden Lebewesen an Bord, denen nicht schlecht war. Manchmal war es auch der zweite Offizier, im Prinzip jedenfalls immer er und ein anderer. Und wenn nicht er und ein anderer, dann war er als einziger nicht seekrank.

Es ist komisch, aber niemand ist je seekrank – an Land. Auf See trifft man massig Leute, denen es wirklich schlecht geht, ganze Bootsladungen voll, aber an Land habe ich bisher niemanden erlebt, der auch nur gewußt hätte, was Seekrankheit ist. Wo sich die tausend und abertausend seeuntauglichen Reisenden verstecken, wenn sie an Land sind, ist ein Geheimnis.

Ich könnte es jedoch ohne weiteres enträtseln, wenn die meisten Leute genauso wären, wie der Mann, den ich einmal auf der Yarmouth-Fähre traf. Soweit ich mich erinnere, hatten wir gerade vom Südpier abgelegt, als ich sah, wie er sich gefährlich weit aus einem Bullauge lehnte. Ich ging zu ihm hinüber, um ihn zu retten.

»He, kommen Sie weiter rein«, sagte ich und rüttelte an seiner Schulter. »Sie gehen sonst über Bord.«

»Ich wollt, ich wär's schon«, kam als einzige Antwort von ihm, also ließ ich ihn, wo er war.

Drei Wochen später traf ich ihn in der Cafeteria eines Hotels in Bath, wo er von seinen Reisen erzählte und begeistert davon schwärmte, wie sehr er das Meer liebe.

»Heiliger Klabaufmann«, antwortete er auf die neiderfüllte Frage eines schüchternen jungen Mannes, »doch, ich gebe zu, einmal war mir tatsächlich ein bißchen flau. Das war vor Kap Horn. Am nächsten Tag war unser Dampfer nur noch ein Wrack.«

Ich sagte: »War Ihnen nicht neulich beim Südpier etwas mulmig, und wollten Sie da nicht sogar am liebsten über Bord geworfen werden?«

»Südpier?« fragte er mit verwirrter Miene.

»Ja, Freitag vor drei Wochen, auf der Fahrt nach Yarmouth.« »Ah ja, ich weiß«, sagte er, und sein Gesicht hellte sich auf. »An dem Nachmittag hatte ich Kopfschmerzen. Von den sauren Gurken, wissen Sie. Das waren die miserabelsten Essiggurken, die mir je auf einem anständigen Schiff vorgesetzt wurden. Haben Sie auch welche gegessen?«

Was mich betrifft, habe ich eine ausgezeichnete Methode zur Verhinderung von Seekrankheit gefunden: Man muß sich richtig ausbalancieren. Man stellt sich genau in

die Decksmitte, und wenn das Schiff stampft und schlingert, bewegt man sich so, daß der Körper immer in der Senkrechten bleibt. Wenn der Bug nach oben steigt, beugt man sich vor, bis die Nase fast das Deck berührt, und wenn das Heck hochgeht, lehnt man sich zurück. Ein oder zwei Stunden klappt das prima, allerdings kann man sich schlecht eine ganze Woche lang so ausbalancieren.

»Dann fahren wir eben den Fluß rauf«, sagte George. Da hätten wir frische Luft, Bewegung und Ruhe, meinte er. Die ständig wechselnde Landschaft würde unseren Geist beschäftigen (und auch das, was Harris statt dessen besaß), und die körperliche Anstrengung würde für gesunden Appetit sorgen und uns gut schlafen lassen.

Harris sagte, George solle besser nichts tun, was ihn noch verschlafener machen würde, als er sowieso schon sei, das könne gefährlich werden. Er begreife eh nicht, wie George noch mehr schlafen könne als jetzt, wo doch sommers wie winters kein Tag mehr als vierundzwanzig Stunden habe. Doch wenn man mal theoretisch annähme, er würde noch mehr schlafen, dann sei er im Prinzip tot und könne das Geld für Kost und Logis sparen.

Harris meinte aber, eine Fahrt auf dem Fluß würde ihm passen wie ein T. Ich weiß nicht, was ein T ist (außer dem für sechs Pennies, zu dem man Buttertoast und Plätzchen nach Belieben bekommt, was vor allem preiswert ist, wenn man nichts zu Mittag hatte). Aber jeder scheint es zu mögen, also muß es wohl was Feines sein.

## ZWEITES KAPITEL

*Der Plan wird besprochen – Die Freuden des Campens bei schönem Wetter – Dito bei schlechtem – Ein Kompromiß – Montmorency, erste Eindrücke – Er fürchtet, er ist zu gut für diese Welt, was sich als falsch herausstellt – Die Sitzung wird vertagt.*

**W IR** kramten Karten hervor und schmiedeten Pläne. Losgehen sollte es am kommenden Samstag, und zwar von Kingston aus. Harris und ich würden morgens hinfahren, das Boot mieten und es nach Chertsey bringen, wo George zu uns stoßen würde, da er nicht vor Nachmittag aus der Stadt wegkönnte. (George schläft jeden Tag von zehn bis vier in einer Bank, außer am Samstag, wo sie ihn schon um zwei wecken und rauswerfen.)

Sollten wir campen oder in Gasthäusern übernachten? George und ich waren fürs Campen. In freier Wildbahn schlafen, das hatte etwas so ehrwürdig Ursprüngliches, fanden wir.

Langsam verblaßt die goldene Erinnerung an die tote Sonne in den Herzen der kalten, trüben Wolken. Wie traurige Kinder haben die Vögel zu singen aufgehört, und nur der wehmütige Schrei des Moorhuhns und das heisere Krächzen der Wiesenralle dringen durch die ehrfurchtgebietende Stille rings ums Wasser, wo der sterbende Tag sein Leben aushaucht.

Aus den dämmrigen Hainen der Flußufer kriechen geräuschlos die Geisterarmeen der Nacht, die grauen Schatten, und verscheuchen die zögernde Nachhut des Lichts. Auf lautlosen, unsichtbaren Füßen gleiten sie über das wehende Ufergras und durch die seufzenden Büsche. Und die Nacht auf ihrem düsteren Thron, sie schlägt ihre schwarzen Flügel um die dämmernde Welt und regiert schweigend in ihrem unsichtbaren Palast, der nur von fahlen Sternen erhellt wird.

Dann steuern wir unser kleines Boot in ein abgeschiedenes Eckchen, das Zelt wird aufgeschlagen, und danach bereiten und verspeisen wir unser genügsames Mahl. Anschließend werden die großen Pfeifen gestopft und entzündet, und das Gespräch plätschert dahin wie heitere Musik. Wenn es ab und zu verstummt, hört man, wie der Fluß, der unser Boot umspielt, seine merkwürdigen alten Geschichten und Rätsel erzählt, wie er mit tiefer Stimme das alte Kinderlied singt, das er schon so viele tausend Jahre singt und noch viele tausend Jahre singen wird, eh seine Stimme alt und brüchig wird, jenes Lied, das wir, die wir sein wechselhaftes Antlitz lieben lernten und die wir uns so oft an seinen weichen Busen schmiegen, ? „wohl zu verstehen glauben, wengleich wir seinen Inhalt nicht in bloßen Worten zu schildern vermöchten.

Und so sitzen wir nah seinem Ufer, während Luna, die ihn so liebt wie wir, sich niederbeugt zu einem Schwesterkuß und ihre Silberarme zärtlich um ihn legt. Wir betrachten, wie er fließt – ewig singend, ewig murmelnd –, wie er hinströmt, seinem König entgegen, dem Meer. Wir betrachten ihn, bis unsre Stimmen verklungen sind und unsre Pfeifen kalt, bis wir, die wir doch nur normale junge Männer sind, erfüllt sind von ganz seltsamen Gedanken - teils süß, teils bitter – und ganz versunken in uns selbst, bis wir dann endlich uns erheben, ein Lachen tauschen und die Asche aus den leergebrannten Pfeifen klopfen. Dann sagen wir Gutenacht, und eingekullt vom Glucksen des Wassers und Gewisper der Bäume schlafen wir unter den großen, stillen Sternen ein und träumen, die Welt sei wieder jung. So jung und lieblich, wie sie war, bevor Jahrhunderte der Angst und Sorge ihr reines Antlitz runzlig machten, bevor die Narreteien ihrer Kinder ihr liebend Herz verhärten ließen. So lieblich, wie sie war, als sie in jenen lang vergangenen Tagen wie eine junge Mutter uns, ihre Kinder, nährte an ihrer üppigen Brust, bevor die Ränke des buntlackierten Fortschritts uns aus ihren liebevollen Armen lockten, bevor der giftige Spott der Künstlichkeit uns des schlichten Lebens schämen ließ, das wir mit ihr gelebt, uns schämen ließ des

schlichten, würdevollen Hauses, aus dem die ganze Menschheit vor Jahrtausenden hervorging.

»Und was ist, wenn's regnet?« fragte Harris.

Harris ist einfach unsensibel. Er hat überhaupt keinen Sinn fürs Poetische, keine wilde Sehnsucht nach dem Unerreichbaren. Ein »Ich weiß auch nicht, warum ich so weinen muß« ist bei ihm undenkbar. Wenn sich seine Augen mal mit Tränen füllen, dann kann man drauf wetten, daß er gerade rohe Zwiebeln isst oder sich zuviel Worcester-Sauce über sein Kotelett gekippt hat.

Angenommen, man stünde nachts mit Harris an einem Strand und sagte:

»Horch! Hörst du's nicht? Ist das wohl das Lied der Meerjungfrau, tief dort unter den Wogen? Oder sind's gar Todesgeister, die den blassen Leichen, die im Seetang treiben, ihre Klagen singen?«

Harris würde einen beim Arm nehmen und sagen: »Ich weiß, was es ist, alter Junge: Du bist erkältet und fieberst.

Komm mal mit. Ich kenne hier um die Ecke ein Plätzchen, wo sie den besten Scotch ausschenken, den du je probiert hast. Der stellt dich in Null Komma nichts wieder auf die Beine.«

Harris kennt überall ein Plätzchen um die Ecke, wo es unter dem Aspekt des Trinkens irgendwas ganz Besonderes gibt. Ich bin sicher, wenn man Harris im Himmel wiederträfe (unterstellt er käme dorthin), dann würde er einen sofort mit den Worten begrüßen:

»Wie schön, daß du auch hier bist, alter Freund, ich habe hier gleich um die Ecke ein hübsches Plätzchen entdeckt, wo man einen ganz exzellenten Nektar bekommt.«

Im gegenwärtigen Moment jedoch, da es um die Frage des Draußenübernachtens ging, kam seine pragmatische Sicht der Dinge gerade recht. Campen bei Regen macht keinen Spaß.

Es ist Abend. Man ist völlig durchgeweicht, im Boot steht das Wasser fünf Zentimeter hoch, und sämtliche Sachen sind klamm. Am Ufer findet sich eine Stelle, die nicht ganz so matschig ist wie die anderen, die man sich angesehen hat, und man legt an, wuchtet das Zelt an Land, und zwei machen sich daran, es aufzubauen.

Die Zeltplanen sind klitschnaß und schwer und schlagen hin und her und fallen auf einen herab und wickeln sich um den Kopf und machen einen wahnsinnig. Ohne Pause strömt dabei der Regen herab. Schon bei gutem Wetter ist es schwierig genug, ein Zelt aufzubauen – bei schlechtem wird es zu einer Herkules-Aufgabe. Außerdem

stellt sich der andere an wie ein Idiot, anstatt dir zu helfen. Kaum hast du deine Seite prima festgemacht, da zerrt er an der gegenüberliegenden und macht alles wieder zunichte.

»He, was soll das?« rufst du.

»Wieso? Was machst du denn?« bellt er zurück. »Kannst du nicht mal loslassen?!«

»Zieh doch nicht immer! Du hältst es doch ganz verkehrt, du Dummebeutel!« schreist du.

»Ich doch nicht!« kreischt er von der anderen Seite. »Du mußt loslassen!«

»Quatsch, bei dir ist es falsch rum«, brüllst du und würdest ihm gern an den Hals gehen. Dann gibst du deinen Seilen einen Ruck, daß es bei ihm sämtliche Pflöcke rauszieht.

»Dieser verdammte Idiot!« hörst du ihn knurren, und darauf folgt ein wüstes Zerren, und deine Seite fliegt weg. Du legst den Schlegel hin und gehst zu ihm hinüber, um ihm klarzumachen, wie du das Ganze siehst, und im selben Augenblick kommt er in derselben Richtung um den Rohbau, um dir seine Ansichten darzulegen. Und so geht ihr im Kreis hintereinander her und flucht euch an, bis das Zelt zwischen euch völlig in sich zusammenfällt. Dann steht ihr da, starrt euch über die Ruine hinweg an und stellt unisono beleidigt fest:

»Siehste! Was habe ich gesagt?!«

Nun meldet sich der dritte Mann zu Wort, der inzwischen das Boot ausgeschöpft und sich das ganze Wasser in den Ärmel geschüttet und seit zehn Minuten unaufhörlich vor sich hin geflucht hat, und will wissen, was in Dreiteufelsnamen ihr da eigentlich treibt und warum das gottverdammte Zelt immer noch nicht steht.

Letztlich steht es dann tatsächlich irgendwie, und ihr bringt die Sachen an Land. Da es aussichtslos ist, ein Holzfeuer zu entfachen, zündet ihr den Spirituskocher an und kauert euch drumherum.

Der Hauptbestandteil des Abendessens ist Regenwasser. Das Brot besteht zu zwei Dritteln daraus, die Fleischpastete ist stark damit angereichert, und die Marmelade, die Butter, das Salz und der Kaffee haben sich mit ihm zu einer Suppe vereinigt.

Nach dem Essen stellst du fest, daß dein Tabak feucht geworden ist und du nicht rauchen kannst. Zum Glück habt ihr eine Flasche von dem Stoff dabei, der aufheitert und berauscht, wenn man ihn in angemessenen Dosen zu sich nimmt, und mit seiner Hilfe erwachen deine Lebensgeister wenigstens so weit wieder, daß du beschließen kannst, dich schlafen zu legen.

Dann träumst du, daß sich ein Elefant plötzlich auf deinem Brustkorb niedergelassen hat und daß der Vulkan ausgebrochen ist und dich auf den tiefsten Meeresboden geschleudert hat, während der Elefant immer noch friedlich auf deiner Brust schläft. Du erwachst und kommst zu dem Schluß, daß wirklich irgend etwas Schreckliches passiert sein muß. Zuerst glaubst du, das Ende der Welt sei gekommen, aber dann fällt dir ein, daß das nicht sein kann und daß es sich um Mörder und Diebe handeln muß oder auch um Feuer, und dieser Schlußfolgerung verleihst du auf die landläufige Weise Ausdruck. Es kommt jedoch keine Hilfe, und du begreifst lediglich, daß dich Tausende von Leuten treten und daß du erstickt wirst.

Noch jemand scheint Probleme zu haben. Du hörst seine gedämpften Schreie unter deinem Lager hervordringen. Du beschließt – geschehe, was wolle –, dein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, und beginnst wie ein Wilder zu kämpfen, schlägst mit Armen und Beinen nach rechts und links und schreist dabei, was die Lunge hergibt. Schließlich gibt etwas nach, und dein Kopf ist plötzlich an der frischen Luft. Keinen Meter entfernt erkennst du einen halbnackten Halsabschneider in der Dunkelheit, der im Begriff ist, dich umzubringen, und gerade als du dich auf einen Kampf auf Leben und Tod einstellst, dämmert dir, daß es Jim ist.

Er erkennt dich im selben Augenblick.

»Ach, du bist's«, sagt er.

»Genau«, antwortest du und reibst dir die Augen, »was ist passiert?«

»Sieht aus, als war das verfluchte Zelt zusammengekracht«, sagt er. »Wo ist Bill?«

Ihr holt tief Luft und ruft: »Biiillll«, worauf der Boden unter euch zu rucken und zu zappeln beginnt, und die erstickte Stimme, die du vorher schon vernommen hattest, antwortet:

»Kannst du vielleicht mal von meinem Kopf runtergehen?!« Und Bill arbeitet sich heraus. Er ähnelt einem matschigen, zertretenen Müllhaufen und ist unangemessen schlechter Laune, da er offenbar glaubt, das alles sei absichtlich geschehen.

Am Morgen seid ihr alle drei ohne Stimme, denn in der Nacht habt ihr euch üble Erkältungen geholt; dennoch habt ihr einander viel mitzuteilen, und so krächzt ihr euch während des ganzen Frühstücks Verwünschungen an den Hals.

Wir faßten folglich den Beschluß, nur bei schönem Wetter zu campen und uns wie anständige Bürger in ein Hotel, einen Gasthof oder eine Wirtschaft zu begeben, wenn es zu feucht würde oder wenn uns der Sinn nach Abwechslung stand.

Montmorency begrüßte diesen Kompromiß sehr. Romantische Einsamkeit ist nichts, was ihn begeistert. Er liebt Lärm, und wenn es dabei ein bißchen ordinär zugeht, um so besser. Wenn man Montmorency sieht, dann möchte man glauben, er sei ein Engel in Foxterriergestalt, der aus einem den Menschen verborgenen Grund zur Erde gesandt wurde. Er hat so einen Ausdruck von Was-ist-das-nur-für-eine-schreckliche-Welt-und-könnte-ich-nur-etwas-tun-um-sie-besser-und-anständiger-zu-machen im Gesicht, der nachweislich schon Tränen in die Augen frommer älterer Herrschaften hat steigen lassen.

Als er begann, auf meine Kosten zu leben, war ich davon überzeugt, ich würde ihn nicht lange behalten können. Oft saß ich da und betrachtete ihn, wie er auf seiner Decke saß und zu mir aufschaute, und ich dachte:

»Ach, dieser Hund wird es nicht lange machen. Ihm ist es bestimmt, im Himmelswagen ins Paradies aufzufahren.«

Doch als ich rund ein Dutzend von ihm umgebrachte Hühner bezahlt hatte, als ich das knurrende und zappelnde Bündel am Genick aus einhundertvierzehn Straßenkämpfen gezerrt hatte, als mich eine vor Wut schäumende Frau einen Mörder genannt und mir zum Beweis eine tote Katze vorgelegt hatte, als mich der Mann von nebenan verklagt hatte, weil ich eine Bestie hielte, die ihn in seinem eigenen Geräteschuppen belagert habe, so daß er an einem eisigen Abend über zwei Stunden lang nicht gewagt habe, die Nase rauszustrecken, als ich erfahren hatte, daß der Gärtner – ein Mensch, den ich gar nicht kannte - dreißig Shilling gewonnen hatte, indem er bei einer Wette auf ihn setzte, die darum ging, möglichst viele Ratten in einer bestimmten Zeit zu töten, da begann ich zu glauben, daß ihm vielleicht doch ein etwas längeres Erdendasein beschieden sein würde.

Unter Leben versteht Montmorency, sich bei Ställen rumzutreiben und aus den am schlimmsten verwahrlosten Hunden der Stadt eine Bande zusammenzutrommeln, um mit ihr durch die Vororte zu streifen und andere verwahrloste Hunde zu bekämpfen. Daher fand, wie ich oben schon feststellte, die Aussicht auf Gasthöfe, Wirtschaften und Hotels seine begeisterte Zustimmung.

Nachdem wir also die Frage des Übernachtens zur allgemeinen Zufriedenheit von uns vieren gelöst hatten, blieb nur noch zu besprechen, was wir mitnehmen sollten. Wir hatten uns gerade dieser Frage zugewandt, als Harris sagte, ihm reiche das Gerede für diesen Abend, und vorschlug, wir sollten ausgehen und einen zur Brust nehmen, er habe da um die Ecke ein Plätzchen entdeckt, wo man einen irischen Tropfen bekomme, der sich wirklich lohne.

George sagte, er sei durstig (ich habe nie erlebt, daß George nicht durstig ist), und da ich so eine Ahnung hatte, daß ein bißchen warmer Whisky mit einer Zitronenscheibe meine Gebrechen lindern würde, wurde die Diskussion einstimmig auf den folgenden Abend verschoben, worauf die Versammlung sich die Hüte aufsetzte und das Haus verließ.

## DRITTES KAPITEL

*Die Planung wird abgeschlossen – Harris' Arbeitsmethode – Wie ein Familienoberhaupt ein Bild aufhängt – George leistet einen sinnvollen Beitrag – Die Freuden des morgendlichen Schwimmens – Vorkehrungen für den Fall des Kenterns.*

**Am** folgenden Abend setzten wir uns also wieder zusammen, um unsere Vorbereitungen zu besprechen und die Planung abzuschließen. Harris sagte:

»Also, als erstes müssen wir klären, was wir mitnehmen. J. nimm dir mal einen Zettel und schreib mit, und du, George, holst den Warenhauskatalog, und wenn mir jemand einen Stift gibt, dann lege ich eine Übersicht an.«

Das ist Harris, wie er leibt und lebt: immer bereit, sich alle Last aufzubürden – und sie dann auf dem Rücken anderer abzuladen.

Er erinnert mich immer an meinen seligen Onkel Podger. Sie haben in Ihrem ganzen Leben noch kein Haus in einem solch chaotischen Zustand erlebt, wie wenn Onkel Podger sich anschickte, etwas »in die Hand zu nehmen«. Sagen wir, ein Bild sei vom Rahmenmacher zurückgekommen, lehne im Speisezimmer an der Wand und warte darauf, aufgehängt zu werden. Darauf fragt Tante Podger, was mit ihm geschehen soll, und Onkel Podger antwortet:

»Oh, überlaßt das nur mir. Ihr braucht euch da überhaupt nicht drum zu kümmern; ich nehme das in die Hand.«

Und dann zieht er seine Jacke aus und fängt an. Er schickt das Hausmädchen los, es soll für sechs Pennies Nägel kaufen, und dann schickt er einen der Jungs hinterher, um ihr zu sagen, wie groß sie sein sollen. Auf die Art setzt er nach und nach das ganze Haus in Bewegung.

»Will, du holst mir den Hammer«, ruft er, »und Tom, du bringst den Zollstock. Außerdem brauche ich die Trittleiter, und ein Küchenstuhl ist wahrscheinlich auch nötig. Und du, Jim, du läufst zu Mr. Goggles und sagst: ›Schöne Grüße von Papa, er hofft, daß es Ihrem Bein besser geht, und ob Sie ihm wohl Ihre Wasserwaage leihen

könnten.« Und du läufst nicht weg, Maria, ich brauche jemanden, der mir die Lampe hält; und wenn das Mädchen mit den Nägeln wiederkommt, dann soll es noch mal losgehen, Bilderschnur holen; und Tom – wo ist Tom? Komm her, Tom; dich brauche ich, um mir das Bild anzureichen.«

Und dann hebt er das Bild hoch und läßt es fallen, und es springt aus dem Rahmen, und er will das Glas retten, und dabei schneidet er sich, und dann rennt er im ganzen Zimmer umher und sucht sein Taschentuch. Er findet sein Taschentuch aber

nicht, denn es war in seiner Jackentasche, und er weiß nicht, wo er die Jacke hingetan hat, als er sie auszog, und nun müssen alle im Haus die Suche nach seinen Werkzeugen sein lassen und statt dessen die Suche nach seiner Jacke aufnehmen, während er in der Gegend herumspringt und allen im Weg ist.

»Weiß denn niemand in diesem Haus, wo meine Jacke ist? So eine Ignorantenhorde habe ich ja mein Lebtag noch nicht gesehen, so wahr ich hier sitze! Da lauft ihr zu sechst herum und findet eine Jacke nicht, die ich vor fünf Minuten erst ausgezogen habe! Also, von allen...«

Dann steht er auf und stellt fest, daß er auf der Jacke gesessen hat.

»Ihr könnt aufhören!« brüllt er dann. »Ich hab sie selber gefunden. Da könnte ich ja genausogut die Katze losschicken, mir was zu suchen, bevor ich euch frage.«

Und wenn dann eine halbe Stunde damit zugebracht wurde, seinen Finger zu verbinden, wenn eine neue Glasscheibe besorgt und die Werkzeuge, die Leiter, der Stuhl und die Lampe herbeigeschafft sind, dann nimmt er einen neuen Anlauf. Die komplette Familie, einschließlich Hausmädchen und Aufwartefrau, steht auf Abruf im Halbkreis. Zwei müssen den Stuhl halten, ein dritter hievt ihn hinauf und hilft ihm obenbleiben, ein vierter reicht ihm einen Nagel, ein fünfter den Hammer, und er greift nach dem Nagel und läßt ihn fallen.

»Da habt ihr's«, sagt er beleidigt, »jetzt ist der Nagel weg.« Darauf rutschen wir alle auf den Knien auf dem Boden herum, während er auf dem Stuhl steht und rumgrummelt, ob er vielleicht den ganzen Abend da oben verbringen soll.

Schließlich wird der Nagel gefunden, aber mittlerweile hat er den Hammer nicht mehr.

»Wo ist der Hammer? Was habe ich mit dem Hammer gemacht? Grundgütiger Himmel, da haltet ihr zu siebt Maulaffen feil, aber keiner weiß, wo ich den Hammer hingetan habe!«

Wir finden auch den Hammer wieder, doch inzwischen hat er die markierte Stelle an der Wand aus den Augen verloren, wo der Nagel eingeschlagen werden sollte, und nacheinander muß jeder von uns neben ihn auf den Stuhl klettern und die Wand absuchen, und jeder findet die Markierung woanders, und er schimpft einen nach dem anderen einen Trottel und schickt ihn wieder runter. Darauf ergreift er den Zollstock und mißt neu aus und kommt zum Ergebnis, daß er von der Ecke aus die Hälfte von einunddreißig und drei Achtel Zoll braucht, und er versucht, das im Kopf auszurechnen, und dreht fast durch dabei.

Wir versuchen auch alle, es im Kopf auszurechnen, aber jeder kriegt was anderes raus und macht sich über die anderen lustig. Bei dem Durcheinander weiß schließlich niemand mehr die ursprüngliche Zahl, und Onkel Podger muß erneut messen.

Diesmal nimmt er ein Stück Schnur zu Hilfe, und genau im entscheidenden Moment, als er sich in einem Fünfundvierzig-Grad-Winkel vom Stuhl lehnt, um eine Stelle zu erreichen, die drei Zoll außerhalb seiner Reichweite liegt, entgleitet ihm die Schnur, und er kracht aufs Klavier und erzeugt einen interessanten klanglichen Effekt, da er mit Kopf und Körper alle Tasten zugleich anschlägt.

Darauf sagt Tante Maria, sie läßt nicht zu, daß die Kinder solche Ausdrücke zu hören bekommen.

Irgendwann hat Onkel Podger die Stelle dann wieder markiert, und er setzt den Nagel mit der linken Hand darauf und greift den Hammer mit der rechten. Schon mit dem ersten Schlag trifft er prompt seinen Daumen, und mit einem Aufschrei läßt er einem von uns den Hammer auf den Fuß fallen.

Tante Maria bemerkt daraufhin ganz ruhig, Onkel Podger möge es ihr doch das nächste Mal rechtzeitig ankündigen, wenn er wieder einen Nagel einzuschlagen gedenke, dann könne sie sich darauf einstellen und die Woche bei ihrer Mutter verbringen.

»Ach, ihr Frauen macht immer so einen Wirbel um alles«, gibt Onkel Podger zurück und berappelt sich wieder, »mir machen diese kleinen Arbeiten im Haus Spaß.«

Und dann macht er einen zweiten Versuch, und bei diesem Schlag saust der Nagel durch den Putz wie durch Butter, und der halbe Hammer geht gleich hinterher, und Onkel Podger klatscht gegen die Wand, daß ihm fast die Nase plattgedrückt wird.

Dann müssen wir den Zollstock und die Schnur wiederfinden, eine neue Stelle wird ermittelt, und gegen Mitternacht hängt das Bild – sehr schief und sehr locker. Die Wand drumherum sieht meterweit aus, als habe sie jemand mit dem Schürhaken bearbeitet, und alle Beteiligten sind fix und fertig – bloß Onkel Podger nicht.

»Na also«, sagt er, steigt vom Stuhl voll auf die Hühneraugen der Aufwartefrau und betrachtet stolzgeschwellt das Desaster, das er angerichtet hat. »Und für diese Kleinigkeit hätte so mancher extra einen Handwerker kommen lassen.«

Harris wird mal ganz genauso, wenn er erwachsen ist, und ich sagte ihm das auch. Ich sagte, ich könne nicht zulassen, daß er sich so viel Arbeit auflädt:

»Nein, du holst den Zettel und den Stift und den Katalog, und George schreibt, und ich mache die Arbeit.«

Unsere erste Liste mußten wir wegwerfen. Es war unverkennbar, daß der Oberlauf der Themse von einem Schiff der Größenordnung, wie wir es für unsere unverzichtbarsten Dinge gebraucht hätten, nicht befahrbar war. Wir zerrissen die Zettel und sahen uns an.

»Wir gehen das Ganze von der falschen Seite an«, sagte George. »Wir dürfen nicht die Sachen aufschreiben, die wir gut gebrauchen könnten, sondern bloß die, ohne die es auf keinen Fall geht.«

Man sollte es kaum glauben, aber George kann bisweilen richtig umsichtig sein. Für mich ist das regelrechte Weisheit, nicht bloß, was den aktuellen Fall angeht, sondern ganz allgemein in bezug auf unsere Fahrt auf dem Fluß des Lebens. Wie viele Menschen beladen ihr Boot auf dieser Reise so sehr mit unnützen Sachen, daß es vollzulaufen droht?! Sachen, von denen sie glauben, daß sie dem Vergnügen und der Bequemlichkeit der Fahrt dienen, die aber eigentlich nichts als Ballast sind.

Bis an die Mastspitzen stapeln sie ihr schwaches kleines Fahrzeug voll, mit schicken Kleidern und imposanten Häusern, mit überflüssigem Personal und einer Masse feiner Freunde, denen sie höchstens ein müdes Lächeln wert sind und für die sie selbst noch nicht mal das investieren würden, mit teurem Spielzeug, mit dem niemand spielt, mit Ritualen und Moden, mit schönem Schein und dickem Protz, mit – und das ist der schwerste, idiotischste Ballast überhaupt! –, mit der Furcht vor dem, was die Nachbarn sagen könnten, mit Luxus, der ihnen hochkommt, mit Amusement, das sie zu Tode langweilt, mit hohlem Getue, das Kopfschmerz und Schwindel verursacht, wie die Eisenkrone, die einst Verbrechern aufgesetzt wurde.

Ballast ist das, Mensch, nichts als Ballast! Wirf ihn doch über Bord! Dein Boot wird so unbeweglich davon, daß dir an den Riemen schwarz vor Augen wird. Es ist so schwer zu steuern, die Fahrt ist so riskant, daß du vor lauter Angst und Sorge die Freiheit des Moments gar nicht mehr wahrnimmst, nie träge träumend einen Tag verträdelst. Wann siehst du je die windgetriebnen Schatten übers flache Wasser gleiten? Wann huscht dein Auge mit den Sonnenstrahlen funkelnd durch die kleinen Wellen? Du siehst nicht, wie die großen Uferbäume ihr Spiegelbild im Wasser schauen, hast keine

Zeit, den Wäldern, den grün-goldnen, einen Blick zu schenken, den weißen Maiglöckchen, den gelben Narzissen, dem dunklen Schilf, dem wiegenden Riedgras, dem Knabenkraut und dem Vergißmeinnicht.

Wirf diesen Plunder fort, Mensch! Dein Lebensboot sei leicht; nur was du wirklich brauchst, soll es beschweren: ein warmes Heim und schlichte Freuden, ein, zwei Freunde, die die Bezeichnung wert sind, jemand, den du liebst, und jemand, der dich liebt, eine Katze, ein Hund und ein paar Pfeifen, genug zu essen, genug zum Anziehen und ein bißchen mehr als genug zu trinken, denn Durst ist eine üble Sache.

So steuert sich dein Boot viel besser; es kentert nicht so leicht, und wenn es kentern sollte, dann ist der Schaden nicht so groß, denn solide, schlichte Dinge halten Wasser aus. Und Zeit hast du – Zeit zu denken, Zeit zu handeln, Zeit, die Lebenssonne aufzusaugen. Zeit, dich an die Äolsklänge hinzugeben, die der Himmelswind allüberall der Harfe der Menschenherzen entlockt; Zeit, um die...

Oh, Verzeihung, ich habe mich gehenlassen.

Wir übertrugen also George die Aufgabe, und er fing auch gleich mit der Liste an.

»Das Zelt lassen wir weg«, schlug er vor, »statt dessen nehmen wir ein Boot mit Plane. Das vereinfacht alles ganz enorm und ist auch viel gemütlicher.«

Der Gedanke leuchtete uns ein, daher stimmten wir zu. Ich weiß nicht, ob Sie so was kennen. Man spannt u-förmige Metallstangen quer übers Boot, breitet eine große Plane darüber aus, befestigt sie rundherum, und schon verwandelt sich das Boot in eine Art kleines Haus. Das ist ungeheuer gemütlich, wenn auch etwas beengt, doch wo Licht ist, ist auch Schatten, sagte schon der Mann, der nach dem Tod seiner Schwiegermutter für das Begräbnis aufkommen sollte.

George sagte, wir brauchten dann nur eine Decke für jeden, eine Lampe, etwas Seife, Kamm und Bürste (für alle), eine Zahnbürste (pro Person), eine Waschschüssel, Zahnpulver, Rasierzeug (es klang wie eine Lektion aus Französisch in zwei Wochen) und ein paar große Badetücher. Ich finde es auffällig, daß die Leute immer so ein großes Gewese um ihre Badeutensilien machen, wenn sie sich irgendwohin in Wassernähe begeben, aber wenn sie da sind, hocken sie meist nur am Ufer.

Am Meer ist es genau dasselbe. In London nehme ich mir immer vor, während des Urlaubs ganz früh aufzustehen und noch vor dem Frühstück eine Runde zu schwimmen, deshalb denke ich immer gewissenhaft daran, Badehose und Badetuch einzupacken. Ich trage nur rote Badehosen. Rot steht mir, finde ich, es paßt gut zu meiner Haut. Wenn ich dann am Meer bin, erscheint mir jedoch das Bad am frühen Morgen nicht mehr ganz so ersehenswert wie in der Stadt.

Im Gegenteil sogar: Irgendwie habe ich eher das Bedürfnis, bis zum letzten Moment im Bett zu bleiben und dann gerade noch rechtzeitig zum Frühstück nach unten zu gehen. Ein oder zwei Mal konnte ich den inneren Schweinehund besiegen, stand um sechs auf, zog mich an, nahm Badehose und Handtuch und stolperte nicht eben begeistert los. Ein Vergnügen wurde es nicht.

Wenn ich frühmorgens schwimmen will, scheint jedesmal ein besonders schneidender Ostwind Dienst zu haben, außerdem hat irgendwer alle Steine mit der Spitze nach oben gedreht sowie scharfe Kanten in die Felsen geschliffen und mit ein bißchen Sand vor meinen Augen verborgen. Das Meer selbst hat man weit nach draußen verlegt, so daß ich bibbernd, die Arme um den Körper geschlungen, zwei Meilen durch knöcheltiefes Wasser stelzen muß. Und wenn ich schließlich da bin, erweist sich die See als tobende Zumutung.

Eine riesige Welle packt mich und schleudert mich mit dem Allerwertesten so fest sie kann auf einen Stein, der eigens für mich hingelegt wurde, doch bevor ich noch richtig Aua schreien und mich auf Schäden untersuchen kann, kommt sie wieder und schleppt mich mitten auf den Ozean. Wie ein Wilder fange ich an, in Richtung Ufer zu strampeln, und mir schießt durch den Kopf, ob ich wohl je mein Zuhause und meine Freunde wiedersehe, und ich wollte, ich wäre zu meiner kleinen Schwester als Junge netter gewesen (als ich ein Junge war, wohlgemerkt). Als ich gerade alle Hoffnung fahrenlassen will, zieht sich die Welle zurück und läßt mich wie einen ausgespreizten Seestern auf dem Sand zurück. Ich stehe auf, schaue mich um und stelle fest, daß ich die ganze Zeit in knietiefem Wasser um mein Leben geschwommen bin. Ich stakse zu meinen Sachen, ziehe mich an und wanke zurück ins Hotel, wo ich vorgeben muß, es genossen zu haben.

Im Moment redete jeder von uns dreien, als ob er allmorgendlich ausgiebigst zu schwimmen gedächte. George sagte, es sei herrlich, an einem taufrischen Morgen im Boot aufzuwachen und dann in den klaren Fluß zu springen. Harris sagte, nichts sei appetitfördernder, als vor dem Frühstück eine Runde zu schwimmen, ihm würde das immer einen Mordshunger machen. George sagte, wenn das Schwimmen dazu führe, daß Harris noch mehr essen würde als sowieso schon, dann sei er entschieden dagegen, daß Harris überhaupt ins Wasser gehe. Es würde auch so schon mühsam genug werden, ausreichend Nahrung für ihn flußaufwärts zu rudern.

Ich gab George jedoch zu bedenken, daß ein sauber duftender Harris an Bord um vieles erfreulicher sein würde, selbst wenn wir deswegen ein paar Zentner Lebensmittel mehr mitnehmen müßten. Dieser Aspekt leuchtete ihm ein, daher zog er seine Einwände gegen Harris' Badeaktivitäten zurück. Folgerichtig beschlossen wir

deshalb, drei Badetücher mitzunehmen, damit nicht einer auf den anderen warten müßte.

Zum Anziehen, sagte George, würden zwei Flanellanzüge für jeden reichen. Wenn sie schmutzig wären, könnten wir sie nämlich im Fluß waschen. Wir fragten ihn, ob er je Flanellanzüge in einem Fluß gewaschen hätte, und er sagte, nein, nicht direkt, aber er kenne ein paar Leute, die das gemacht hätten, und es sei ganz einfach. Harris und ich waren dämlich genug zu glauben, er wisse, wovon er redete, daß nämlich drei gutbürgerliche junge Männer ohne gesellschaftliche Position und ohne jede Wascherfahrung in der Lage sein sollten, ihre Hemden und Hosen mit ein bißchen Seife in der Themse sauberzukriegen.

In den folgenden Tagen – als es zu spät war – sollte uns klarwerden, daß George ein mieser Schwindler war, der offensichtlich absolut keine Ahnung von dem hatte, was er da erzählte. Wenn Sie die Anzüge hinterher gesehen hätten... Aber wie heißt es in den Groschenheften: Ich will nicht vorgreifen.

George schärfte uns ein, reichlich Socken und Wäsche zum Wechseln mitzunehmen, falls wir kentern sollten und uns umziehen müßten, außerdem viele Taschentücher, um alles mögliche abzuwischen, sowie – außer unseren Bootschuhen – ein Paar zusätzliche Lederstiefel; im Fall eines Schiffbruchs würden wir froh darüber sein.

## VIERTES KAPITEL

*Die Frage der Ernährung – Einwände gegen Petroleum in der näheren Umgebung – Die Vorzüge von Käse als Reise-begleiter – Eine Frau verläßt ihr Zuhause – Weitere Vorsichts-maßnahmen gegen das Kentern – Ich packe – Die Bosheit von Zahnbürsten – George und Harris packen – Montmorency benimmt sich scheußlich – Wir begeben uns zur Ruhe.*

**DANN** besprachen wir die Ernährungsfrage. George sagte: »Fangen wir mit dem Frühstück an.« (Er ist so pragmatisch.)

»Also, fürs Frühstück brauchen wir eine Bratpfanne...« (Harris warf ein, so was sei unverdaulich, worauf wir ihm dringend nahelegten, sich nicht wie ein Kindskopf aufzuführen, und George konnte weitermachen.) »...eine Teekanne, einen Wasserkessel und einen Spirituskocher. Kein Petroleum!« sagte er mit bedeutungsvollem Blick, und Harris und ich stimmten zu.

Einmal hatten wir einen Petroleumkocher mitgenommen, aber auch nur einmal. Wir hätten jene Woche genausogut in einem Heizöllager verbringen können. Der Gestank durchdrang alles. Ich habe nie wieder etwas derart durchdringend Stinkendes erlebt

wie Petroleum. Wir hatten es am Bug des Boots verstaut, und von dort zog der Dunst bis zur Ruderbank und durchdrang das ganze Boot und alles, was vorhanden war. Er zog über den Fluß, legte sich auf die Landschaft und verpestete die Luft. Manchmal wehte ein öliger Westwind, dann wieder ein öliger Ostwind, doch manchmal blies auch ein öliger Nordwind oder gar ein öliger Südwind. Es spielte überhaupt keine Rolle, ob er aus der eisigen Arktis oder aus den Weiten der Wüste kam – uns erreichte er vollgesogen mit dem Aroma von Petroleum.

Dieses Öl verdarb sogar die Sonnenuntergänge, und was das Mondlicht anging – es hatte eindeutigen Petroleumgeruch.

In Marlow versuchten wir es abzuschütteln. Wir ließen das Boot an der Brücke und wanderten durch die Stadt, in der Hoffnung, ihm zu entfliehen, doch es verfolgte uns. Der ganze Ort roch nach Öl. Wir gingen über den Friedhof, und es schien, als würden die Leute dort in Öl begraben. Die Hauptstraße stank so nach Öl, daß wir uns fragten, wie jemand dort wohnen könne. Dann wanderten wir meilenweit in Richtung Birmingham, aber die ganze Landschaft war wie in Öl gebadet.

Am Ende jener Reise trafen wir uns um Mitternacht auf einem verlassenem Feld unter einer vom Blitz gespaltenen Eiche und schworen den feierlichen Eid (geschworen hatten wir die ganze Woche über alles mögliche, doch die Formulierungen hatten stets einen gewissen aggressiven Unterton gehabt), niemals wieder Petroleum bei einer Bootsfahrt mitzunehmen – außer natürlich im Krankheitsfall.

Deshalb nahmen wir diesmal mit Brennspritus vorlieb. Auch der ist schon schlimm genug. Man hat plötzlich Spiritus-Pastete und Spiritus-Kuchen, doch Brennspritus ist viel bekömmlicher als Petroleum, wenn man große Mengen davon zu sich nimmt.

Was die weiteren Frühstücksbestandteile anging, so schlug George Eier und Speck vor, weil sie einfach zubereitet werden könnten, ferner kalten Braten, Tee, Brot, Butter und Marmelade. Zu Mittag, meinte er, könnten wir Kekse, kalten Braten, Brot, Butter und Marmelade zu uns nehmen – aber keinen Käse! Käse habe, wie Petroleum, eine zu starke Eigendynamik. Er beanspruche das ganze Boot für sich. Er dringe durch den Vorratskorb und versehe alle anderen Lebensmittel mit einem käsigen Beigeschmack. Man wisse gar nicht mehr, ob man Apfelkuchen oder Würstchen oder Erdbeeren mit Schlagsahne esse – alles sei Käse. Er habe einfach einen zu starken Geruch.

Ich weiß noch, wie ein Freund von mir mal in Liverpool einige Laib Käse kaufte. Es war wunderbarer Käse, reif und mild und mit einem 200-PS-Geruch, der mühelos drei Meilen überbrückte und einen Menschen auf zweihundert Meter umkippen ließ. Ich war damals auch gerade in Liverpool, und mein Freund fragte mich, ob es mir etwas

ausmachen würde, den Käse mit nach London zu nehmen, da er erst ein oder zwei Tage später heimfahren würde und der Käse schon reif genug sei.

»Aber mit Vergnügen, mein Lieber«, antwortete ich, »mit Vergnügen.«

Ich holte den Käse ab und rief eine Droschke. Die Klapperkiste wurde von einem x-beinigen, kurzatmigen Schlafwandler dahingeschleppt, den sein Besitzer während unserer Unterhaltung in einem Anflug von Idealismus als Pferd bezeichnete. Ich lud den Käse aufs Dach und los ging's, munter wie ein Totenglöckchen – das Gezuckel hätte der schnellsten Dampf-walze zur Ehre gereicht. Dann bogen wir um eine Ecke. Hier blies der Wind plötzlich einen Käsehauch genau auf unser Roß zu. Das weckte es auf, und mit einem entsetzten Schnauben jagte es mit drei Meilen pro Stunde davon. Der Wind kam weiter aus derselben Richtung, und noch bevor wir das Ende der Straße erreicht hatten, lag der Gaul unter Aufbietung aller Kräfte bei vier Meilen pro Stunde, so daß die Invaliden und die korpulenten alten Damen förmlich stillzustehen schienen.

Außer dem Kutscher waren am Bahnhof noch zwei Gepäckträger nötig, um den Gaul auf der Stelle zu halten, und ich glaube, auch so hätten sie es nicht geschafft, hätte nicht einer von ihnen dem Tier geistesgegenwärtig ein Taschentuch auf die Nase gedrückt und ein Stück Packpapier angezündet.

Ich holte mir eine Fahrkarte und marschierte selbstbewußt mit meinem Käse auf den Bahnsteig – rechts und links von mir wichen die Leute ehrfurchtsvoll zurück. Der Zug war sehr voll, und ich mußte in ein Abteil, in dem bereits sieben Leute saßen. Ein schlechtgelaunter alter Herr erhob zwar Einwände, aber ich ging dennoch hinein, verstaute die Käselaike im Gepäcknetz, quetschte mich mit freundlichem Lächeln auf die Sitzbank und merkte an, es sei heiß heute. Ein paar Minuten vergingen, dann begann der alte Herr unruhig zu werden.

»Ziemlich stickig hier drin«, sagte er.

»Ja, ganz schön drückend«, sagte sein Nachbar. Und dann fingen beide an herumzuschnupern, und beim dritten Einatmen bekamen sie eine volle Ladung ab, worauf sie wortlos aufstanden und das Abteil verließen. Danach erhob sich eine rundliche Dame und sagte, es sei eine Schande, daß man eine anständige verheiratete Frau derart vertreibe, und sie nahm ihre Tasche und ihre acht Päckchen und ging. Die übrigen vier Mitreisenden verhielten sich eine ganze Weile ruhig, bis ein würdevoll aussehender Mann in der Ecke, der von seiner Kleidung und seiner ganzen Erscheinung her zur Sparte der Bestattungsunternehmer zählte, sagte, er müsse irgendwie an Kinderleichen denken. Daraufhin drängten die anderen drei alle gleichzeitig zur Tür und holten sich Quetschungen.

Ich lächelte dem Herrn in Schwarz zu und sagte, wie es aussähe, würden wir das Abteil ganz für uns haben, und er lachte freundlich und meinte, manche Leute würden wirklich aus einer Mücke einen Elefanten machen. Doch nach diesem Beginn wurde auch er seltsam still, weshalb ich ihn in der Nähe von Crewe zu einem Drink einlud. Er schlug ein, also drängten wir uns durch bis zum Speisewagen, wo wir eine Viertelstunde lang brüllten und trampelten und unsere Regenschirme schwenkten, bis eine junge Dame uns fragte, ob wir einen Wunsch hätten.

»Was trinken Sie?« wandte ich mich an meinen Freund. »Mir bitte für eine halbe Krone Brandy, Fräulein, ohne alles, wenn's recht ist«, gab er zur Antwort.

Und als er den getrunken hatte, ging er und suchte sich einen Platz in einem anderen Abteil. Ich fand das hinterhältig.

Von Crewe an hatte ich das Abteil für mich allein, obwohl der Zug überfüllt war. Wenn wir an einen Bahnhof kamen und die Leute mein leeres Abteil sahen, ging immer ein großes Gerenne los. »Komm hierher, Maria, komm, hier ist alles frei.«

»Hierdrin ist Platz, Tom, das nehmen wir.« Und dann kamen sie vollbeladen angehetzt und schubsten sich gegenseitig von der Tür weg, um als erste reinzukommen. Einer bekam sie schließlich auf, stieg die Stufen hoch und prallte auf den hinter ihm Stehenden zurück. So kamen sie alle kurz rein, taten einen Atemzug und gingen wieder, um sich in andere Abteile zu zwängen oder den Zuschlag für die Erste Klasse zu zahlen.

In London lieferte ich den Käse bei meinem Freund zu Hause ab. Als seine Frau den Raum betrat, sog sie einmal prüfend die Luft ein und sagte dann:

»Was ist passiert? Sagen Sie das Schlimmste zuerst.« »Es ist Käse«, sagte ich. »Tom hat ihn in Liverpool gekauft und mich gebeten, ihn mitzunehmen.«

Und ich gab darüber hinaus der Hoffnung Ausdruck, sie werde den Geruch nicht mit mir in Verbindung bringen, worauf sie sagte, da müsse ich mir keine Sorgen machen, aber sie werde mit Tom zu reden haben, wenn er zurück sei.

Mein Freund wurde jedoch länger in Liverpool aufgehalten, als er erwartet hatte, und als er nach drei Tagen immer noch nicht zu Hause war, sprach seine Frau bei mir vor.

»Was hat Tom in bezug auf diesen Käse gesagt?« fragte sie. Ich sagte ihr, er habe angewiesen, ihn an einem feuchten Ort aufzubewahren und ihn nicht anzurühren.

»Den rührt bestimmt niemand an«, sagte sie. »Hat er mal daran gerochen?«

Ich dachte schon, sagte ich und fügte hinzu, Tom scheine großen Wert auf diesen Käse zu legen.

»Sie meinen also«, insistierte sie, »er wäre nicht erfreut, wenn ich jemandem ein Pfund dafür gäbe, ihn wegzuschaffen und irgendwo zu vergraben?«

Ich antwortete, nie wieder würde dann ein Lächeln auf seine Lippen kommen.

Ihr kam eine Idee. Sie sagte:

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, den Käse für ihn aufzubewahren? Ich lasse ihn vorbeischicken.«

»Teuerste«, erwiderte ich, »was mich selbst betrifft, so mag ich das Aroma von Käse, und die Reise mit dem Käse neulich von Liverpool wird mir immer als angenehmer Abschluß eines schönen Urlaubs in Erinnerung bleiben. Doch wir müssen in dieser Welt auch Rücksicht auf andere nehmen. Die Dame, unter deren Dach zu wohnen ich die Ehre habe, ist Witwe und, soweit mir bekannt ist, wohl auch noch Waise. Sie hat eine starke oder – wenn ich so sagen darf – beredte Abneigung gegen das, was sie ›Zumutung‹ nennt. Die Anwesenheit des Käses Ihres Gatten würde sie – das fühle ich instinktiv – als eine solche ›Zumutung‹ auffassen, und ich möchte mir nicht nachsagen lassen, daß ich derart mit Witwen und Waisen umgehe.«

»Nun gut«, sagte die Frau meines Freundes und erhob sich, »dann bleibt mir nichts anderes übrig, als mit den Kindern in ein Hotel zu ziehen, bis dieser Käse gegessen ist. Ich lehne es jedenfalls ab, mit ihm weiterhin unter einem Dach zu leben.«

Sie machte ihre Worte wahr und überließ ihr Haus der Obhut der Aufwartefrau, die auf Fragen, wie sie diesen Gestank aushalte, zur Antwort gab: »Welchen Gestank?«, und die, wenn man sie ganz dicht vor den Käse führte und tief einzuatmen bat, angab, sie könne ganz schwach das Aroma von Melonen wahrnehmen. Man durfte also davon ausgehen, daß der Frau in dieser Luft wohl keine gesundheitlichen Schäden drohten, daher konnte man sie guten Gewissens dort lassen.

Die Hotelrechnung betrug mehr als fünfzehn Pfund Sterling. Nachdem mein Freund sämtliche Kosten zusammengerechnet hatte, stellte er fest, daß ihn der Käse bisher pro Pfund acht Shilling und sechs Pence gekostet hatte. Er sagte, er sei wirklich ein Käsefreund, aber dieser übersteige seine Mittel, und er beschloß, ihn loszuwerden. Er warf ihn in den Kanal, mußte ihn aber wieder rausfischen, weil die Bootsleute sich beschwerten, ihnen würde ganz schwindlig davon. Daraufhin schleppte er den Käse in einer dunklen Nacht auf den Friedhof, doch da entdeckte ihn der Leichenbeschauer und machte schrecklichen Ärger. Er behauptete, man wolle ihn seiner Lebensgrundlage berauben, indem man die Toten aufweckte.

Schließlich wurde mein Freund den Käse aber doch noch los. Er fuhr mit ihm in einen Badeort und vergrub ihn am Strand. Die Stadt erlangte dadurch einige

Berühmtheit: Besucher sagten, nie zuvor sei ihnen bewußt geworden, wie würzig die Luft doch sei, und noch jahrelang drängelten sich hier Asthmatiker und Schwindsüchtige.

So gern ich auch Käse esse – als George sich weigerte, welchen mitzunehmen, mußte ich ihm beipflichten.

»Den Fünf-Uhr-Tee lassen wir ausfallen«, sagte George (worauf Harris' Kinnlade herunterklappte), »aber dafür machen wir uns um sieben ein richtig solides Abendessen mit allem Drum und Dran – Mittagessen, Tee und Abendbrot in einem.«

Harris Kinnlade hob sich wieder. Georges Vorstellung von dieser Mahlzeit umfaßte Fleisch und Fruchtpastete, kalten Braten, Tomaten, Obst und Grünzeug. Zum Trinken wollten wir eine hinreißend klebrige Mixtur von Harris mitnehmen, die man mit Wasser mischte und dann Limonade nannte, ferner viel Tee sowie eine Flasche Whisky – falls wir kentern sollten, wie George meinte.

Ich fand, daß George viel zu sehr auf der Falls-wir-kentern-Geschichte rumritt. Mir schien das nicht die richtige Einstellung vor Beginn einer Bootsfahrt zu sein.

Doch bin ich froh, daß wir den Whisky mitnahmen. Auf Bier und Wein verzichteten wir – sie machen schlapp und müde und sind daher auf dem Fluß nicht angebracht. Wenn man abends einen Zug durch die Gemeinde macht und nach netten Mädchen Ausschau hält, dann ist ein Gläschen gerade richtig, aber wenn man sich abrackert und einem dabei die Sonne auf den Schädel brennt, sollte man die Finger davon lassen. Bevor wir uns an diesem Abend verabschiedeten, schrieben wir alles, was mitsollte, auf, und es wurde eine ganz schön lange Liste. Am nächsten Tag, einem Freitag, trugen wir das ganze Zeug zusammen und trafen uns abends, um gemeinsam zu packen. Für die Kleidung hatten wir eine große Reisetasche, und die Lebensmittel und Kochutensilien sollten in verschiedene Körbe kommen. Wir schoben den Tisch ans Fenster, stapelten die Sachen alle in der Mitte auf dem Fußboden, setzten uns drumherum und betrachteten sie.

Ich sagte, ich würde packen.

Ich bin ziemlich stolz auf meine Packkünste. Packen gehört zu den zahlreichen Dingen, von denen ich instinktiv weiß, daß ich von ihnen mehr verstehe als sonst irgendwer. (Manchmal bin ich selbst ganz erstaunt, wie viele solcher Dinge es gibt.) Ich wies George und Harris auf diese Tatsache hin und sagte, sie sollten mir das Ganze getrost überlassen. Sie nahmen diesen Vorschlag mit einer Bereitwilligkeit auf, die mir verdächtig vorkam. George stopfte sich eine Pfeife und machte sich im Ohrensessel breit, und Harris legte die Beine auf den Tisch und zündete sich eine Zigarre an.

So hatte ich mir das eigentlich nicht vorgestellt. Ich hatte natürlich gemeint, ich würde den Vorgang überwachen und Harris und George würden meine Anweisungen ausführen, wobei ich gelegentlich einen von ihnen beiseite schieben würde – »Du bist doch zu...!«, »Komm, laß mich mak«, »Siehst du, das ist doch ganz einfach« –, das heißt, ich würde ihnen wirklich was beibringen. Ihre Auslegung meines Angebots ärgerte mich. Überhaupt ärgert mich nichts so sehr wie Leute, die herumsitzen und nichts tun, während ich arbeite.

Ich teilte mal die Wohnung mit einem Mann, der mich auf diese Art schier wahnsinnig machte. Er lag stundenlang auf dem Sofa herum und sah mir bei allem zu, was ich gerade machte; sein Blick folgte mir durchs ganze Zimmer. Er sagte, es sei sehr wohltuend für ihn, mir beim Herumwurschteln zuzusehen. Er sagte, es erzeuge bei ihm die Empfindung, daß das Leben kein unnützer Traum sei, voller gähnender Langeweile, sondern eine hehre Aufgabe mit Pflichten und harter Arbeit. Er sagte, er frage sich oft, wie er sein Leben eigentlich in den Griff bekommen habe, als er mich noch nicht kannte und niemanden hatte, dem er bei der Arbeit zusehen konnte.

Ich bin da ganz anders. Wenn ich sehe, wie jemand sich mühsam abrackert, kann ich nicht einfach still daneben sitzen. Mich überfällt das Bedürfnis, aufzuspringen und die Leitung zu übernehmen, mit den Händen in den Taschen herumzulaufen und Anweisungen zu geben. Ich bin eben ein Energiebündel, und für meine Veranlagung kann ich nichts.

Trotzdem – ich sagte überhaupt nichts dazu, sondern fing an zu packen. Es dauerte länger als ich gedacht hatte, doch schließlich war ich mit der großen Tasche fertig und setzte mich drauf, um die Riemen festzuzurren.

»Packst du die Stiefel nicht mit ein?« fragte Harris. Ich sah mich um und stellte fest, daß ich sie tatsächlich vergessen hatte. Das ist typisch Harris. Bevor ich die Reisetasche nicht verschlossen und die Gurte festgezurt habe, kriegt er das Maul nicht auf. Und George lachte dieses nervtötende, völlig unangebrachte, glucksende Lachen mit weit aufgerissenem Gebiß. Die beiden können mich auf die Palme bringen.

Ich machte die Tasche wieder auf und stopfte die Stiefel hinein, und gerade als ich sie wieder zumachen wollte, keimte ein schrecklicher Gedanke in mir auf. Hatte ich meine Zahnbürste eingepackt? Ich weiß nicht, woher das kommt, aber ich weiß nie, ob ich meine Zahnbürste eingepackt habe oder nicht.

Meine Zahnbürste macht mir auf Reisen das Leben zur Hölle. Ich träume davon, daß ich vergessen habe, sie einzupacken, wache schweißgebadet auf, springe aus dem Bett und mache mich auf die Suche. Morgens verstaue ich sie, bevor ich sie benutzt habe,

und dann muß ich sie wieder hervorkramen, und immer ist sie der letzte Gegenstand, den ich aus der Reisetasche fische. Dann packe ich das ganze Zeug wieder ein und vergesse sie dabei und muß auf den letzten Drücker noch mal die Treppe raufrennen und sie dann in mein Taschentuch gewickelt mit zum Bahnhof nehmen.

Natürlich mußte ich auch jetzt jeden einzelnen Gegenstand wieder auspacken, fand sie aber nicht. Ich wühlte mich durch die Sachen, bis der Haufen aussah wie vor Erschaffung der Welt, als das Chaos herrschte. Selbstverständlich fand ich die Zahnbürste von George, und die von Harris fiel mir achtzehnmal in die Hände, aber meine eigene war weg. Schließlich nahm ich alles und jedes einzeln in die Hand, hielt es hoch und schüttelte es. So fand ich sie in einem Stiefel. Darauf fing ich erneut zu packen an.

Als ich fertig war, fragte George, ob die Seife drin sei. Ich sagte, es sei mir schnurzpiepegal, ob die Seife drin sei oder nicht, rammte den Verschuß zu, zog die Riemen straff und stellte fest, daß ich meinen Tabakbeutel mit eingepackt hatte. Ich machte die Tasche wieder auf.

Kurz nach zehn hatte ich es schließlich geschafft, aber es blieben noch die Körbe. Harris merkte an, daß wir eigentlich vorhätten, in weniger als zwölf Stunden aufzubrechen, daher sollten vielleicht George und er den Rest übernehmen. Ich stimmte zu, setzte mich, und jetzt waren die beiden an der Reihe.

Gutgelaunt legten sie los, offenbar in der Absicht, mir vorzuführen, wie man so was macht. Ich sagte gar nichts, sondern wartete einfach ab, und mein Blick schweifte über die Stöße von Tellern und Tassen, über Wasserkessel und Flaschen und Töpfe und Pasteten, über Kocher und Kuchen und Tomaten etc. Wenn George dereinst gehängt wird, ist Harris der miserabelste Einpacker der Welt, daher versprach die Sache spannend zu werden.

Sie wurde es. Zuerst zerbrachen sie eine Tasse. Das war aber erst der Anfang. Sie machten das nur, um anzudeuten, wozu sie imstande waren, und um Aufmerksamkeit zu erregen.

Danach packte Harris den Topf mit Erdbeermarmelade auf eine Tomate und zerquetschte sie; die Tomate mußten sie daraufhin mit einem Teelöffel aus dem Korb entfernen.

Dann war George dran, und er trat auf die Butter. Ich sagte kein Wort, aber ich kam rüber, setzte mich auf die Tischkante und sah zu. Das ärgerte sie mehr als alles, was ich hätte sagen können. Ich spürte das. Es machte sie nervös und gereizt, und sie traten auf Sachen oder stellten Sachen hinter sich ab und konnten sie dann nicht

finden, wenn sie sie einpacken wollten, und sie stellten die Pasteten ganz nach unten und schwere Sachen obendrauf, so daß die Pasteten völlig zerdrückt wurden.

Über alles verstreuten sie Salz, und was sie mit der Butter anstellten! Ich habe in meinem ganzen Leben keine zwei Männer erlebt, die mit Butter im Wert von einem Shilling und zwei Pence mehr anstellten als diese beiden. Nachdem George sie von seinem Schuh abhatte, wollten sie sie im Kessel verstauen. Sie ging aber nicht rein, und was drin war, ging nicht wieder raus. Schließlich mußten sie sie rauskratzen, und dann legten sie sie auf einen Stuhl, und Harris setzte sich drauf, und sie blieb an ihm kleben, und sie suchten das ganze Zimmer danach ab.

»Ich kann schwören, daß ich sie auf diesen Stuhl getan habe«, sagte George und beäugte die leere Sitzfläche.

»Ich hab's ja sogar gesehen. Ist gerade ne Minute her«, sagte Harris.

Dann durchsuchten sie das ganze Zimmer noch mal und trafen sich schließlich in der Mitte wieder. Jeder starrte den anderen an.

»Das ist das Merkwürdigste, was ich je erlebt habe«, sagte George.

»Wirklich rätselhaft«, sagte Harris.

Dann ging George an Harris vorbei und sah die Butter. »Ach, hier ist sie ja die ganze Zeit«, rief er empört. »Wo?« kreischte Harris und drehte sich um.

»Bleib gefälligst stehen«, herrschte George ihn an und versuchte, in seinem Rücken zu bleiben.

Dann hatten sie sie endlich und verstauten sie in der Teekanne. Montmorency war natürlich die ganze Zeit mittendrin. Sein Hauptanliegen im Leben besteht darin, einem in die Quere zu kommen und angefaucht zu werden. Wenn er sich irgendwo dazwischendrängeln kann, wo er auf gar keinen Fall erwünscht ist, wenn er zur puren Nervensäge wird, Leute in den Wahnsinn treibt und Sachen an den Kopf bekommt, dann hat sich in seinen Augen der Tag gelohnt.

Sein höchstes Sinnen und Trachten geht dahin, jemanden über sich stolpern zu lassen und dann eine Stunde lang ohne Unterbrechung verwünscht zu werden; gelingt ihm das, dann wird seine Selbstgefälligkeit gänzlich unerträglich.

Er setzte sich genau auf die Sachen, die gerade eingepackt werden sollten, und er litt offenbar unter der fixen Idee, daß Harris oder George, wenn sie die Hand nach irgend etwas ausstreckten, seine kalte, feuchte Nase meinten. Er stieg mit einem Bein in die Marmelade, er zerbiß die Teelöffel, er machte die Zitronen zu Ratten und sprang in

den Korb und tötete drei von ihnen, bevor Harris ihm mit der Bratpfanne eins verpassen konnte.

Harris behauptete, ich würde ihn aufhetzen. Aber ich hetzte ihn nicht auf. Einen Hund wie diesen braucht man nicht aufzuhetzen. Es ist die angeborene Erbsünde in ihm, die ihn solche Sachen machen läßt.

Um zehn vor eins waren sie mit dem Packen fertig, und Harris saß auf dem großen Korb und sagte, hoffentlich werde nichts kaputtgehen. George sagte, wenn irgendwas kaputtgehe, dann gehe es eben kaputt – eine Überlegung, die ihn zu beruhigen schien. Außerdem sei er bettreif, sagte er. Reif fürs Bett waren wir alle. Harris sollte bei uns übernachten, also gingen wir hinauf.

Wir losten, und Harris mußte bei mir schlafen. »Innen oder außen, J.!?« fragte er.

Ich sagte, für gewöhnlich würde ich innen im Bett schlafen, nicht außen davor.

Harris sagte, der Kalauer sei uralte.

»Wann soll ich euch wecken, Jungs?!« fragte George. »Um sieben«, sagte Harris.

»Nein, um sechs«, sagte ich, denn ich wollte noch etwas Post erledigen.

Harris und ich stritten uns eine Weile darüber, bis wir die Differenz schließlich teilten und uns auf sechs Uhr dreißig einigten.

»Weck uns um halb sieben, George«, sagten wir. George gab keine Antwort, und als wir zu ihm hinübergingen, stellten wir fest, daß er offenbar schon seit einiger Zeit schlief, also stellten wir ihm die Waschschüssel so hin, daß er beim Aufstehen reintreten mußte, und legten uns ebenfalls schlafen.

## FÜNFTES KAPITEL

*Mrs. P. weckt uns – George, der Langschläfer – Der Schwindel mit dem Wetterbericht – Unser Gepäck – Der schlechte Charakter des Laufburschen – Wir verursachen einen Menschenauflauf – Wir fahren mit viel Trara los und kommen zum Waterloo-Bahnhof – Die Angestellten der South-Western haben von so weltlichen Dingen wie Zügen keine Ahnung – An Bord, wir sind tatsächlich an Bord.*

Es war Mrs. Poppets, die mich am nächsten Morgen weckte. »Wissen Sie, daß es fast neun Uhr ist, Sir?!« fragte sie. »Neun was?!« schrie ich und schoß hoch.

»Neun Uhr«, wiederholte sie durchs Schlüsselloch. »Ich dachte, Sie würden vielleicht verschlafen.«

Ich weckte Harris und sagte es ihm.

»Wolltest du nicht, daß ich um sechs aufstehe?« fragte er. »Allerdings.«

»Und warum hast du mich nicht geweckt? Jetzt kommen wir doch nicht mehr vor zwölf aufs Wasser. Ich frage mich, warum du überhaupt noch aufstehst.«

»Sei froh, daß ich es tue. Wenn ich dich nicht geweckt hätte, würdest du doch noch zwei Wochen hier liegen.«

In diesem Ton raunzten wir uns einige Minuten lang an, bis wir von einem provokanten Schnarchen aus Georges Ecke unterbrochen wurden. Das rief uns mit einem Schlag seine Existenz in Erinnerung. Da lag er mit offenem Mund und angezogenen Knien auf dem Rücken: der Mann, der wissen wollte, wann er uns wecken sollte.

Ich weiß auch nicht wieso, aber der Anblick eines Menschen, der im Bett liegt und schläft, während ich auf bin, macht mich ganz fertig. Ich finde es so schrecklich, daß die kostbaren Stunden eines Menschenlebens, die unersetzlichen Augenblicke, die nie wiederkehren, mit stupidem Schlaf verschwendet werden.

Da lag er und verschleuderte die unschätzbare Gabe der Zeit in entsetzlicher Untätigkeit, während sein wertvolles Leben, über das er Sekunde für Sekunde dereinst würde Rechenschaft ablegen müssen, ungenutzt verstrich. Er hätte sich mit Rührei und Schinken vollstopfen können, er hätte den Hund ärgern können, er hätte mit dem Dienstmädchen schäkern können – statt dessen fläzte er sich seelenlos im Nirgendwo.

Die Vorstellung war unerträglich, und auch Harris schien das in diesem Moment so zu empfinden. Wir beschlossen, George zu retten, und über dieser edelmütigen Absicht vergaßen wir sogar unser Gezänk. Wir stürzten zu seinem Bett, rissen ihm die Decke weg, Harris klatschte ihm eine mit dem Hausschuh, ich brüllte ihm ins Ohr – und da erwachte er.

»Wassnlos?« gab er von sich und richtete sich auf. »Steh auf, du Fettsteiß«, dröhnte Harris, »es ist Viertel vor zehn!«

»Was?!« kreischte er und sprang aus dem Bett in die Waschschüssel. »Wer zum Donnerwetter hat das hier hingestellt?«

Wir sagten, man müsse schon ein Idiot sein, um so eine Schüssel zu übersehen.

Dann zogen wir uns an, und als es an die Details ging, fiel uns auf, daß wir die Zahnbürsten und Käämme eingepackt hatten (meine Zahnbürste ist noch mal mein Untergang, da bin ich ganz sicher), und deshalb mußten wir runter und sie aus dem Gepäck klauben. Und als wir das hinter uns hatten, fiel George ein, daß er sein Rasierzeug brauchte. Wir eröffneten ihm, er würde heute unrasiert aus dem Haus müssen, denn wir würden die große Reisetasche nicht noch einmal auspacken – weder für ihn noch für sonst irgendwen.

»Seid ihr bescheuert? Ich kann doch so nicht in die Bank!« Er war zweifellos eine Zumutung für die Bank, doch was kümmerte uns das Elend der Bevölkerung? Oder, wie Harris es in seiner üblichen platten Art formulierte, die Bank würde es schlucken müssen.

Wir gingen runter zum Frühstück. Montmorency hatte zum Abschied zwei andere Hunde eingeladen, und sie vertrieben sich die Zeit mit Kämpfen auf der Vortreppe. Wir stellten sie mit einem Regenschirm ruhig und ließen uns zu Kotelett und kaltem Braten nieder.

»Das Wichtigste ist ein ordentliches Frühstück«, sagte Harris und begann mit ein paar Koteletts samt der Erläuterung, man müsse sie essen, solange sie heiß seien; der Braten könne warten.

George nahm sich die Zeitung und las uns die Schiffsunfälle und den Wetterbericht vor, und letzterer prophezeite:

»Regen, Abkühlung, Niederschläge mit Aufheiterungen (was immer das über die üblichen miesen Wetterverhältnisse hinaus auch bedeuten mochte), vereinzelt örtliche Gewitter, Ostwind, allgemeine Tiefdrucklage über den Midlands, London und dem Kanal, Barometer fallend.«

Ich bin der Ansicht, daß der Schwindel mit der Wettervorhersage von all dem ärgerlichen Schwachsinn, von dem wir heimgesucht werden, der schlimmste ist. Sie sagt genau vorher, wie das Wetter gestern oder vorgestern war, und kündigt exakt das Gegenteil von dem an, was heute sein wird.

Ich weiß noch genau, wie mir mal ein Urlaub im Spätherbst vollständig verdorben wurde, weil wir uns an den Wetterbericht der örtlichen Zeitung hielten. Am Montag hieß es, starke Regenfälle und vereinzelt Gewitter seien zu erwarten, daher bliesen wir unser Picknick ab und blieben in Erwartung des Regens den ganzen Tag im Haus.

Draußen fahren unterdessen Leute quietschvergnügt in Kutschen und offenen Wagen ins Grüne, die Sonne schien, und kein Wölkchen war am Himmel.

»Die kommen alle klitschnaß zurück«, sagten wir hinter den Fensterscheiben.

Und wir kicherten, als wir uns das ausmalten, und gingen zurück ins Wohnzimmer und schürten das Feuer im Kamin und lasen ein bißchen und sortierten unsere Seetang- und Muschelsammlungen. Die ganze Zeit über schien die Sonne durch die Fenster, und gegen Mittag wurden die Temperaturen ziemlich unerträglich. Wir begannen uns zu fragen, wann die starken Regenfälle und vereinzelt Gewitter denn wohl losbrechen würden.

»Ach, die kommen bestimmt am Nachmittag, wart's nur ab«, versicherten wir uns gegenseitig. »Mensch, werden die naß werden! Ich lach mich kaputt.«

Um eins kam unsere Wirtin und fragte uns, ob wir nicht auch rausgehen wollten, es sei ein so wunderschöner Tag.

»Ach nein«, antworteten wir mit wissendem Grinsen, »wir nicht. Wir haben nicht vor, naß zu werden.«

Und als der Nachmittag allmählich zu Ende ging und immer noch keine Anzeichen von Regen zeigte, da versuchten wir uns mit der Vorstellung aufzuheitern, daß alles auf einmal runterkommen würde, und zwar genau dann, wenn die Leute sich gerade auf den Heimweg gemacht hätten und weit und breit nichts zum Unterstellen wäre und sie so durchweichen würden wie noch nie. Doch es fiel kein einziger Tropfen, und so endete ein großartiger Tag, und eine herrliche Nacht folgte ihm.

Am nächsten Morgen lasen wir, der Tag werde sonnig bis heiter mit hohen Temperaturen, folglich zogen wir leichte Sommersachen an und machten einen Ausflug. Eine halbe Stunde nach unserem Aufbruch fing es an, heftig zu schütten, dazu kam ein eisiger Wind auf, und beide hielten für den Rest des Tages an. Bei unserer Heimkehr waren wir mit Erkältungen und Rheuma geschlagen und gingen zu Bett.

Die Sache mit dem Wetter übersteigt mein Fassungsvermögen vollkommen. Ich begreife es einfach nicht. Da hilft mir ein Barometer genausowenig wie die irreführenden Vorhersagen in der Zeitung.

In einem Hotel in Oxford, in dem ich letzten Frühling wohnte, hing ein Barometer. Als ich dort eintraf, stand es auf »schön«. Draußen goß es den ganzen Tag in Strömen - mir war das schleierhaft. Ich tippte das Barometer an, und es sprang auf »sehr trocken«. Der Hotelbursche kam gerade vorbei und sagte, damit sei wohl das Wetter vom nächsten Tag gemeint. Ich überlegte, ob das Barometer sich vielleicht auf die vorletzte Woche bezöge, aber der Bursche meinte, nein, das glaube er nicht.

Am folgenden Morgen klopfte ich weder dagegen, und es stieg sogar noch höher, und draußen schüttete es mehr denn je. Als ich es am Mittwoch antippte, wanderte der

Zeiger an »schön«, »sehr trocken« und »sehr heiß« vorbei, bis er von dem Stift angehalten wurde und nicht mehr weiterkonnte. Das Barometer gab sein Bestes, aber es war so konstruiert, daß es schönes Wetter nicht noch deutlicher prophezeien konnte, ohne sich selbst zu zerstören. Es war ganz offensichtlich, daß es noch mehr ankündigen wollte, Dürre und Wassermangel und Hitzschlag und Wüstenwind und dergleichen, aber der Stift hinderte es, und so mußte es sich damit zufriedengeben, auf das banale »sehr trocken« zu zeigen.

Die ganze Zeit über fiel der Regen wie eine Wand, und die tieferen Stadtteile versanken im Wasser, weil der Fluß über die Ufer trat.

Der Hotelbursche sagte, es sei ganz klar, daß es irgendwann eine besonders lange Schönwetterperiode geben werde, und las einen Vers vor, der über dem Orakel hing:

Lang versprochen währet lange, kurz versprochen, bald vergangen.

In jenem Sommer kam das schöne Wetter jedenfalls nicht mehr. Ich vermute, der Apparat bezog sich auf den folgenden Frühling.

Dann sind da auch noch diese neuartigen Barometer, die langen im Querformat, aus denen ich überhaupt nicht schlau werde. Die eine Seite bezieht sich auf zehn Uhr gestern und die andere auf zehn Uhr heute, aber oft schafft man es ja nicht, schon um zehn davorzustehen. Wenn es steigt oder fällt, steht das für Regen oder Trockenheit, für viel oder wenig Wind, und an einem Ende steht »Nly« und am anderen »Ely« (was hat die Stadt Ely damit zu tun?), und wenn man dranklopft, verrät es einem schier gar nichts. Außerdem muß man es auf die Höhe über dem Meer einstellen und in Fahrenheit umrechnen, und selbst dann bleibt es mir rätselhaft.

Doch wen interessiert schon, wie das Wetter wird? Wenn es kommt, ist es schlecht genug, auch wenn man nicht schon vorher über das Elend informiert war. Was uns gefällt, ist ein Prophet wie jener alte Mann, der an einem besonders düsteren Morgen, an dem wir soo gerne schönes Wetter hätten, mit prüfendem Blick den Horizont absucht und sagt:

»Aber sicher, werter Herr, es wird schon noch aufreißen. Das wird bestimmt noch schön heute.«

»Der kennt sich aus«, sagen wir dann, nachdem wir uns verabschiedet haben, »einfach toll, woher diese alten Knaben das immer wissen!«

Und wir finden diesen Mann sehr sympathisch, was nicht im geringsten durch den Umstand beeinträchtigt wird, daß es eben nicht aufreißt, sondern den ganzen Tag lang weiterregnet.

»Na ja«, sagen wir, »er hat getan, was er konnte.« Für denjenigen dagegen, der uns schlechtes Wetter ankündigt, hegen wir nichts als Bitterkeit und Revanchegefühle. »Ob's wohl noch aufklart heute?« fragen wir gutgelaunt im Vorübergehen.

»Ich fürchte, nein, Sir, das sieht nach Landregen aus«, antwortet er und schüttelt den Kopf.

»So ein alter Schwachkopf«, brummein wir, »was versteht der schon davon?«

Und wenn sich seine Ankündigung dann auch noch bewahrheitet, dann werden wir regelrecht sauer auf ihn und haben das vage Gefühl, daß er dabei irgendwie die Finger im Spiel hat.

An diesem speziellen Morgen aber war es viel zu hell und klar, als daß uns Georges Schreckensmeldungen über fallende Barometer, atmosphärische Störungen quer über Südeuropa und Tiefdruckgebiete groß beeindrucken konnten. Als er merkte, daß er uns die Laune nicht verderben konnte und lediglich seine Zeit verschwendete, stiebitzte er die Zigarette, die ich mir gerade sorgfältig gerollt hatte, und ging.

Nachdem Harris und ich dann die wenigen Reste verdrückt hatten, die vom Frühstück noch übrig waren, wuchteten wir unser Gepäck vor die Haustür und warteten auf eine Droschke.

Wenn man alles so auf einem Haufen sah, dann war es eine ganz schöne Menge Gepäck. Da waren die riesige Reisetasche, die kleine Tragetasche und die zwei Körbe, weiter eine dicke Rolle Decken, vier oder fünf Mäntel und Regenumhänge, diverse Regenschirme sowie eine einzelne Wassermelone in einem Beutel, die zu dick war, um irgendwo mit reinzupassen, dann einige Pfund Trauben in einem weiteren Beutel, ein japanischer Papierschirm und eine Bratpfanne, deren langer Stiel zum Verpacken zu sperrig war und die wir deshalb in Packpapier gewickelt hatten.

Es sah ziemlich unmäßig aus, und Harris und mir wurde es zunehmend peinlich, obwohl ich gar nicht verstehe, warum. Natürlich kam keine Droschke, aber dafür kamen Gassenjungen vorbei, fanden das Schauspiel augenscheinlich interessant und blieben stehen.

Der Junge von Biggs war der erste. Biggs ist unser Gemüsehändler, und seine größte Begabung liegt darin, sich der Dienste der durchtriebensten und abgefemtsten Laufburschen zu versichern, die die Zivilisation hervorgebracht hat. Immer, wenn bei uns im Viertel ein besonders ausgekochter Streich ausgeheckt wurde, wissen wir, es war der jeweilige Bursche von Biggs. Als seinerzeit der Mord in der Great Coram Street passierte, war – so hat man mir erzählt – in unserer Straße sofort klar, daß nur Biggs damaliger Laufbursche dahinterstecken konnte. Und wenn er bei dem strengen

Kreuzverhör, dem er von Hausnummer 19 unterzogen wurde (unter Assistenz von Hausnummer 21, die zufällig gerade vor der Haustür war), als er am Morgen nach der Tat dort Bestellungen ablieferte, nicht ein wasserdichtes Alibi hätte beibringen können, dann wäre es wohl übel mit ihm ausgegangen. Ich kannte den damaligen Laufburschen von Biggs nicht, aber nach dem zu urteilen, was ich von dieser Gattung inzwischen erlebt habe, hätte ich dem Alibi nicht so ohne weiteres getraut.

Biggs Bursche kam also als erster um die Ecke. Als er begann, die Szenerie mit seinem Anblick zu verdüstern, war er eindeutig in großer Eile, doch als er Harris und mich und Montmorency und die ganzen Sachen sah, bremste er ab und starrte herüber. Harris und ich blickten ihn finster an. Ein sensibles Wesen hätte

sich davon berührt gezeigt, doch Biggs Laufburschen sind grundsätzlich nicht empfindsam. Einen Meter vor unserem Eingang hielt er an, lehnte sich gegen den Zaun, kramte einen Strohalm zum Kauen hervor und fixierte uns. Offenbar hatte er vor, der Sache bis zum Schluß beizuwohnen.

Einen Augenblick später kam der Bursche des Kaufmanns auf der anderen Straßenseite vorbei. Der von Biggs rief ihm zu:

»Ey, die Paterre von zweienvirzich zieht um.« Der Kaufmannsbursche kam herüber und bezog auf der anderen Seite des Eingangs Posten. Dann hielt der junge Herr vom Schuhgeschäft an und gesellte sich zu Biggs Burschen, wogegen der Hauptverwalter der Leergutabteilung vom Gasthof zur Blauen Post eine unabhängige Position am Bordstein einnahm.

»Verhungern wern se nich, was?« sagte der Gentleman vom Schuhladen.

»Na, du würdst ja auch n paa Sachen mitnehm«, erwiderte Die Blaue Post, »wennste innem kleinen Kahn übern Atlantick fahrn tätst.«

»Die fahrn nich übern Atlantick«, wandte Biggs Bursche ein, »die wolln Stanley findn.«

Mittlerweile hatte sich eine kleine Menschenmenge angesammelt, und die Leute fragten sich gegenseitig, was los sei. Ein Teil (die jüngeren und leichtfertigeren) war der Ansicht, es sei eine Hochzeit mit Harris als Brautführer, während der ältere und besonnenere Teil der Bevölkerung zu der Auffassung neigte, es handle sich um ein Begräbnis und ich sei wahrscheinlich der Bruder der Leiche.

Endlich kam eine leere Droschke vorbei (für diese Straße gilt die Regel, daß drei leere Droschken pro Minute vorbeifahren oder herumstehen und einem im Weg sind, wenn man keine braucht), und wir luden uns und unsere Sachen ein, warfen ein

paar von Montmorencys Freunden raus, die offenbar versprochen hatten, ihn nie zu verlassen, und fuhren los, begleitet von den Rufen der Menge sowie von einer Mohrrübe, die Biggs Bursche uns als Glücksbringer nachwarf.

Um elf erreichten wir Waterloo-Station und fragten, wo der Elf-Uhr-fünf abfahren sollte. Natürlich wußte es niemand – auf diesem Bahnhof weiß nie irgendwer, wo ein Zug abfährt oder wo er hinfährt, wenn er abfährt, oder sonst irgendwas. Der Gepäckträger, der sich unserer Sachen annahm, tippte auf Gleis 2, wohingegen ein anderer Träger, mit dem er dieses Problem diskutierte, gerüchteweise etwas von Gleis 1 gehört hatte. Der Stationsvorsteher allerdings war fest überzeugt, er würde auf dem Nahverkehrsgleis abfahren.

Um die Sache zu beschleunigen, stiegen wir die Treppe hinauf und fragten den Bahnhofsobervorsteher, welcher uns sagte, er habe gerade eben jemanden getroffen, der den Zug auf Gleis 3 gesehen haben wollte. Wir gingen zu Gleis 3, aber die anwesenden Bahnbeamten meinten, der Zug hier sei ihrer Ansicht nach der Southhampton-Express, vielleicht aber auch der Pendelzug nach Windsor. Auf jeden Fall waren sie völlig sicher, daß es nicht der Zug nach Kingston war, obwohl sie nicht genau sagen konnten, warum.

Dann sagte unser Träger, er kenne den Zug, eigentlich müsse er auf dem oberen Bahnsteig sein. Also gingen wir dorthin und trafen auch den Lokführer und fragten ihn, ob er nach Kingston fahre. Er sagte, garantieren könne er natürlich gar nichts, aber seiner Ansicht nach schon. Und wenn er nicht der Elf-Uhr-fünf nach Kingston sei, dann sei er ziemlich sicher der Neun-Uhr-zweiunddreißig nach Virginia Water oder der Zehn-Uhr-Express zur Isle of Wight oder jedenfalls in diese Richtung, aber wenn wir erst mal da wären, wüßten wir es ganz genau. Wir zeigten ihm eine halbe Krone und baten ihn inständig, der Elf-Uhr-fünf nach Kingston zu sein.

»Auf dieser Strecke weiß sowieso niemand, was Sie sind oder wohin Sie fahren«, sagten wir. »Sie kennen den Weg. Machen Sie nicht viel Aufhebens drum und fahren Sie nach Kingston.«

»Na ja, Herrschaften, ich weiß nicht so recht«, erwiderte dieser hochanständige Mensch, »aber ich finde, irgendein Zug sollte natürlich nach Kingston fahren. Ich tu's, geben Sie mir das Geld.«

So kamen wir mit der South-Western-Linie nach Kingston. Später erfuhren wir, daß unser Zug eigentlich der Postzug nach Exeter war und daß man stundenlang den Bahnhof nach ihm abgesucht hatte und niemand verstehen konnte, was mit ihm passiert war.

In Kingston wartete unser Boot schon unter der Brücke, und so richteten wir unsere Schritte dorthin und verbrachten unser Gepäck hinein und begaben uns schließlich selbst darauf.

»Ist alles in Ordnung bei Ihnen?« fragte der Mann. »Voll und ganz«, gaben wir zurück, und mit Harris an den Skulls und mir an den Steuerleinen und dem unglücklichen und äußerst argwöhnischen Montmorency im Bug schossen wir hinaus aufs Wasser, das für zwei Wochen unsere Heimat sein sollte.

## SECHSTES KAPITEL

*Kingston – Aufschlußreiche Anmerkungen zur frühen Geschichte Englands – Interessante Betrachtungen über Eichenschnitzereien und das Leben im allgemeinen – Der traurige Fall von Stivvings Junior – Gedanken über Antiquitäten – Ich vergesse, daß ich steuere – Interessantes Ergebnis – Das Labyrinth von Hampton Court – Harris als Führer.*

**DER** Tag war großartig. Es war Spätfrühling oder Frühsommer – ganz wie's beliebt –, die Zeit, in der der zarte Glanz von Gras und Blättern ins satte Grün übergeht und das Jahr einem wie ein hübsches junges Mädchen vorkommt, das bebend und von seltsamen Verlockungen durchpulst an der Schwelle des Frauseins steht.

Wo Kingstons altertümliche Seitengassen bis zum Fluß herabführten, da boten sie im blitzenden Sonnenlicht einen Anblick wie aus einem Bilderbuch. Der glitzernde Fluß mit seinen dahinziehenden Booten, der baumgesäumte Treidelpfad, die gepflegten Villen auf der anderen Seite, Harris, der sich in seinem rot-orangen Blazer an den Skulls abmühte, ab und zu der Blick auf das alte, graue Tudor-Schloß in der Ferne – das alles fügte sich zu einem durchsonnten Gemälde: leuchtend, doch still, voller Leben und doch so friedlich, daß es mich in einen dämmrig-verträumten Zustand sog, obwohl es noch früh am Nachmittag war.

Ich dachte an Kingston, beziehungsweise »Kyningestun«, wie es einst hieß, als die sächsischen »Kyninge« hier gekrönt wurden. Der mächtige Cäsar überschritt hier den Fluß, und die römischen Legionen lagerten in den nahegelegenen Hügeln. Cäsar scheint, wie später Elizabeth, überall Halt gemacht zu haben, nur war er stilvoller als die gute Queen Bess: Er stieg nicht in den Wirtschaften ab.

Sie war verrückt auf Kneipen, Englands jungfräuliche Königin. In zehn Meilen Umkreis von London gibt es kaum einen halbwegs interessanten Pub, in den sie nicht irgendwann mal reingeschaut oder dort Rast gemacht oder übernachtet hat. Angenommen, Harris begänne ein neues Leben und würde ein guter und bedeutender

Mensch und stieg schließlich zum Premierminister auf und würde sterben, ob man dann wohl auch Schilder an den Kneipen aufhängen würde, die er frequentiert hat? »In diesem Haus trank Harris ein Glas Helles.« – »Hier trank Harris im Sommer '88 zwei Scotch mit Eis.« – »Harris wurde hier im Dezember 1886 rausgeworfen.«

Nein, es wären zu viele. Berühmt würden wohl eher die Lokalitäten, in die er nie einen Fuß setzte: »Die einzige Wirtschaft in Süd-London, in der Harris nie etwas getrunken hat!«

Die Leute würden in Scharen anrücken, um rauszufinden, was an dem Laden besonderes gewesen sein mochte.

Wie muß der arme, schwachsinnige König Edwy Kyningestun gehaßt haben! Das Krönungsgelage war zuviel für ihn gewesen. Vielleicht vertrug er keinen mit Zuckererbsen gefüllten Eberkopf (ich tät's nicht, soviel ist sicher) und konnte Met und Schaumwein nicht mehr sehen, jedenfalls stahl er sich aus der lärmenden Lustbarkeit fort, um sich eine stille Mondscheinstunde mit seiner geliebten Elgiva zu gönnen.

Vielleicht standen sie Hand in Hand am Fenster und betrachteten schweigend das Mondlicht auf dem Fluß, während das Klirren und Scheppern der tosenden Zecherei in dünnen Fetzen aus dem entfernten Festsaal herüberzog.

Dann dringen die beiden Schläger Odo und der heilige Dunstan gewaltsam in den abgeschiedenen Raum, überschütten die liebevolle Königin mit Zoten und Flüchen und schleppen den unglücklichen Edwy zurück in den Tumult der Sauferei.

Jahre später starben die sächsischen Könige und die sächsischen Säufer Seite an Seite im Donner der Schlachtmusik, und Kingstons Bedeutung verlor sich für einige Zeit. Doch es erwachte wieder, als Hampton Court zum Stammsitz der Tudors und Stuarts wurde. Da zerrten am Fluß wieder königliche Schiffe an ihren Vertäuungen, und bunt gekleidete Edelleute stolzierten wieder die Stufen zum Wasser hinab und schrien: »He, Fährmann, hierher! Potztausend noch mall!«

Viele alte Gebäude in der Umgebung erzählen noch von diesen Tagen, als Kingston königlicher Bezirk war und Adlige und Höflinge in der Nähe ihres Königs wohnten. Die lange Straße zum Palasttor erscholl den ganzen Tag vom Scheppern des Metalls, Hofdamen, in Samt und Seide raschelnd, trabten stolz auf ihren Zeltern, und edle Gesichter sah man allenthalben. Die großen, geräumigen Häuser mit ihren vergitterten Erkerfenstern, ihren riesigen Kaminen und ihren Giebeldächern atmen immer noch die Zeit von Wams und Kniebundhose, von perlbesticktem Mieder und umständlichem Treueschwur. Errichtet wurden diese Häuser »als man noch wußte,

wie man baut«. Die harten roten Ziegel wurden mit der Zeit nur fester, und die alten Eichentreppen knarren und quietschen nicht, wenn man sie leise herabgehen will.

Das erinnert mich an eine wunderbar geschnitzte Eichentreppe in einem Haus in Kingston. Es steht am Markt, und heute ist ein Geschäft drin, aber früher muß es der Sitz von jemand sehr Bedeutendem gewesen sein. Ein Freund von mir aus Kingston ging eines Tages in dieses Geschäft, um einen Hut zu kaufen, und zog in einer unbedachten Anwendung seine Börse und bezahlte auf der Stelle.

Der Ladenbesitzer (der meinen Freund kennt) war natürlich zunächst etwas geschockt, doch er erholte sich rasch. Und da er fand, daß man diese Art der Geschäftsabwicklung fördern sollte, fragte er unsern Helden, ob er Interesse habe, sich sehr schöne, alte Eichenschnitzereien anzusehen. Mein Freund bejahte das, und darauf führte der Ladenbesitzer ihn durch das Geschäft hindurch und die Treppe des Hauses hinauf. Das Geländer war ein handwerkliches Meisterstück, und die Wände waren bis zur Decke mit geschnitzten Eichenpaneelen verkleidet, die auch einem Palast zur Ehre gereicht hätten.

Von der Treppe gingen sie in den Salon, ein großes, helles Zimmer, das mit einer etwas aufdringlichen, aber dennoch heiteren blaugrundigen Tapete ausgekleidet war. An dem Raum war ansonsten nichts Bemerkenswertes, und mein Freund fragte sich, wozu er hier hereingeführt worden war. Der Eigentümer stellte sich neben die Wand und klopfte auf die Tapete. Man vernahm das Geräusch von Holz.

»Eiche«, erklärte er. »Komplett geschnitzte Eiche bis zur Decke hoch. Ganz genau wie im Treppenhaus.«

»Heiliger Strohsack!« entfuhr es meinem Freund. »Wollen Sie damit sagen, Sie haben die ganzen Schnitzereien mit blauer Tapete überklebt?«

»Ja«, war die Antwort, »und das war ganz schön teuer. Ich mußte natürlich erst alles verschalen lassen. Aber jetzt ist das Zimmer viel freundlicher. Vorher war es ausgesprochen düster.«

Es fällt mir schwer, diesen Menschen zu verurteilen (was ihn zweifellos sehr erleichtern wird). Aus seiner Sicht - der Sicht eines durchschnittlichen Hausbesitzers, der sich das Leben so angenehm wie möglich einrichtet - hat er gegenüber einem Antiquitätenfanatiker die besseren Argumente. Es ist ein Genuß, sich Eichenschnitzereien anzusehen oder gar ein paar Stücke zu besitzen, doch mitten darin zu leben ist ohne Zweifel etwas bedrückend, vor allem, wenn man andere Vorlieben hat. Es wäre, als wohnte man in einer Kirche.

Nein, das traurige an dieser Sache war, daß einer, der sich nichts aus Eichenschnitzereien machte, einen Salon hatte, der voll davon war, während Leute, die für so was schwärmen, enorme Summen dafür hinblättern müssen. Es scheint das Gesetz dieser Welt zu sein: Jeder hat, was er nicht will, und was er will, das haben andere.

Ehemänner haben Frauen und scheinen sie gar nicht zu wollen, während Junggesellen jammern, daß sie keine finden. Arme Familien, die sich kaum über Wasser halten können, haben acht entzückende Kinder, und reiche alte Paare sterben ohne Nachkommen, denen sie alles vermachen können.

Dann die Mädchen mit ihren Verehrern. Die, die welche haben, wollen sie überhaupt nicht. Sie sagen, sie wären lieber solo, sie wären genervt von ihnen, und sie sollten doch mit den Lieschen Müllers ins Bett gehen, die wären schlichter und schon älter und würden sich nach einem Liebhaber verzehren. Sie selbst brauchten keinen, sie würden sowieso nicht heiraten.

Es bringt nichts, über dieses Thema nachzudenken, es macht einen bloß trüb sinnig.

An unserer Schule war ein Junge, den wir Sandford ? und Merton nannten, aber sein richtiger Name war Stirvings. Er war der ungewöhnlichste Knabe, den ich je getroffen habe. Ich glaube, er fand die Schule wirklich toll. Immer wieder handelte er sich schrecklichen Ärger ein, weil er im Bett seine Griechisch-Bücher las, anstatt zu schlafen, und von unregelmäßigen französischen Verben konnte man ihn mit keinem Mittel fernhalten. Er steckte voller verschrobener, unnatürlicher Vorstellungen, etwa, er sei der Stolz seiner Eltern oder er müsse für seine Schule Ehre einlegen. Und er legte sich ins Zeug, um Preise zu erringen und erwachsen und ein gelehrter Mensch zu werden – lauter so schwachsinnige Ideen. Mir ist nie ein merkwürdigeres Wesen untergekommen, und bei all dem war er so harmlos wie ein ungeborenes Kind.

Und dieser Knabe wurde ungefähr zweimal pro Woche so krank, daß er nicht in die Schule konnte. Es hat noch nie einen Jungen gegeben, der so oft krank wurde wie Sandford und Merton. Wenn im Umkreis von zehn Meilen etwas auftauchte, das man als Krankheit einstufen konnte, dann hatte er es, und zwar heftig. An den Hundstagen bekam er Bronchitis und zu Weihnachten Heuschnupfen. Nach einer sechswöchigen Dürre warf ihn fiebriges Rheuma nieder, und wenn er im Novembernebel aus dem Haus ging, dann kam er mit einem Sonnenstich zurück.

Der arme Kerl bekam ein Jahr lang Lachgas und dann ein falsches Gebiß, weil er so schlimm unter Zahnweh litt, daß man ihm alle Zähne ziehen mußte, und danach hatte er eine Neuralgie und Ohrenscherzen. Die Grippe verließ ihn eigentlich nie, außer das eine Mal, als er neun Wochen vom Scharlach heimgesucht wurde. Und

Frostbeulen hatte er sowieso immer. Von der großen Cholera-Epidemie von 1871 blieb unsere Gegend sonderbarerweise fast völlig verschont: Nur ein einziger Fall wurde in der ganzen Gemeinde registriert, und dieser Fall war der junge Stirvings. ?Stivvings?

Wenn er krank war, mußte er im Bett bleiben und Hähnchen und Pudding und Weintrauben essen, und da lag er dann und schluchzte, weil er keine Lateinaufgaben machen durfte und man ihm seine Deutsch-Grammatik weggenommen hatte.

Wir anderen Jungs hätten fünf Jahre unseres Schülerdaseins für einen einzigen Krankheitstage eingetauscht, und wir hatten nicht das allergeringste Bedürfnis, unseren Eltern irgendeinen Anlaß zu geben, sich was auf uns einzubilden – aber wir kriegten nicht mal einen steifen Nacken. Wir trieben uns an den zugigsten Ecken herum, und es erfrischte uns großartig. Wir aßen Sachen, von denen uns schlecht werden sollte, und wir nahmen zu und hatten mehr Appetit als zuvor. Was immer wir uns ausdachten, wir wurden nicht krank – bis die Ferien kamen. Dann, pünktlich mit dem Schulschluß, bekamen wir Erkältungen und Keuchhusten und alle möglichen Malaisen, die anhielten, bis die Schule wieder anfing. Dann waren wir mit einem Schlag genesen und gesünder denn je – egal, was wir anstellten, um dagegen anzukämpfen.

So ist das Leben. Wir sind nichts als Gras, das gemäht und ins Feuer geworfen wird.

Doch um auf die Schnitzereien zurückzukommen – unsere Ur-Ur-Großväter müssen einen beträchtlichen Sinn für das Kunstvolle und Schöne besessen haben. Schließlich sind unsere heutigen Kunstschatze nichts als die ausgegrabenen Alltagsgegenstände von vor drei- oder vierhundert Jahren. Ich frage mich, ob die alten Suppenteller, Bierkrüge und Kerzenscheren, die wir heute so bestaunen, wirklich eine Art zeitloser Schönheit besitzen oder ob es nur die Aura des Alten ist, die sie umfängt und ihnen in unseren Augen Anmut verleiht. Die »altblauen« Teller, die wir heute als Zierrat an unsere Wände hängen, gehörten vor ein paar Jahrhunderten zum ganz gewöhnlichen Haushaltsgeschirr, und die rosa Schafhirten und gelben Hirtenmädchen, die wir unseren Freunden zeigen, damit sie sie bestaunen und so tun können, als seien sie Kunstexperten, waren wertlose Nippfiguren auf dem Kaminsims, die die Mutter des achtzehnten Jahrhunderts ihrem schreienden Baby zum Nuckeln gab.

Wird es in Zukunft auch so sein? Werden die kostbaren Schätze der Gegenwart immer die billigen Kleinigkeiten von gestern sein? Werden unsere Teller mit Weidenmuster um das Jahr 2000 herum reihenweise über den Kaminen der Wohlhabenden hängen? Werden die weißen Tassen mit dem Goldrand und der schönen goldenen Blume innendrin (Gattung unbekannt), die unsere Dienstmädchen

heute so leichtfertig zerbrechen, sorgsam wieder zusammengeklebt und auf eine Konsole gestellt, und nur die Dame des Hauses darf sie höchstpersönlich abstauben?

Dieser Porzellanhund etwa, der das Schlafzimmer meiner möblierten Wohnung schmückt. Er ist weiß. Seine Augen sind blau. Seine Nase ist zart rot mit schwarzen Tupfen. Sein Kopf steht kerzengerade aufrecht, und sein gesamter Ausdruck ist derart süß und nett, daß er schon fast debil wirkt. Ich kann nicht sagen, daß ich ihn schätze. Als Kunstgegenstand betrachtet finde ich ihn sogar eher ärgerlich. Freunde ohne Manieren ziehen mich mit ihm auf, und selbst meine Wirtin ist von ihm nicht begeistert und entschuldigt seine Anwesenheit mit dem Umstand, daß sie ihn von ihrer Tante hat.

Doch es ist mehr als wahrscheinlich, daß er in zweihundert Jahren ohne Beine und mit abgebrochenem Schwanz irgendwo ausgegraben, als alte Kunst verkauft und in eine Vitrine gestellt wird. Und die Menschen werden um ihn herumlaufen und ihn bewundern. Die staunenswerte Farbgebung seiner Nase wird sie in Entzücken versetzen, und sie werden sich ausmalen, wie wunderbar gestaltet das fehlende Schwanzstück ohne Zweifel gewesen sein muß.

Wir in unserer Zeit sehen nichts Bewundernswertes in diesem Hund. Wir sind zu vertraut damit. Es ist dasselbe wie mit dem Sonnenuntergang und dem Sternenhimmel: Ihre Schönheit berührt uns nicht, weil unsere Augen an sie gewöhnt sind. So ist das auch mit dem Porzellanhund. Im Jahr 2288 werden die Leute ihn andächtig bewundern.

Die Anfertigung solcher Hunde wird als verlorengegangene Handwerkerkunst gelten. Unsere Nachkommen werden nicht fassen können, wie wir sie hinbekommen haben, und uns für sehr schlau halten. Voller Wärme wird man von uns als den »großen alten Künstlern« sprechen, »die ihre Blütezeit im neunzehnten Jahrhundert hatten und Porzellanhunde schufen«.

Das »Mustertuch«, das die älteste Tochter in der Handarbeitsstunde bestickt hat, wird als »Wandteppich der viktorianischen Epoche« bezeichnet werden und kaum bezahlbar sein. Die blauweißen Bierkrüge unserer Landgasthäuser werden – gesprungen und angeschlagen – von Sammlern gejagt und ihr Gewicht in Gold wert sein; reiche Leute werden edlen Roten aus ihnen trinken, und japanische Reisende werden sie als »Gruß aus Ramsgate« und »Souvenir aus Margate« erstehen und als englische Antiquitäten, die dem Zahn der Zeit entronnen sind, mit nach Jedo nehmen.

In diesem Moment ließ Harris die Skulls fahren, verließ seinen Platz auf der Bank, setzte sich auf den Hintern und stieß die Beine in die Luft. Montmorency jaulte auf

und schlug einen Purzelbaum, und der obere Korb tat einen Hüpfen und ergoß seinen Inhalt ins Boot.

Ich war ein wenig überrascht, verlor aber nicht die Fassung. In freundlichem Ton fragte ich:

»Na hallo, was ist denn jetzt los?«

»Was los ist? Also...«

Nein, wenn ich's recht bedenke, wiederhole ich besser nicht, was Harris sagte. Ich gebe ja zu, daß die Schuld vermutlich bei mir lag, doch aggressive Sprache und rüde Ausdrucksweise sind durch nichts zu rechtfertigen, und schon gar nicht bei einem

Menschen, der eine sorgfältige Erziehung genossen hat, wie es bei Harris der Fall war. Ich hatte andere Dinge im Kopf gehabt und dabei – wie jeder leicht nachvollziehen kann – vergessen, daß ich steuerte. Die Folge war, daß wir ganz beträchtlich dem Treidelpfad ins Gehege gekommen waren. Im Moment war schwer auszumachen, was zu uns gehörte und was zum Middlesex-Ufer des Flusses, doch nach einer Weile fanden wir es raus und sortierten uns auseinander.

Harris fand allerdings, daß er fürs erste genug getan hätte, und meinte, die Reihe sei jetzt an mir. Und da wir sowieso gerade am Ufer waren, stieg ich aus und schleppte das Boot an der Leine an Hampton Court vorbei. Was für eine liebliche alte Mauer zieht sich da am Fluß hin! Immer wenn ich an ihr vorbeikomme, bewirkt allein ihr Anblick, daß ich mich wohlfühle. So eine angenehme, prachtvolle, freundliche alte Mauer! Sie bietet ein so bezauberndes Bild: Hier kriechen Flechten und dort wächst Moos, schüchterne junge Ranken wilden Weins hängen über die Kante, um zu beobachten, was sich auf dem geschäftigen Fluß abspielt, und etwas weiter unten wuchert der schlichte, uralte Efeu. Auf zehn Metern dieser Mauer findet man fünfzig Schattierungen und Nuancen und Farbtöne. Könnte ich zeichnen oder malen, ich würde bestimmt ein wunderbares Bild dieser alten Mauer hinbekommen. Oft ging mir durch den Kopf, wie schön es wäre, in Hampton Court zu leben. Es wirkt so still und friedlich, und morgens, bevor die vielen Besucher kommen, müßte es herrlich sein, sich zwischen den gemütlichen alten Gebäuden herumzutreiben.

Doch ich glaube, im Licht der Wirklichkeit wäre ich nicht so entzückt von dieser Idee. Abends ist es sicher schrecklich düster und bedrückend, wenn die Lampe unheimliche Schatten auf die Holztäfelungen malt und man in den kalten Steingängen den Hall entfernter Schritte hört, die näherkommen und dann plötzlich verschwunden sind, so daß man nur noch den eigenen Herzschlag wahrnimmt.

Wir – Männer wie Frauen – sind Geschöpfe der Sonne. Wir lieben das Licht und das Leben. Deshalb ballen wir uns in kleinen und großen Städten zusammen, während das Land von Jahr zu Jahr menschenleerer wird. Tagsüber im Sonnenlicht, wenn die Natur um uns herum lebendig und geschäftig ist, da gefallen uns die weiten Hügel und die tiefen Wälder sehr, doch nachts, wenn unsere Mutter Erde sich schlafen gelegt hat und wir noch wach sind, da ist die Welt plötzlich furchtbar einsam, und wir bekommen Angst wie Kinder in einem leeren Haus. Dann hocken wir da und schluchzen und sehnen uns nach den Straßen mit hellen Gaslaternen, nach menschlichen Stimmen und dem Widerhall lebendigen Herzschlags. Wenn allein der Nachtwind in dunklen Bäumen raschelt, dann fühlen wir uns in der großen Stille hilflos und klein. So viele Gespenster sind dann um uns, und ihre lautlosen Klagen machen uns schwermütig. Kommt, gehen wir in die großen Städte, da lassen wir Millionen Gaslaternen wie ein einziges Freudenfeuer leuchten, da singen wir zusammen, da schreien wir zusammen, da fühlen wir uns mutig.

Harris fragte mich, ob ich je im Irrgarten von Hampton Court gewesen sei. Er sagte, er sei einmal dringewesen, um jemanden zu führen. Er hatte sich den Weg mit Hilfe einer Karte eingepägt und fand ihn dermaßen einfach - die zwei Pennies nicht wert, die der Eintritt kostet. Doch, so Harris weiter, die Karte mußte wohl ein Scherzartikel gewesen sein, denn sie stimmte mit dem wirklichen Labyrinth überhaupt nicht überein und führte bloß in die Irre. Den er da führte, das war ein Vetter vom Land.

Harris sagte zu ihm: »Also, wir gehen hier nur rein, damit du sagen kannst, du seist dringewesen. Das Ganze ist nämlich höchst simpel. Es Irrgarten zu nennen, ist Blödsinn – man geht bei jeder Gabelung einfach immer nach rechts. Wir machen jetzt einen Zehn-Minuten-Rundgang, und dann gehen wir irgendwo Mittag essen.«

Kurz nachdem sie reingegangen waren, trafen sie ein paar Leute, die ihnen erzählten, sie seien jetzt schon eine Dreiviertelstunde hier drin und es reiche ihnen. Harris sagte, wenn sie wollten, könnten sie sich ihm gerne anschließen, er wolle nur kurz eine Runde drehen und dann wieder gehen. Sie sagten, das sei aber nett von ihm, und gingen hinter den beiden her.

Während sie so liefen, sammelten sie noch etliche andere Leute ein, die ebenfalls nichts als raus wollten, und schließlich hatten sie sämtliche anderen Besucher im Schlepptau. Menschen, die alle Hoffnung hatten fahren lassen, je den Ein- oder Ausgang zu finden, und die nicht glaubten, sie würden jemals ihr Haus und ihre Freunde wiedersehen, schöpften beim Anblick von Harris und seiner Gruppe neuen Mut und schlossen sich ihm unter Lobpreisungen an. Harris erzählte, seiner Schätzung nach seien alles in allem rund zwanzig Leute hinter ihm hergelaufen, und eine Frau mit Kind, die schon den ganzen Vormittag dort verbracht hatte, habe

darauf bestanden, seinen Arm zu nehmen, da sie ihn, Harris, sonst zu verlieren fürchtete.

Harris hielt sich immer rechts, doch der Weg entpuppte sich als ziemlich lang, und sein Vetter meinte, es müsse wohl ein ziemlich großer Irrgarten sein.

»Ja, einer der größten in Europa«, sagte Harris. »Das glaube ich gern«, sagte der Vetter, »wir sind bestimmt schon zwei Meilen gelaufen.«

Auch Harris kam es allmählich komisch vor, doch er blieb bei seiner Strategie, bis sie schließlich an einer Stelle vorbeikamen, an der ein Rosinenbrötchen lag, von dem der Vetter schwor, es vor sieben Minuten schon mal gesehen zu haben.

»Unmöglich«, sagte Harris, aber die Frau mit dem Kind widersprach: Sie selbst habe dem Kind dieses Brötchen weggenommen und dorthin geworfen, und zwar kurz bevor sie Harris begegnet sei. Sie fügte hinzu, sie wünschte, sie hätte Harris nie getroffen, und überdies halte sie ihn für einen Schwindler. Das ärgerte Harris, und er zog seine Karte hervor und erläuterte seine Theorie.

»Die Karte mag ja hilfreich sein«, sagte einer aus der Gruppe, »aber dazu müßte man erst mal wissen, wo man im Augenblick gerade ist.«

Das wußte Harris auch nicht, und er schlug vor, es sei am besten, wieder zurück zum Eingang zu gehen, und noch mal neu anzufangen. Das mit dem Noch-mal-neu-Anfangen erweckte nicht gerade Begeisterung, aber in Hinblick auf die Notwendigkeit, dafür zum Eingang zurückzukehren, wurde der Vorschlag einstimmig angenommen. Also wurde kehrtgemacht, und alle marschierten wieder hinter Harris her – diesmal in die entgegengesetzte Richtung. Nach etwa zehn Minuten fanden sie sich im Mittelpunkt des Labyrinths wieder.

Zuerst wollte Harris so tun, als gehöre das genau zu seinem Plan, doch die Menge machte einen bedrohlichen Eindruck, und daher beschloß er, es als Versehen darzustellen.

Wie auch immer, jetzt hatten sie wenigstens einen Anhaltspunkt, denn sie wußten, wo sie waren. Erneut wurde die Karte zu Rate gezogen, und die Sache schien jetzt wirklich ganz einfach. Also unternahmen sie den dritten Anlauf.

Und drei Minuten später standen sie wieder im Zentrum. Von da an kamen sie nirgendwo anders mehr hin. Welchen Weg sie auch einschlugen, immer führte er in die Mitte. Das passierte mit so schöner Regelmäßigkeit, daß manche aus der Gruppe einfach dablieben und abwarteten, bis die anderen von ihrem Rundgang zurückkehrten. Nach einer Weile zog Harris erneut seine Karte heraus, doch ihr Anblick versetzte die Meute in Raserei, und sie teilte ihm mit, er solle sich das Ding in

die Haare schmieren. Harris berichtete, in gewisser Weise habe ihn das Gefühl beschlichen, an Beliebtheit zu verlieren.

Schließlich verloren alle komplett die Nerven und kreischten nach dem Aufseher, und der kam auch und stieg außen auf eine Leiter und rief ihnen die jeweilige Richtung zu. Sie waren aber schon so durcheinander, daß sie nichts mehr begriffen, also brüllte der Mann, sie sollten bleiben, wo sie waren, er würde hinkommen. Sie drängten sich wie Schafe zusammen und warteten, und er kletterte über die Hecke in den Irrgarten hinein.

Wie der Zufall es wollte, war der junge Mann aber noch nicht lange Labyrinthaufseher, und als er auf der Innenseite war, fand er den Weg zu ihnen nicht und verlief sich schließlich selbst. Von Zeit zu Zeit sahen sie ihn auf der anderen Seite einer Hecke entlanghasten, und er sah sie ebenfalls und stürmte in ihre Richtung, doch als sie fünf Minuten auf ihn gewartet hatten, tauchte er an exakt derselben Stelle wieder auf und rief, wo sie denn gewesen seien.

Sie mußten ausharren, bis einer der älteren Aufseher vom Abendessen kam und sie hinausführte.

Harris sagte, soweit er es beurteilen könne, sei es ein prima Irrgarten, und wir beschlossen, George auf dem Rückweg zu einem Besuch zu überreden.

## SIEBTES KAPITEL

*Der Fluß im Sonntagsstaat – Mode am Fluß – Eine Gelegenheit für Männer – Abwesenheit von gutem Geschmack bei Harris – Georges Blazer – Ein Tag mit modebewußten jungen Damen – Mrs. Thomas' Grab – Ein Mensch, der Gräber und Särge und Schädel nicht mag – Harris regt sich auf – Seine Ansichten über George und Banken und Limonade – Er führt Kunststücke vor.*

**SEIN** Irrgarten-Erlebnis erzählte mir Harris, als wir die Schleuse von Moulsey passierten. Das nahm einige Zeit in Anspruch, denn wir waren das einzige Boot, und es ist eine große Schleuse. Ich hatte diese Schleuse bis dahin nie mit nur einem Boot drin gesehen. Ich schätze, daß es die belebteste Schleuse auf dem ganzen Fluß ist, die von Boulter eingeschlossen.

Manchmal habe ich hier erlebt, daß man überhaupt kein Wasser mehr sah, sondern nur ein farbenprächtiges Gewimmel aus leuchtenden Blazern und bunten Kappen, frechen Hüten und vielfarbigen Sonnenschirmen, aus Seidentüchern und Mänteln und wehenden Bändern und Matrosenkragen. Wenn man vom Uferdamm in die Schleuse hinuntersah, konnte man sich einbilden, in eine riesige Schachtel zu blicken, in die

Blumen aller Farbtöne und Schattierungen wahllos hineingeworfen worden waren, die jetzt als regenbogenbunter Haufen jede Ecke ausfüllten.

An schönen Sonntagen bietet sich dieser Anblick fast durchgehend von morgens bis abends, während flußauf- und flußabwärts noch viel mehr Boote in langen Reihen vor den Schleusentoren warten. Boote schwimmen heran und Boote fahren weg, und so ist der ganze sonnige Fluß vom Schloß bis zur Kirche von Hampton mit gelben und blauen und orange und weißen und roten und rosa Tupfen verziert. Sämtliche Einwohner von Hampton und Moulsey ziehen ihre Ausflugskleider an und flanieren mit ihren Hunden am Dock entlang und flirten und rauchen und sehen den Booten zu. Und das alles zusammen – die Jacken und Mützen der Männer und die hübschen bunten Kleider der Frauen, die herumtollenden Hunde, die treibenden Boote, die weißen Segel, die liebliche Landschaft und das funkelnde Wasser – ergibt eins der lebendigsten Bilder, das ich in der Umgebung des trüben alten London kenne.

Der Fluß bietet eine günstige Gelegenheit, sich in schicken Sachen zu zeigen. Hier haben auch wir Männer die Möglichkeit, unseren Farbgeschmack vorzuführen, und ich finde, wir schneiden dabei gar nicht übel ab. Ich persönlich trage gern immer ein bißchen Rot – Rot und Schwarz. Meine Haare sind nämlich von einer Art Goldbraun – ein recht hübscher Ton, wie man sagt –, und ein dunkles Rot macht sich da ganz ausgezeichnet. Dazu paßt in meinen Augen immer eine hellblaue Krawatte sowie ein Paar dieser russischen Lederschuhe und um die Taille ein rotes Seidentuch – ein Tuch wirkt einfach besser als ein Gürtel.

Harris bevorzugt immer Gelb- oder Orangetöne, aber ich finde, da ist er nicht gut beraten. Seine Haut ist zu dunkel für Gelb. Nein, keine Frage, Gelb steht ihm nicht. Ich will immer, daß er Blau als Basisfarbe nimmt und Weiß oder Creme als Kontrast, aber er? Bei ihm zeigt sich wieder mal, daß jemand um so dickschädlicher ist, je weniger Geschmack er hat. Das ist wirklich schade, denn so wird er natürlich nie was hermachen, obwohl es doch ein oder zwei Farben gibt, in denen er gar nicht so übel aussieht, wenn er seinen Hut aufhat.

George hat sich für die Tour ein paar neue Sachen gekauft, die mir ziemlich auf die Nerven gehen. Der Blazer ist zu schreiend. Ich möchte eigentlich nicht, daß George mitbekommt, daß ich das so sehe, aber es gibt wirklich kein anderes Wort dafür. Am Donnerstag brachte er ihn nach Feierabend mit nach Hause und zeigte ihn uns. Wir fragten ihn, was das für eine Farbe sein solle, und er sagte, er wisse es nicht, seiner Ansicht nach gäbe es keinen Namen dafür. Der Mann habe ihm gesagt, es sei ein orientalisches Muster. Er zog sie an und fragte uns nach unserem Eindruck. Harris sagte, als Gegenstand, den man im Frühjahr über Blumenbeete hänge, um Vögel abzuschrecken, könne er sie akzeptieren, aber als Bekleidungsstück für ein

menschliches Wesen, mit Ausnahme eines Negers aus Margate, würde ihm schlecht davon. George war ziemlich eingeschlappt, aber Harris sagte, wenn er seine Meinung nicht hören wolle, warum frage er dann?

Diese Jacke machte Harris und mir deshalb Sorgen, weil wir fürchteten, daß sie unnötige Aufmerksamkeit auf unser Boot lenken würde.

Mädels kommen in einem Boot gleich viel besser zur Geltung, sofern sie nett angezogen sind. In meinen Augen gibt es kaum etwas Attraktiveres als ein geschmackvolles Bootkostüm. Doch – und es wäre nett, wenn die Damen das begreifen würden – das Wort »Bootkostüm« drückt aus, daß man diese Bekleidung tatsächlich in einem Boot tragen kann und nicht nur unter einer Glasglocke. Es verdirbt einem jeden Ausflug, wenn man Leute im Boot hat, die die ganze Zeit mehr mit ihren Klamotten beschäftigt sind als mit der Fahrt. Ich hatte mal das Vergnügen, mit zwei Ladies dieser Sorte ein Flußpicknick zu erleben. Es war ein sehr unterhaltsamer Tag!

Beide waren hinreißend zurechtgemacht – ganz in Seide und Spitze, mit lauter Blumen und Bändern und mit weißen Segelschühchen und Sommerhandschuhen. Aber es war ein Aufzug für ein Fotostudio und nicht für ein Picknick auf dem Fluß. Es waren die Art »Bootkostüme«, wie man sie in französischen Modemagazinen findet. Sich damit auf Tuchfühlung mit echter Erde, Luft oder echtem Wasser zu begeben, war geradezu albern.

Es begann damit, daß die beiden das Boot nicht sauber genug fanden. Wir staubten sämtliche Sitze für sie ab und versicherten, jetzt sei es sauber, aber sie waren davon nicht überzeugt. Die eine wischte mit ihrem behandschuhten Zeigefinger über ein Sitzpolster und zeigte der anderen das Ergebnis, worauf beide seufzten und sich mit der Miene von christlichen Märtyrerinnen niederließen, die es sich auf dem Scheiterhaufen bequem machen. Wenn man rudert, dann bleibt es nicht aus, daß gelegentlich ein bißchen Wasser aufspritzt, und offenbar genügt ein Wassertropfen, um solche Kostüme zu ruinieren. Der Fleck ging jedenfalls nicht mehr raus und verunstaltet dieses Kleid jetzt für immer.

Ich ruderte hinten als Schlagmann. Ich tat mein Bestes. Ich drehte die Blätter flach und hob sie einen halben Meter hoch, damit sie nicht die kleinen Wellen streiften, und ich machte nach jedem Schlag eine Pause, damit das Wasser abtropfen konnte, bevor ich die Skulls wieder eintauchte, wofür ich jedesmal eine glatte Stelle im Wasser aussuchte. (Der Bugmann sagte nach einer Weile, er sei nicht routiniert genug, um mit mir zusammen zu rudern, aber wenn ich nichts dagegen hätte, würde er einfach still dasitzen und meine Technik studieren. Er fände sie interessant, sagte er.) Doch wie

ich mich auch immer bemühte, es ließ sich nicht verhindern, daß gelegentlich ein kleiner Wasserspritzer auf jene Kleider fiel.

Die Mädels beklagten sich nicht, aber sie drückten sich mit zusammengepreßten Lippen eng aneinander, und jedesmal, wenn ein Tropfen sie berührte, dann schauderte es sie, und sie schrumpften sichtbar zusammen. Ihr stilles Dulden hatte etwas Hehres, doch es ging mir trotzdem auf die Nerven. Ich bin eben zu empfindsam. Mein Rudern wurde hektisch und unrhythmisch, und je mehr ich mich bemühte, nicht zu spritzen, um so mehr tat ich es.

Schließlich warf ich das Handtuch und sagte, ich wollte am Bug rudern. Der Bugmann hielt das auch für besser, also tauschten wir die Plätze. Den Ladies entfuhr ob meines Scheidens ein Seufzer der Erleichterung, und ihre Mienen hellten etwas auf. Die Armen! Sie hätten besser mit mir Vorlieb genommen. Der Mann, mit dem sie es jetzt zu tun hatten, war ein vergnügter, sorgloser und dickschädlicher Bursche mit dem Einfühlungsvermögen eines jungen Neufundländers. Man hätte ihn stundenlang mit Blicken töten können, ohne daß ihm etwas aufgefallen wäre, und wenn er es doch bemerkt hätte, dann hätte es ihn nicht berührt. Er hatte einen kräftigen, munter klatschenden Schlag drauf, der das Wasser wie Springbrunnengischt über das Boot sprühte, so daß wir anderen ruckartig auf unseren Sitzen erstarrten. Als er einmal fast einen ganzen Liter auf eins der Kleider schwappte, gab er ein freundliches kleines Lachen von sich und sagte:

»Oh, das tut mir aber leid«, und er reichte sein Taschentuch zum Abtrocknen hinüber.

»Ach, das macht nichts«, murmelte das arme Kind, und die beiden zogen unauffällig ihre Tücher und Umhänge über sich und versuchten, sich mit ihren spitzenbesetzten Sonnenschirmen zu schützen.

Mittags beim Picknick erging es ihnen besonders schlecht. Da verlangte man von ihnen, sich ins Gras zu setzen, dabei war das Gras ganz staubig, und dann forderte man sie auf, sich an Baumstämme zu lehnen, die augenscheinlich seit Wochen nicht mehr abgebürstet worden waren. Sie breiteten also ihre Taschentücher auf dem Boden aus und ließen sich stocksteif darauf nieder. Da stolperte jemand mit einem Teller mit Fleischpastete in der Hand über eine Wurzel, und die Pastete flog durch die Luft. Glücklicherweise bekamen sie sie nicht ab, aber der Vorfall führte ihnen eine neue Gefahr vor Augen und versetzte sie in Alarmbereitschaft: Immer, wenn sich jetzt jemand mit etwas fortbewegte, das runterfallen und eine Schweinerei anrichten konnte, beobachteten sie denjenigen mit wachsendem Unbehagen bis er sich wieder hinsetzte.

»So, Mädels«, richtete sich unser Rudergenosse gutgelaunt an die beiden, als das Essen vorüber war, »kommt her, ihr seid jetzt mit Abwaschen dran.«

Zunächst begriffen sie überhaupt nicht, was er meinte. Als es ihnen dann dämmerte, sagten sie, leider wüßten sie nicht, wie sie das hier draußen bewerkstelligen sollten.

»Ach was, ich zeig euch das«, rief er, »es macht richtig Spaß. Ihr legt euch hier auf eure... ich meine, ihr legt euch hier über die Böschung, seht ihr, und dann wedelt ihr mit dem Geschirr im Wasser herum.«

Die ältere Schwester meinte, wahrscheinlich habe sie für so eine Arbeit die falschen Sachen an.

»Denen wird schon nichts passieren«, sagte er optimistisch, »ihr könnt eure Röcke ja hochstecken.«

Und er überredete sie tatsächlich dazu. Er sagte, so wäre ein Picknick erst richtig komplett.

Sie fanden es sehr interessant.

Jetzt, im nachhinein, frage ich mich, ob dieser junge Mann tatsächlich so ein Plattkopf war, wie ich dachte. Sollte er etwa... Nein, unmöglich! Er hatte etwas so Schlichtes, Kindliches an sich.

Harris wollte an der Kirche von Hampton aussteigen und das Grab von Mrs. Thomas ansehen.

»Wer ist Mrs. Thomas?« fragte ich.

»Woher soll ich das wissen?« sagte er. »Sie ist eine Frau mit einem seltsamen Grab, und das will ich sehen.«

Ich war dagegen. Ich weiß nicht, ob ich in dieser Hinsicht nicht ganz normal bin, aber ich war nie scharf auf Gräber. Mir ist schon klar, daß man in einer fremden Stadt oder einem fremden Dorf eiligst zum Friedhof saust und sich an den Gräbern erfreut, aber dieses Vergnügen versage ich mir immer. Es reizt mich nicht, hinter keuchenden alten Männern her um düstere, zugige Kirchen herumzuschleichen und Inschriften zu entziffern. Selbst der Anblick einer gesprungenen Messingplatte in einem Grabstein verschafft mir nicht das, was ich wahres Glück nenne.

Ich schockiere ehrbare Küster mit dem unerschütterlichen Gleichmut, den ich angesichts aufwühlender Inschriften an den Tag legen kann, sowie mit meinem umfassenden Mangel an Begeisterung für die Geschichte der ortsansässigen Familien,

während mein schlecht verborgener Drang, diesen Ort zu verlassen, ihre Gefühle verletzt.

Eines sonnigen Morgens an einem goldenen Tag lehnte ich rauchend an der niedrigen Steinmauer, die die Kirche eines kleinen Dorfes schützend umgab, und saugte in tiefer, stiller Freude den lieblichen, friedvollen Anblick in mich auf: die alte graue Kirche mit ihren Efeufahnen und ihrem eigentümlichen Portikus aus geschnitztem Holz, die weiße Straße, die sich zwischen hohen Ulmenreihen von den Hügeln herunterschlingelte, die strohgedeckten Landhäuschen, die über die sorgfältig gestutzten Hecken blinzelten, der silberne Fluß in seinem Tal und dahinter die waldigen Hügel.

Eine wunderbare Szenerie! Sie war idyllisch und poetisch, und sie berauschte mich. Ich fühlte mich gut und edel. Ich spürte deutlich, daß ich nicht länger sündig und verderbt sein wollte. Hier wollte ich hinziehen und nie wieder Böses tun und ein makelloses, vorbildliches Leben führen und im Alter silbernes Haar bekommen und lauter so Zeug.

In diesem Augenblick vergab ich allen Freunden und Verwandten ihre Schlechtigkeit und Bosheit und segnete sie. Sie wußten natürlich nicht, daß ich sie segnete. Sie wandelten auf ihrer Straße der Verworfenheit und ahnten nicht, was ich – weit weg in jenem Dorf des Friedens – für sie tat. Und dennoch tat ich's und wünschte, daß sie's wüßten, weil ich sie glücklich machen wollte. Solchen großen, mitfühlenden Gedanken gab ich mich hin, als meine Andacht jäh von einer schrillen, pfeifenden Stimme zerstört wurde:

»Bin schon da, Sör, komme schon. Keine Bange, nur nich hetzen, Sör.«

Ich sah mich um und erblickte einen alten, kahlköpfigen Mann, der über den Kirchhof auf mich zu wackelte. In der Hand hielt er ein riesiges Schlüsselbund, das bei jedem Schritt klirrte und klingelte.

Mit würdevoller Kopfbewegung wies ich ihn fort, doch er kam weiter auf mich zu und schrillte dauernd:

»Komme schon, Sör, komme schon. Geht alles nich mehr so schnell. Bin kein junger Hüpfen mehr. Hier lang bittschön, Sör.«

»Geh weg, du elender alter Mann«, sagte ich.

»Bin so schnell gekommen, wie's geht, Sör«, gab er zur Antwort. »Meine Frau hat Ihnen grad erst gesehn. Komm' Se hier lang, Sör.«

»Weg!« wiederholte ich. »Verswinde, bevor ich über die Mauer komme und dich erschlage!«

Er wirkte verblüfft.

»Wolln Se nich die Gräber sehn?« fragte er.

»Nein!« war meine Antwort. »Will ich nicht. Ich will hier stehen und mich an diese bröcklige alte Mauer lehnen. Verzieh dich und stör mich nicht. Ich bin randvoll mit schönen und edlen Gedanken, und die will ich weiter denken, denn sie tun mir gut. Hör auf, hier rumzulungern und mir auf die Nerven zu gehen. Mit deinem blöden Gräber-Gerede verjagst du mir meine ganzen guten Gefühle. Hau ab und such dir einen, der dich billig begräbt; ich übernehme die Hälfte.«

Einen Moment lang war er verwirrt. Er rieb sich die Augen und sah mich intensiv an, doch äußerlich sah ich ausreichend menschlich aus. Er wurde nicht schlau aus mir.

»Se sin nich ausser Gegend?« fragte er. »Wohnen tun Se hier wohl nich?«

»Nein«, sagte ich. »tu ich nicht. Und wenn ich's täte, wärst du nicht hier.«

»Na ja«, sagte er, »dann wolln Se doch die Gräber sehn..., die Grabsteine, Se wissen schon, wo se die Leutchen begraben ham..., Säрге.«

»Schlimmer als ein Vertreter«, stöhnte ich und fing an, mich aufzuregen. »Ich will keine Gräber sehen, jedenfalls nicht deine hier! Wozu? Meine Familie hat ihre eigenen. Mein Onkel Podger hat ein Grab in Kensall Green, auf das die ganze Gegend stolz ist, und die Gruft meines Großvaters in Bow faßt acht Besucher, und meine Großtante Susan hat ein gemauertes Grabmal auf dem Friedhof von Finchley mit einem Relief auf dem Stein, das wie eine Kaffeekanne aussieht, und einer Einfassung aus fünfzehn Zentimeter dickem, erstklassigem weißem Granit, die ein Schweinegeld gekostet hat. Wenn mir nach Gräbern ist, dann besuche ich diese Gräber und schwelge darin. Die von anderen Leuten interessieren mich nicht. Wenn du mal begraben wirst, dann komme ich mir dein Grab ansehen, aber mehr kann ich nicht für dich tun.«

Er brach in Tränen aus. Er sagte, auf einem der Gräber sei obendrauf ein Stück Stein, von dem jemand erklärt hatte, es sei wahrscheinlich ein Teil der Reste einer Figur eines Menschen, und in einen anderen Stein seien Worte eingemeißelt, die noch niemand habe entziffern können.

Ich blieb erbarmungslos, und mit der gebrochenen Stimme eines gebrochenen Herzens sagte er:

»Aber Se sehn sich doch das Gedächtnisfenster an?« Selbst das wollte ich nicht. Da zog er seine letzte Karte, kam dicht an mich heran und flüsterte krächzend: »Unten in der Krypta hab ich paar Schädel, sehn Se sich die an.

Ja, ja, komm' Se, die Schädel müssen Se sehn. Sie sindn junger Marin auf Ferien, und Sie wolln sich amüsiern! Komm' Se zu die Schädel!«

Da wandte ich mich ab und floh, und noch im Laufen hörte ich ihn rufen:

»Komm' Se die Schädel ankucken! Komm' Se zurück! Die Schädel!«

Harris dagegen badet förmlich in Gräbern und Mausoleen und Epitaphen und monumentalen Inschriften, und die Vorstellung, er könne das Grab von Mrs. Thomas verpassen, brachte ihn auf die Palme. Er sagte, vom ersten Moment der Reiseplanung an habe er sich auf dieses Grab gefreut, und es sei der einzige Grund gewesen, warum er überhaupt mitgekommen sei.

Ich erinnerte ihn an George und daran, daß wir mit dem Boot um fünf in Shepperton sein mußten, um ihn zu treffen, und da zog er über George her. Wieso der eigentlich den ganzen Tag verplempere, während wir diesen ollen windschiefen Schrottkahn

alleine den Fluß rauf- und runterwuchten dürften, bloß um ihn abzuholen? George könne gefälligst auch mal ein bißchen was tun, und überhaupt, wieso habe er sich nicht freigenommen, um mitzuhelfen? Er würde in der Bank gebraucht? Was mache er da denn schon?

»Ich habe noch nie gesehen, daß er da irgendwie arbeitet, egal, wann ich da war«, fuhr Harris fort. »Er sitzt den ganzen Tag hinter einer Scheibe und versucht so auszusehen, als ob er was tut. Was bringt das schon – ein Mann hinter einer Scheibe? Ich muß mir meine Brötchen verdienen. Warum arbeitet er nicht? Was soll er da, und was sollen Banken überhaupt? Sie nehmen dein Geld, und wenn du irgendwo einen Scheck ausstellst, schicken sie ihn dir zurück, und er ist vollgeschmiert mit ›Keine Deckung‹ und ›Zurück an Aussteller‹. Was soll das? Zweimal haben sie das letzte Woche mit mir veranstaltet. Ich laß mir das nicht mehr gefallen! Ich löse mein Konto auf! Wenn er hier wäre, könnten wir uns das Grab ansehen. Außerdem glaube ich nicht, daß er überhaupt in der Bank ist. Er treibt sich irgendwo rum und überläßt uns die ganze Schufferei. Ich steige jetzt aus und gehe was trinken.«

Ich machte ihm klar, daß wir meilenweit von jeder Wirtschaft weg waren, und da nahm er sich den Fluß vor, wozu der überhaupt gut sei, und ob vielleicht jeder auf dem Fluß verdursten solle.

Wenn Harris sich so aufführt, ist es am besten, ihn einfach toben zu lassen, bis er alles rausgelassen hat; danach ist er immer ganz friedlich.

Ich erinnerte ihn daran, daß wir konzentrierte Limonade im Korb hätten, dazu eine Gallone Wasser vorne im Bug, und daß man die zwei nur zusammenschütten müsse, um ein kühles, erfrischendes Getränk zu erhalten.

Daraufhin war die Limonade dran und »das ganze andere Sonntagsschul-Pipi«, wie er Ingwerbier, Himbeersirup usw. bezeichnete. Er sagte, dieses Zeug würde Durchfall verursachen und Körper und Geist gleichermaßen ruinieren, und es wäre verantwortlich für die Hälfte aller Verbrechen in England.

Er müsse jetzt jedenfalls was trinken, sagte er, kniete sich auf die Sitzbank und beugte sich vor, um an unsere Flasche zu kommen. Sie war ganz unten im Korb und schlecht zu erreichen, so daß er sich immer weiter vorbeugen mußte. Gleichzeitig versuchte er, mit dem Kopf nach unten weiterzusteuern, und er verwechselte die Leinen und setzte das Boot aufs Ufer, und der Aufprall brachte ihn aus dem Gleichgewicht, und er tauchte voll in den Korb. Da balancierte er nun im Kopfstand, klammerte sich rechts und links an die Bootswand wie der Leibhaftige an die Seele, und seine Beine ragten in die Luft. Aus Angst, über Bord zu gehen, wagte er keine Bewegung und mußte ausharren, bis ich seine Beine zu fassen bekam und ihn rausziehen konnte, und das trieb ihn vollends zur Weißglut.

## ACHTES KAPITEL

*Erpressung – Die richtige Vorgehensweise – Egoistisches Verhalten der Landeigentümer am Fluß –  
»Hinweis«-Schilder – Harris' unchristliche Vorstellungen – Wie Harris ein witziges Lied vorträgt  
– Feine Gesellschaft – Schändliches Benehmen zweier lasterhafter junger Männer – Wertlose  
Information – George kauft ein Banjo.*

**UNTER** den Weiden von Kempton Park legten wir an und machten Mittag. Das ist ein hübsches kleines Fleckchen dort; ein freundlicher, von Weiden überhangener Grasstreifen zieht sich am Wasser entlang. Gerade hatten wir mit dem dritten Gang – den Marmeladebrotten – angefangen, als ein Herr in Hemdsärmeln und mit kurzer Pfeife auf uns zukam und wissen wollte, ob wir uns klar darüber seien, daß wir uns unbefugt Zutritt verschafft hätten. Wir sagten, wir hätten dieser Frage noch nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet, um zu einer abschließenden Beurteilung zu gelangen, doch wenn er uns mit seinem Wort als Gentleman versichere, daß wir diesen Tatbestand erfüllten, dann würden wir ihm ohne Zögern Glauben schenken.

Er gab uns die gewünschte Versicherung, und wir bedankten uns dafür, doch er schien damit nicht zufrieden zu sein, denn er stand weiter bei uns herum. Also fragten

wir ihn, ob wir ihm noch anderweitig behilflich sein könnten, und Harris in seiner kumpelhaften Art bot ihm ein Marmeladenbrot an.

Ich vermute, daß er irgendeiner Bruderschaft angehörte, bei der man sich zur Abstinenz von Brot und Marmelade verpflichtet, denn er lehnte so barsch ab, als fürchte er, in Versuchung zu geraten, und außerdem sagte er, er habe die Pflicht, uns von hier zu entfernen.

Harris sagte, wenn es sich um eine Pflicht handle, dann müsse sie auch erfüllt werden, und er fragte den Mann, welche Vorstellung er denn hinsichtlich der optimalen Mittel zur Erreichung dieses Ziels habe. Harris würde man als kräftig gebauten Mann von Anzuggröße 54 beschreiben, dazu wirkt er hart und knochig. Der Mann musterte ihn von oben bis unten und sagte dann, er werde jetzt mit seinem Chef sprechen und uns anschließend beide in den Fluß werfen.

Selbstverständlich sahen wir ihn nie wieder, denn in Wirklichkeit wollte er bloß einen Shilling. Am Fluß gibt es einige solcher Typen, die im Sommer am Ufer herumlümmeln und gar nicht mal schlecht verdienen, indem sie schwächliche Naturen erpressen. Sie tun immer so, als habe der Eigentümer sie geschickt. Die richtige Vorgehensweise in solchen Fällen besteht darin, daß man seinen Namen und seine Adresse nennt und es dem Landbesitzer – so er denn tatsächlich dahintersteckt – überläßt, Anzeige zu erstatten und nachzuweisen, welchen Schaden man ihm zugefügt hat, indem man sich auf ein Stückchen seines Grund und Bodens setzte. Doch die meisten Leute sind so faul und feige, daß sie es vorziehen, solche Betrügereien zu unterstützen, indem sie nachgeben, anstatt der Sache mit ein bißchen Entschlossenheit ein Ende zu machen.

Und da, wo tatsächlich die Eigentümer dahinterstecken, sollte man sie bloßstellen. Die Selbstsucht der Landbesitzer am Fluß wächst von Jahr zu Jahr. Wenn diese Leute so könnten, wie sie wollten, dann würden sie die Themse völlig sperren. Und an den kleineren Nebenflüssen und toten Flußarmen tun sie das tatsächlich schon. Sie rammen Pfähle ins Flußbett, ziehen daran Ketten von Ufer zu Ufer und nageln riesige »Hinweis«-Schilder an jeden Baum. Der Anblick dieser Verbotstafeln weckt in mir jeden böartigen Zug meines Wesens. Mich überfällt das Bedürfnis, jedes einzelne Schild runterzureißen und damit so lange auf den Kopf des dafür Verantwortlichen einzudreschen, bis er hinüber ist. Und schließlich würde ich nach seinem Begräbnis das Schild als Grabstein für ihn aufstellen.

Ich teilte Harris diese Empfindungen mit, und er sagte, bei ihm gingen sie noch viel weiter. Er habe nicht nur das Bedürfnis, den Mann umzubringen, der diese Schilder anbringen ließ, nein, er würde auch dessen ganze Familie abschlachten sowie seine

Freunde und Verwandten und schließlich sein Haus niederbrennen. Das schien mir zu weit zu gehen, und ich sagte Harris das auch, aber er meinte:

»Nicht die Spur. Das geschähe ihnen verdammt recht, und ich würde noch auf der Ruine Witzlieder singen.«

Harris' blutrünstige Ansichten gingen mir gegen den Strich. Niemand sollte zulassen, daß sein Gefühl für Gerechtigkeit zu bloßer Rachsucht verkommt. Es dauerte lange, bis ich Harris zu einer etwas christlicheren Sicht dieser Angelegenheit bewegen konnte, doch es gelang mir schließlich, und er versprach, er würde die Freunde und Verwandten auf jeden Fall ungeschoren lassen und auch keine witzigen Lieder auf der Ruine singen.

Wenn Sie nie gehört haben, wie Harris ein witziges Lied vorträgt, dann können Sie auch nicht wissen, welchen Dienst ich der Menschheit damit erwies. Es gehört zu seinen festen Überzeugungen, daß er dieses Metier beherrscht; Harris' Freunde wiederum, die diesbezügliche Versuche seinerseits erleben durften, haben die feste Überzeugung entwickelt, daß er es nicht beherrscht, nie beherrschen wird und daß man alle seine Anstalten in dieser Richtung unterbinden sollte.

Wenn Harris auf einer Party gebeten wird, etwas vorzusingen, dann sagt er: »Na ja, aber ich kenne nur witzige Lieder«, und das sagt er in einem Tonfall, dem man entnehmen muß, daß sein Vortrag dieser Lieder zu den Dingen im Leben gehört, nach deren Genuß man beruhigt sterben kann.

»Aber das ist doch wunderbar«, pflegt die Gastgeberin dann zu sagen, »bitte, singen Sie doch eins für uns, Mr. Harris.«

Daraufhin erhebt Harris sich und begibt sich zum Klavier mit der strahlenden Miene eines Wohltäters, der im Begriff steht, jemandem etwas zu schenken.

»Seid bitte ganz still!« wendet sich die Gastgeberin an die Runde, »Mr. Harris singt jetzt ein heiteres Lied.«

»Oh, toll!« hört man es murmeln, und schon eilen sie aus dem Gewächshaus herbei und kommen die Treppe herab, und sie holen die anderen aus allen Ecken des Hauses und drängen in den Salon und sitzen erwartungsfroh grinsend auf ihren Stühlen.

Und Harris fängt an.

Bei einem witzigen Lied erwartet man nicht unbedingt stimmliche Höchstleistungen, ebensowenig wie korrekte Phrasierung oder Vokalisation. Es ist einem egal, wenn der Sänger mitten im Ton feststellt, daß er zu hoch liegt, und ruckartig runterkommt. Auch der Rhythmus ist nicht so wichtig. Man nimmt es hin, wenn der Vortragende

seiner Begleitung zwei Takte voraus ist, mitten im Vers abbricht, um die Sache mit seinem Pianisten zu diskutieren, und dann die Strophe ganz neu anfängt. Doch man erwartet den Text.

Womit man nicht rechnet, ist ein Sänger, dem nicht mehr als die ersten drei Zeilen der ersten Strophe einfallen, und der diese so lange wiederholt, bis der Refrain kommt. Ebenso wenig rechnet man mit jemandem, der mittendrin aufhört und kichernd mitteilt, es sei wirklich komisch, aber ihm falle ums Verrecken nicht ein, wie das Lied weitergehe, und der dann versucht, den Text zu improvisieren, und dem später, an einer ganz anderen Stelle des Liedes, plötzlich das Vergessene wieder einfällt, worauf er ohne Vorwarnung abbricht und übergangslos an der alten Stelle weitermacht. Ferner – aber es ist wohl besser, wenn ich Ihnen einfach ein Beispiel von Harris und seinen witzigen Liedern gebe, dann können Sie selbst urteilen.

HARRIS steht vor einem Klavier und richtet sich an die erwartungsvolle Meute Also, das ist ein ziemlich altes Lied, fürchte ich. Ich denke, jeder von euch kennt es. Aber es ist das einzige, das ich kann. Also, es ist das Lied des Richters aus Pinafore, nein, nicht Pinafore, ich meine, dingens, ihr wißt schon, das andere. Also, beim Refrain müßt ihr alle mitsingen. Geräusche des Entzückens und der Vorfreude aufs Mitsingen. Nervöser Pianist liefert brillantes Vorspiel zum Lied des Richters aus Trial by Jury. Zeitpunkt für Harris' Einsatz kommt. Harris merkt nichts. Nervöser Pianist beginnt Vorspiel erneut; zugleich fängt Harris an zu singen, und zwar die ersten zwei Zeilen aus dem Lied des Admirals aus Pinafore. Nervöser Pianist versucht sich mit dem Vorspiel durchzusetzen, gibt auf, versucht nun, Harris mit der Begleitmusik zum Lied des Richters aus Trial by Jury zu folgen, stellt fest, daß das nicht funktioniert, bemüht sich zu begreifen, was er eigentlich tut und wo er ist, merkt, daß sein Verstand aussetzt, und bricht ab.

HARRIS ermutigt ihn freundschaftlich Nur nicht nachlassen. Sie machen das wirklich gut. Nur weiter so.

NERVÖSER PIANIST Ich fürchte, irgendwas stimmt hier nicht. Was singen Sie?

HARRIS ohne Zögern Wieso? Das Richterlied aus Trial by jury. Kennen Sie das nicht?

EIN FREUND VON HARRIS aus dem Hintergrund Stimmt doch gar nicht, du taube Nuß! Du singst das Admiralslied aus Pinafore.

Lange Debatte zwischen Harris und seinem Freund darüber, was Harris wirklich singt. Der Freund meint schließlich, es sei egal, was Harris singe, wenn er nur weitermache und überhaupt singe. Harris, ganz die gekränkte Unschuld, bittet den Pianisten, noch mal von vorn anzufangen. Pianist spielt daraufhin die, Einleitung zum

Lied des Admirals, und Harris fängt an einer Stelle, die er für geeignet hält, an zu singen.

HARRIS

Als ich noch jung und Anwalt war...

Tosendes Gelächter allenthalben, welches Harris als Kompliment auffaßt. Der Pianist denkt an Frau und Kinder, gibt den ungleichen Kampf auf und geht ab. Sein Platz wird von einem nervenstärkeren Mann eingenommen.

NEUER PIANIST gutgelaunt Also, alter Knabe, Sie legen los und ich falle dann ein. Das Vorspiel schenken wir uns, würde ich sagen.

HARRIS dem allmählich der wahre Sachverhalt dämmert, lachend Ach du meine Güte, das tut mir leid. Da habe ich doch glatt die beiden Lieder verwechselt. Jenkins hat mich völlig durcheinandergebracht. Also, jetzt aber:

Er singt. Seine Stimme scheint aus dem Keller zu kommen und erster Vorbote eines Erdbebens zu sein.

Als ich noch jung und Lehrling war,

da diente ich so manches Jahr

bei einem Anwalt...

Seitlich zum Pianisten Das ist zu tief, alter Knabe. Wenn's Ihnen nichts ausmacht, fangen wir noch mal an. Er wiederholt die ersten zwei Zeilen, diesmal im Falsett. Große Verwunderung beim Publikum. Eine nervenschwache alte Dame am Kamin beginnt zu weinen und muß hinausgebracht werden.

HARRIS singt weiter

Ich fegte die Fenster, ich fegte die Tür,

und ich...

Nein, nein, ich putzte die Fenster der Vordertür. Und ich polierte den Boden – nein, zum Kuckuck... Also, das tut mir jetzt leid. Es ist zu komisch, aber ich kann mir diese Zeile nicht merken.

Und ich... und ich... Ach wißt ihr, wir machen einfach mit dem Refrain weiter und sehen mal, wie das klappt singt

Und ich didel di didel di didel di dei

bin jetzt Chef unsrer ganzen Seefahrerei.

Und jetzt alle! Die letzten zwei Zeilen!

ALLE

Und er didel di didel di didel di dei

ist jetzt Chef unsrer ganzen Seefahrerei.

Und bei so was merkt Harris nie, was für einen Trottel er aus sich macht und daß er Leuten auf den Wecker geht, die ihm nie etwas Böses getan haben. Er glaubt allen Ernstes, daß er sie prima unterhalten hat, und kündigt an, nach dem Abendessen noch ein witziges Lied zu singen.

Wo wir gerade bei humoristischem Liedgut und Gesellschaften sind, fällt mir ein recht komisches Ereignis ein, dem ich einmal beiwohnte. Und da es einiges Licht auf die innere Seite der menschlichen Natur wirft, sollte es, denke ich, auf diesen Seiten festgehalten werden.

Es war eine schicke und höchst niveauvolle Gesellschaft. Wir trugen unsere besten Sachen, wir redeten lauter reizendes Zeug, und wir waren alle sehr guter Laune – bis auf zwei junge Burschen, Studenten, die gerade aus Deutschland zurückgekehrt waren, ganz normale junge Männer, die unruhig und nicht gerade entspannt wirkten, als sei für ihren Geschmack zu wenig los. In Wahrheit waren wir einfach zu anspruchsvoll für sie. Unsere tiefschürfende, aber dennoch geschliffene Konversation und unser erstklassiger Geschmack überstiegen ihr Niveau. Sie fielen aus dem Rahmen, ja, eigentlich gehörten sie überhaupt nicht hierher – darin waren sich im nachhinein alle einig.

Wir spielten Kompositionen alter deutscher Meister. Wir diskutierten philosophische und ethische Fragen. Wir flirteten charmant und mit Stil. Wir waren sogar witzig, allerdings mit Brillanz.

Nach dem Abendessen trug jemand ein französisches Gedicht vor, und seine Schönheit bewegte uns. Danach sang eine Dame eine ergreifende spanische Ballade, und ein oder zwei von uns mußten weinen, so herzanrührend war sie.

Und dann erhoben sich diese zwei jungen Männer und fragten, ob wir je Herrn ? Slossenn-Boschen (der gerade erst eingetroffen war und sich noch unten im Eßzimmer aufhielt) sein großartiges deutsches Couplet hätten singen hören.

Niemand konnte sich erinnern, es schon mal gehört zu haben. Die jungen Männer sagten, es sei das komischste Lied, das

jemals geschrieben worden sei, und wenn wir wollten, würden sie Herrn Slossenn-Boschen – den sie gut kannten – bitten, es vorzutragen. Sie sagten, es sei derart lustig, daß der deutsche Kaiser, dem Herr Slossenn-Boschen es einst vorgesungen habe, vor Lachen zu Bett getragen werden mußte. Sie sagten, niemand singe es wie Herr Slossenn-Boschen: Er bleibe die ganze Zeit so ungeheuer ernst, daß man glauben könne, er trage eine Elegie vor, und das mache die Sache natürlich noch komischer. Sie sagten, man könne seiner Singweise oder seiner Miene keinen Moment lang entnehmen, daß er etwas Witziges singe - das würde es nur kaputtmachen. Gerade die Ernsthaftigkeit, ja, das Pathos seines Vortrags sei es, was derart unwiderstehliche Heiterkeit hervorrufe.

Wir sagten, das wollten wir unbedingt hören, etwas Amüsantes sei jetzt gerade recht, und so gingen die beiden hinunter, um Herrn Slossenn-Boschen zu holen.

Er schien sich über unser Interesse zu freuen, denn er kam unverzüglich nach oben und setzte sich ohne weitere Vorreden ans Klavier.

»Das wird Ihnen Spaß machen. Es ist zu komisch«, flüsterten die beiden jungen Männer, als sie sich durch die Gäste drängten, um einen bescheidenen Platz im Rücken des Professors einzunehmen.

Herr Slossenn-Boschen begleitete sich selbst. Das Vorspiel ließ eigentlich nicht auf ein amüsantes Lied schließen: Es schuf eine schicksalhafte, gefühlsschwangere Atmosphäre, bei der es einen eiskalt überlief, doch wir murmelten uns zu, das sei eben typisch deutsch, und stellten uns innerlich auf viel Spaß ein. Ich selbst kann kein Deutsch. Ich hatte es auf der Schule, aber zwei Jahre nach meinem Abgang hatte ich jedes Wort vergessen und fühlte mich von da an viel besser. Trotzdem wollte ich natürlich meine Ahnungslosigkeit nicht vor den anderen zeigen, daher ließ ich mir eine Methode einfallen, die ich für ziemlich gut hielt: Ich heftete meinen Blick auf die beiden Studiosi und hielt mich an ihre Reaktionen. Wenn sie kicherten, kicherte ich auch; wenn sie losprusteten, prustete ich mit. Außerdem streute ich ganz eigenständig hier und da noch ein kleines Glucksen ein, so als hätte ich noch einen witzigen Aspekt bemerkt, der den anderen entgangen war. Ich empfand das schon fast als künstlerische Leistung.

Im Verlauf des Liedes fiel mir auf, daß auch zahlreiche andere Gäste ihren Blick auf die beiden jungen Männer gerichtet hielten. Auch sie kicherten, wenn die zwei kicherten, und sie prusteten los, wenn die beiden das taten. Und da die beiden fast das ganze Lied hindurch kicherten und prusteten und vor Lachen schier explodierten, lief alles äußerst zufriedenstellend.

Nur der deutsche Professor schien nicht zufrieden zu sein. Als wir zum ersten Mal loslachten, erschien auf seinem Gesicht ein ausgesprochen überraschter Ausdruck, als sei Gelächter das letzte, mit dem er als Reaktion gerechnet hatte. Das fanden wir besonders komisch; wir merkten: Sein ernster Ausdruck war die halbe Miete. Wenn man ihm auch nur im geringsten angemerkt hätte, daß ihm klar war, wie komisch er wirkte – alles wäre hinüber gewesen. Als wir immer weiter lachten, wandelte sich die Überraschung bei ihm in einen Ausdruck von Verärgerung und Gekränktheit, und er warf allen in der Runde finstere Blicke zu (außer den beiden jungen Männern, die er nicht sehen konnte, weil sie hinter ihm saßen). Damit erzeugte er Lachkrämpfe. Wir röchelten einander zu, das würden wir nicht überleben. Schon der Text allein, fanden wir, reiche aus, um einen zu Boden zu schicken, aber dann noch diese gespielte Ernsthaftigkeit – nein, das sei einfach zu viel.

Bei der letzten Strophe übertraf er sich selbst. Er starrte uns mit solch grimmiger Wildheit an, daß wir uns hätten verunsichern lassen, wenn wir nicht über die deutsche Art, witzige Lieder vorzutragen, vorab informiert gewesen wären. Und wenn uns niemand gesagt hätte, daß es sich um ein humoristisches Lied handelt, dann hätten wir vermutlich geschluchzt, als er die schicksalschwere Musik mit einem herzerreißenden Ausdruck von Schmerz und Leid krönte.

Sein Vortrag endete in kreischendem Gelächter. In unserem ganzen Leben hatten wir nichts derart Komisches gehört. Wir sagten, es sei doch angesichts solcher Glanzlichter sehr seltsam, daß den Deutschen im allgemeinen jeder Sinn für Humor abgesprochen werde. Und wir fragten den Professor, warum er das Lied nicht ins Englische übersetze, damit auch das einfache Volk es verstehen und mal ein wirklich witziges Lied hören könne.

Da stand Herr Slossenn-Boschen auf und wurde zur Furie. Er beschimpfte uns auf deutsch (was nach meinem Dafürhalten eine besonders effektive Sprache für solche Zwecke ist), er hüpfte auf und ab, er schüttelte die Fäuste und belegte uns mit allen englischen Kraftausdrücken, die ihm einfielen. Er sagte, in seinem ganzen Leben sei er nie derart beleidigt worden.

Offenbar war es gar kein komisches Lied gewesen. Es handelte von einem jungen Mädchen im Harz, das sein Leben hingegeben hatte, um die Seele seines Geliebten zu retten, und dann starb er und ihre Seelen begegneten sich in der Luft, und in der letzten Strophe läßt er ihre Seele sitzen und haut mit einer anderen Seele ab – bei den Einzelheiten bin ich mir nicht ganz sicher, aber ich weiß, daß es etwas sehr Trauriges war. Herr Boschen sagte, er habe es einst dem deutschen Kaiser vorgesungen, und er (der Kaiser) habe geschluchzt wie ein kleines Kind. Er (Herr Boschen) sagte, dieses

Lied gelte als eins der tragischsten und bewegendsten Lieder der deutschen Sprache überhaupt.

Die Situation war peinlich für uns – sehr peinlich. Was sollten wir schon sagen? Wir hielten nach den zwei jungen Männern Ausschau, die das eingefädelt hatten, aber sie hatten das Haus sofort nach dem Ende des Liedes unauffällig verlassen.

Damit war der Abend gelaufen. Ich habe nie wieder eine Gesellschaft so still und mit so wenig Getue auseinandergehen sehen. Wir verabschiedeten uns nicht mal voneinander. Einer nach dem anderen schlich die Treppe hinab, bemüht, sich auf der Wandseite langzudrücken. Den Diener baten wir im Flüsterton um unsere Mäntel und Hüte, warteten nicht ab, bis er uns die Tür öffnete, und huschten nach draußen um die nächste Ecke, immer bestrebt, keinen der anderen zu treffen.

Seit damals habe ich kaum noch Interesse an deutschen Liedern.

Um halb vier kamen wir zur Schleuse von Sunbury. Das Flußstück davor ist ganz besonders schön, und auch das Stauwasser dahinter entzückt das Auge, aber versuchen Sie nicht, da flußaufwärts zu rudern.

Ich habe es einmal versucht. Ich saß an den Skulls und fragte die Jungs am Ruder, ob sie glaubten, daß man das schaffen könne, und sie meinten, ja, sie dächten schon, wenn man sich ins Zeug lege. Wir waren gerade unter der kleinen Fußgängerbrücke zwischen den zwei Wehren, als sie das sagten, und ich beugte mich über die Skulls, setzte mich zurecht und ruderte los.

Ich ruderte prachtvoll. Schnell hatte ich einen gleichmäßigen Rhythmus erreicht. Arme, Beine, Rücken – ich ruderte mit vollem Einsatz. Ich gab mir selbst einen flotten, kräftigen Schlag vor und zeigte so richtig große Klasse. Meine zwei Freunde meinten, es sei ein Vergnügen, mir zuzusehen. Nach fünf Minuten schätzte ich, wir müßten jetzt fast am Wehr sein, und sah mich um. Wir waren immer noch unter der Brücke, exakt an derselben Stelle, an der ich angefangen hatte, und die zwei Idioten machten sich fast in die Hosen vor Lachen. Ich hatte geschuftet wie blöd, nur um das Boot auf der Stelle zu halten. Heute lasse ich auf größeren Flüssen andere die Stauwasser hinaufrudern.

Wir ruderten nach Walton, einer ziemlich großen Gemeinde für eine Ortschaft am Fluß. Wie bei allen anderen Fluß-Ansiedlungen erstreckt sich nur ein ganz winziger Zipfel der Stadt bis ans Wasser, so daß man vom Boot aus glauben könnte, es sei alles in allem nur ein Dorf von einem Dutzend Häusern. Windsor und Alvingdon sind die einzigen Städte zwischen London und Oxford, von denen man vom Fluß aus auch was sieht. Die andern verstecken sich alle hinter irgendwelchen Ecken und blinzeln lediglich mit einer einzigen Straße zum Ufer hinab, und ich bin dankbar für diese

Rücksichtnahme, denn so bleibt das Flußufer den Wäldern und Feldern und Schleusen und Wehren vorbehalten.

Selbst Reading – obwohl es wirklich tut, was es kann, um so viel wie möglich vom Fluß zu verunstalten und zu verdrecken – ist freundlich genug, sein häßliches Äußeres weit außer Sicht zu halten.

Cäsar hatte natürlich eine kleine Absteige in Walton, ein Feldlager oder eine Schanzanlage oder etwas in der Art. Er war ein ausgesprochener Oberlauf-Experte. Genau wie Königin Elizabeth – sie war auch da. Wohin man auch geht, dieser Frau entkommt man nicht. Auch Cromwell und Bradshaw (nicht der Kursbuch-Bradshaw, sondern der Hauptmann von König Charles) hielten sich hier auf. Alle zusammen dürften sie ein nettes Gruppenbild abgegeben haben.

In der Kirche von Walton gibt es einen eisernen »Keifzaum«. In früheren Zeiten benutzte man diese Dinger, um weiblichen Zungen Zurückhaltung aufzuerlegen. Inzwischen hat man derartige Versuche aufgegeben. Ich vermute, das Eisen wurde knapp, und alles andere war nicht stabil genug.

Es gibt auch sehenswerte Gräber in dieser Kirche, und ich hatte schon Angst, ich würde Harris nicht an ihnen vorbeikriegen, aber offenbar hatte er anderes im Kopf, also fuhren wir weiter. Oberhalb der Brücke macht der Fluß scharfe Biegungen. Die sehen zwar sehr malerisch aus, stören jedoch beim Rudern oder Ziehen, so daß es zwischen Steuermann und Puller immer wieder Ärger gibt.

Hier kommt man am Oatlands Park vorbei. Er liegt am rechten Ufer und ist alt und berühmt. Heinrich VIII. stahl ihn irgendwem – ich weiß nicht mehr, wem – und richtete sich dort ein. Im Park gibt es eine Grotte, die man gegen Eintrittsgeld besichtigen kann und die sehr schön sein soll, aber mich reizt sie nicht besonders. Die verstorbene Herzogin von York lebte in Oatlands. Sie hatte ein Faible für Hunde und hielt sie massenweise. Sie ließ einen eigenen Friedhof für sie anlegen, auf dem über fünfzig von ihnen begraben sind, jeder mit einem Grabstein und einer Inschrift.

Ich denke, sie verdienen das genauso wie jeder durchschnittliche Christenmensch.

Bei den »Pfählen von Corway«, der ersten Flußbiegung hinter der Brücke von Walton, fand eine Schlacht zwischen Cäsar und Cassivelaunus statt. Cassivelaunus hatte den Fluß für Cäsar präpariert, indem er lauter Pfähle ins Flußbett rammen ließ (fraglos samt Hinweisschild), doch Cäsar überquerte den Fluß trotzdem. Er war von diesem Fluß einfach nicht wegzukriegen. Einen wie ihn bräuchten wir heute für die Stauwasser.

Halliford und Shepperton sind da, wo sie den Fluß berühren, ganz hübsche Nester, aber sonst bieten sie nichts Bemerkenswertes. Auf dem Friedhof von Shepperton ist allerdings ein Grabstein mit einem Gedicht drauf, und ich befürchtete, Harris würde da rumturnen wollen. Als wir uns dem Anleger näherten, sah ich ihn begehrtlich dorthin blicken, also stieß ich mit einer geschickten Bewegung seine Mütze ins Wasser, und siehe, in seiner Panik, sie rauszufischen, und seinem Ärger über meine Ungeschicklichkeit vergaß er seine geliebten Gräber vollkommen.

Bei Weybridge mündet nicht nur die Wey (ein hübsches Fließchen, das mit kleinen Schiffen bis nach Guildford befahrbar ist und das zu erkunden ich mir schon immer vorgenommen hatte, aber nie dazu kam), sondern auch die Bourne und der Basingstoke-Kanal in die Themse. Die Schleuse liegt auf der stadtabgewandten Seite einer Insel, und als wir in Sichtweite kamen, erblickten wir als erstes den Blazer von George auf einem der Schleusentore. Bei näherer Betrachtung stellte sich dann heraus, daß George höchstpersönlich drinsteckte.

Montmorency fing an, wie wild zu bellen, ich schrie, Harris röhnte, und George wedelte mit seinem Hut und kreischte zurück. Der Schleusenwärter kam mit einer Rettungsstange angerannt; offenbar glaubte er, jemand sei in die Schleuse gestürzt. Als er niemanden im Wasser sah, schien er verärgert.

George trug ein recht merkwürdiges Ölpapier-Päckchen in der Hand: An einem Ende war es rund und flach, am anderen ragte ein langer, gerader Griff heraus.

»Was ist das«, fragte Harris, »eine Bratpfanne?« »Nein«, sagte George, und ein wildes Glitzern erschien in seinen Augen, »das ist dieses Jahr der letzte Schrei. Jeder hier am Fluß hat eins. Es ist ein Banjo.«

»Wie? Du spielst Banjo?!« stöhnten Harris und ich unisono. »Naja, noch nicht«, sagte George, »aber es muß angeblich ganz einfach sein. Außerdem habe ich eine Gebrauchsanleitung.«

## NEUNTES KAPITEL

*George wird mit Arbeit konfrontiert – Das ungesittete Eigenleben von Schleppeleinen – Perfides Benehmen eines Boots – Schlepper und Geschleppte – Eine Verwendungs-möglichkeit für Verliebte – Eine Dame verschwindet – Viel Tempo, wenig Fortschritt – Ein aufregendes Erlebnis: Von Mädchen geschleppt werden – Die verschwundene Schleuse, oder: Der verwunschene Fluß – Musik – Gerettet.*

**JETZT** , da wir ihn hatten, ließen wir George arbeiten. Natürlich wollte er nicht arbeiten – keine Frage. Er führte an, er habe einen anstrengenden Tag in der Bank gehabt. Harris, der ein gefühlloses Herz hat und nicht zum Mitleid neigt, sagte:

»Dafür hast du jetzt zur Abwechslung einen anstrengenden Tag auf dem Fluß. Abwechslung tut jedem gut. Raus jetzt!«

Dagegen ließ sich vernünftigerweise nichts einwenden – schon gar nicht mit Georges Vernunft –, obwohl er anregte, es sei vielleicht besser, wenn er im Boot bleiben und Tee machen würde, während Harris und ich schleppten, denn Teemachen sei ein mühsames Unterfangen, und Harris und ich sähen müde aus. Darauf antworteten wir, indem wir ihm die Schleppleine in die Hand drückten, und er nahm sie und stieg aus.

Eine Schleppleine ist ein höchst eigenartiges, unberechenbares Etwas. Man rollt sie mit der Geduld und Sorgfalt auf, als würde man eine neue Hose falten, und wenn man fünf Minuten später nach ihr greift, hat man ein einziges heilloses Gewirre in der Hand.

Ich will hier nichts unterstellen, aber ich bin fest davon überzeugt, wenn man eine ganz normale Schleppleine auf einer Wiese ausgerollt hinlegen würde, sich für dreißig Sekunden abwendete und dann wieder umdrehte – sie hätte sich zu einem Haufen in der Mitte der Wiese zusammengeknäult, hätte sich völlig verwickelt und verknotet, ihre Enden wären weg, und die ganze Leine wäre zu lauter Schlaufen geworden, so daß man mindestens eine halbe Stunde fluchend im Gras sitzen und sie entwirren müßte.

Das ist meine Pauschalansicht über Schleppleinen. Natürlich mag es lobenswerte Ausnahmen geben, das bestreite ich gar nicht. Vielleicht gibt es Schleppleinen, die ihrem Job alle Ehre machen – gewissenhafte, ehrbare Schleppleinen –, Schleppleinen, die sich nicht für Häkelgarn halten und sofort anfangen, Sofaschoner aus sich zu machen, sobald man ihnen den Rücken kehrt. Ich sage, vielleicht gibt es sie, und ich hoffe aufrichtig, daß es sie gibt, aber gesehen habe ich noch keine.

Da war zum Beispiel die Schleppleine, die ich kurz vor der Schleuse höchstpersönlich eingeholt hatte. (Harris würde ich sie nie in die Finger geben; er ist schlampig.) Ich hatte sie langsam und sorgfältig aufgerollt, das Schlaufenbündel in der Mitte zusammengebunden und behutsam auf dem Boden des Boots abgelegt. Harris hatte die Leine mit peinlichster Vorsicht hochgenommen und George in die Hand gegeben. George hatte sie fest ergriffen und von sich fortgehalten und hatte dann so zartfühlend angefangen, sie abzurollen, als würde er einem Neugeborenen die Windeln abnehmen. Doch kaum hatte er ein Dutzend Meter losgewickelt, sah das Ding mehr nach einem mißratenen Fußabtreter aus als nach sonstwas.

Es ist immer dasselbe, und zugleich tritt auch immer noch ein anderer Effekt auf: Der Mann am Ufer, der die Leine zu entwirren versucht, macht denjenigen, der sie aufgerollt hat, für alles verantwortlich. Und am Fluß sagt man, was man denkt.

»Was hast du damit angestellt? Wolltest du ein Fischnetz draus machen? Bockmist hast du gemacht! Noch nie gesehen, wie man eine Leine aufwickelt, du Blödmann?« blökt er, während er ungestüm mit dem Klumpen kämpft, ihn auf dem Treidelpfad auslegt, so gut es geht, und auf der Suche nach dem Anfang pausenlos drumherumläuft.

Dagegen ist derjenige, der die Leine aufgewickelt hat, davon überzeugt, daß der, der sie jetzt auszulegen versucht, der Urheber des Schlamassels ist.

»Als du damit ausgestiegen bist, war sie in Ordnung«, ruft er beleidigt. »Vielleicht solltest du dir angewöhnen, dein Hirn zu gebrauchen, bevor du wie ein Affe über irgendwas herfällst. Du würdest ja sogar Knoten in eine Fahnenstange machen, du schon!«

Und jeder ist so wütend auf den anderen, daß er ihn am liebsten mit der Leine aufknüpfen würde. Nach zehn Minuten rastet der erste Mann aus, läßt einen Schrei los, trampelt auf dem Seilhaufen herum und versucht ihn auseinanderzukriegen, indem er wie verrückt am erstbesten Stück zerrt, das ihm gerade unterkommt – wodurch natürlich die Knoten nur noch fester werden. Daraufhin steigt der zweite Mann aus dem Boot und kommt zu Hilfe, was heißt, daß sich beide dauernd im Weg stehen und behindern. Beide kriegen dasselbe Leinenstück zu fassen und ziehen in entgegengesetzter Richtung und verstehen nicht, wo das Ding festhängt. Wenn sie es dann schließlich doch geschafft haben, drehen sie sich um und stellen fest, daß das Boot abgetrieben ist und direkt auf das Wehr zuschwimmt.

Ich habe so was tatsächlich mal erlebt. Es war an einem ziemlich stürmischen Vormittag in der Nähe von Boveney. Wir ruderten flußabwärts, und als wir um die Biegung kamen, sahen wir am Ufer zwei Männer. Sie sahen sich mit so verstörter und hundeelender Miene an, wie ich sie weder vorher noch nachher auf einem menschlichen Gesicht gesehen habe, und zwischen sich hielten sie eine lange Schlepplleine. Offensichtlich war hier irgendwas nicht in Ordnung, also drosselten wir unser Tempo und fragten, was los sei.

»Das sieht man doch, unser Boot ist weg«, antworteten sie in vorwurfsvollem Ton. »Wir sind nur ausgestiegen, um die Leine zu entknoten, und als wir uns umdrehten, war es weg.«

Sie waren über das gemeine und treulose Verhalten ihres Boots regelrecht beleidigt.

Wir fanden den Ausreißer eine halbe Meile weiter im Schilf stecken und brachten ihn den beiden zurück. Ich wette, daß sie ihren Kahn mindestens eine Woche lang keinen Moment mehr aus den Augen ließen.

Aber das Bild vergesse ich nie mehr: zwei Männer, die mit einer Schleppleine am Ufer entlanglaufen und ihr Boot suchen.

In Verbindung mit dem Treideln ergeben sich am Fluß alle möglichen komischen Situationen. Mit am häufigsten erlebt man, daß zwei Schleppende, in ein lebhaftes Gespräch vertieft, flott dahinschreiten, während hundert Meter hinter ihnen der Mann im Boot wild mit dem Ruder herumfuchtelt und vergebens schreit, sie sollten anhalten. Irgendwas ist schiefgelaufen; vielleicht ist das Ruder abgegangen oder der Bootshaken ist über Bord oder sein Hut ist ins Wasser gefallen und treibt jetzt munter stromabwärts. Sie sollen stoppen, ruft er – zunächst ganz gelassen und freundlich.

»He, haltet mal eben«, hört man ihn, »mir ist gerade mein Hut abgehauen.«

Dann, bereits nicht mehr ganz so umgänglich: »He, Tom! Dick! Hört ihr nicht?!«

Dann:

»Heee, verflucht noch mal, ihr hirnlosen Idioten! Ihr sollt anhalten, ihr...«

Danach springt er auf und trampelt im Boot herum und schreit sich die Lunge aus dem Leib und verwünscht alles, was er kennt. Und die kleinen Jungen am Ufer halten an und machen sich über ihn lustig, und während er mit vier Meilen pro Stunde an ihnen vorbeigezogen wird und nicht aussteigen kann, lassen sie Steine übers Wasser in sein Boot hüpfen.

Es würde einem viel Ärger dieser Art erspart bleiben, wenn die Ziehenden im Kopf behalten würden, daß sie ziehen, und sich öfter mal umdrehen, um zu sehen, wie es um den Mann im Boot steht. Am besten zieht immer nur einer. Wenn zwei ziehen, verlieren sie sich in Geschwätz, und das Boot ist beim Ziehen so wenig zu spüren, daß es keine große Erinnerungshilfe ist.

Später, als wir nach dem Abendessen über dieses Thema sprachen, erzählte George uns als Beispiel dafür, wie vollkommen Treidler ihre Aufgabe vergessen können, von einem sehr ulkigen Vorfall.

Eines frühen Abends ruderte er mit drei anderen Männern ein sehr schwer beladenes Boot von Maidenhead flußaufwärts. Kurz nach der Cookham-Schleuse bemerkten sie auf dem Treidelpfad einen jungen Mann und ein Mädchen, die völlig in ein offenbar hochinteressantes Gespräch vertieft waren. Zwischen sich trugen sie einen Bootshaken, von dem eine Schleppleine schleifte, deren Ende im Wasser verschwand.

Ein Boot war weit und breit nicht zu sehen. Sicher hatte irgendwann eins an der Leine gehangen, aber was aus ihm geworden war, welches schrecklichen Schicksal es samt seinen Insassen anheimgefallen war, blieb ein Rätsel. Was auch immer passiert war – die junge Dame und den jungen Gentleman hatte es nicht tangiert. Sie hatten den Bootshaken, sie hatten die Leine, und damit schien sich die Aufgabe für sie zu erschöpfen.

George war gerade im Begriff gewesen, hinüberzurufen und die zwei aufzuwecken, als eine verlockende Idee in ihm aufblitzte. Er angelte mit dem Haken das Ende der Leine aus dem Wasser und befestigte sie an ihrem Mast. Dann zogen sie die Skulls ein, setzten sich ins Achterschiff und zündeten ihre Pfeifen an.

Und die beiden jungen Leute zogen die vier Müßiggänger samt ihrem schweren Boot bis nach Marlow.

George sagte, noch nie habe er so viel ratlose Enttäuschung in einem einzigen Blick gesehen wie bei dem Pärchen, als es an der Schleuse begriff, daß es seit zwei Meilen das falsche Boot gezogen hatte. Seiner Ansicht nach war es lediglich der besänftigenden Ausstrahlung der hübschen Lady zu verdanken, daß der junge Mann sich nicht zu verbalen Entgleisungen hinreißen ließ.

Sie erholte sich als erste von der Überraschung, schlug die Hände zusammen und rief entsetzt:

»Henry, um Gottes willen, und wo ist jetzt meine Tante?« »Haben sie sie je wiedergefunden?« wollte Harris wissen. George sagte, er wisse es nicht.

In der Nähe von Walton erlebten George und ich einmal eine andere Variante davon, wie gefährlich die mangelnde Kommunikation zwischen Schlepper und Geschleppten sein kann. Es war eine Stelle, an der der Treidelpfad sanft zum Wasser hin abfällt. Wir lagerten auf dem gegenüberliegenden Ufer und ließen den Blick schweifen. Irgendwann kam ein kleines Boot in Sicht, das von einem kräftigen Zugpferd mit enormem Tempo durchs Wasser gezogen wurde. Auf dem Pferd saß ein sehr kleiner Junge, und in dem Boot fläzten sich fünf Männer bequem und gedankenverloren herum. Der Mann am Steuer machte einen besonders verschlafenen Eindruck.

»Jetzt müßte er die falsche Leine ziehen«, murmelte George, als sie an uns vorbeikamen. Und genau in diesem Moment tat er das, und das Boot sauste mit einem Geräusch das Ufer hoch, als würden vierzigtausend Bettücher zerreißen. Zwei der Männer, ein Korb und drei Skulls heuerten sofort nach Backbord ab und setzten sich am Ufer zur Ruhe. Anderthalb Augenblicke später verließen zwei weitere Männer das Boot auf der Steuerbordseite und ließen sich zwischen Bootshaken, Segeln,

Stofftaschen und Flaschen nieder. Der letzte fuhr noch zwanzig Meter mit und stieg dann kopfüber aus.

Das Boot schien plötzlich leichter geworden zu sein, denn es flog noch viel flotter voran, und der kleine Junge trieb sein Roß mit gellender Stimme zum Galopp. Die Herrschaften rappelten sich auf und starrten sich an. Es dauerte einige Sekunden, bis sie begriffen, was ihnen passiert war, aber dann begannen sie aus Leibeskräften zu rufen, der Junge möge anhalten. Doch der war viel zu sehr mit dem Pferd beschäftigt, um sie zu hören, und so sahen wir sie hinter ihm herrennen, bis sie in der Ferne verschwanden.

Ich kann nicht behaupten, ihr Mißgeschick hätte mir leidgetan. Im Gegenteil, ich finde, allen diesen jungen Schnöseln, die ihre Boote auf diese Art schleppen lassen - und das sind nicht wenige -, sollte Ähnliches widerfahren. Abgesehen von dem Risiko, das sie selbst eingehen, werden sie zu einer Gefahr und zu einem Ärgernis für jedes andere Boot, an dem sie vorbeikommen. Bei ihrer Geschwindigkeit haben sie keine Möglichkeit, jemandem auszuweichen, und genausowenig können andere ihnen rechtzeitig aus dem Weg gehen. Ihre Schlepplaine bleibt hinter dem fremden Mast hängen und kippt das Boot um, oder jemand im Boot kriegt die Leine ab und geht entweder über Bord oder reißt sich das Gesicht auf. Am besten kommt man noch davon, wenn man seine Position verteidigt, indem man ihr Boot mit dem dicken Ende des Masts wegdrückt.

Das Aufregendste, was man in Verbindung mit dem Treideln erleben kann, ist, wenn man von Mädchen gezogen wird. Jeder sollte das mal mitgemacht haben. Man braucht immer drei Mädchen dazu: Zwei halten die Leine fest, und das dritte schwirrt um die beiden anderen herum und kichert. Normalerweise fängt es damit an, daß sie sich verheddern. Die Leine wickelt sich um ihre Beine, und sie müssen sich erstmal auf den Weg setzen und sich gegenseitig befreien, und danach haben sie sie um den Hals und strangulieren sich fast. Schließlich haben sie das aber geregelt, und dann rennen sie los, daß das Boot gefährlich viel Tempo bekommt. Nach hundert Metern sind sie naturgemäß außer Atem. Sie stoppen abrupt, setzen sich ins Gras und lachen, und noch bevor ihr mitbekommt, was los ist, und einen Skull ausbringen könnt, treibt das Boot kreisend mitten auf dem Fluß. Dann stehen sie auf und staunen.

»Sieh mak«, sagen sie, »sie sind ganz in die Mitte gefahren.« Danach ziehen sie eine Zeitlang recht gleichmäßig, bis der einen plötzlich einfällt, daß sie ihren Rock hochstecken will. Zu diesem Behuf bleiben sie stehen, und das Boot läuft aufs Ufer.

Ihr springt auf, stoßt es wieder ab und ruft ihnen zu, sie sollen nicht anhalten.

»Was ist?« rufen sie zurück.

»Nicht anhalten«, brüllt ihr.

»Nicht was?«

»Nicht anhalten! Los, weiter!«

»Emily, geh doch mal hin und frag, was sie wollen«, sagt eine, und Emily kommt angelaufen und fragt, was ihr wollt.

»Was wollt ihr?« fragt sie. »Ist was passiert?«

»Nein«, sagt ihr, »alles in Ordnung. Macht einfach weiter. Aber nicht anhalten.«

»Warum nicht?«

»Wenn ihr steht, können wir nicht steuern. Ihr müßt die Spannung aufrechterhalten.«

»Die was?«

»Die Spannung der Leine. Das Boot muß in Bewegung bleiben.«

»Ach so. In Ordnung, ich sag's ihnen. Machen wir es sonst richtig?«

»Aber ja, prima, wirklich. Haltet nur nicht an.« »Es ist überhaupt nicht schwierig. Ich hätte es für viel schwerer gehalten.«

»Ach was, es ist furchtbar einfach. Ihr müßt nur immer schön in Bewegung bleiben, das ist alles.«

»Alles klar. Gib mir doch mal meinen roten Schal da unter der Bank.«

Der Schal wird gefunden und hinausgereicht, und mittlerweile ist die zweite ebenfalls zum Boot gekommen und will ihren auch haben, und den von Mary nehmen sie auf gut Glück mit, aber Mary will ihn nicht, und sie bringen ihn wieder zurück und brauchen statt dessen einen Taschenkamm. Es dauert an die zwanzig Minuten, bis es wieder losgeht, und an der nächsten Kurve steht eine Kuh, und ihr müßt aus dem Boot, um die Kuh aus dem Weg zu scheuchen.

Wenn Mädchen das Boot ziehen, langweilt man sich nicht eine Sekunde.

Nach einiger Zeit hatte George die Leine wieder in Ordnung und schleppte uns schön gleichmäßig nach Penton Hook. Dort diskutierten wir die wichtige Frage des

Übernachtungsplatzes. Wir hatten beschlossen, diese Nacht an Bord zu verbringen, und das hieß entweder, direkt hierzubleiben, oder noch über Staines hinauszufahren. Um Feierabend zu machen, war es aber ein bißchen zu früh, denn die Sonne stand noch am Himmel, also einigten wir uns darauf, die dreieinhalb Meilen bis Runnymede noch dranzuhängen, wo der Fluß durch einen stillen Wald führt und man gut geschützte Anlegeplätze findet.

Hinterher bereuten wir jedoch, daß wir nicht in Penton Hook geblieben waren. Drei, vier Meilen gegen die Strömung sind morgens ein Klacks, aber am Ende eines langen Tages ein mühsames Gerudere. Auf diesen letzten paar Meilen hat man kein Auge mehr für die Landschaft. Man redet nicht mehr, man macht keine Faxen mehr. Jede halbe Meile kommt einem vor wie zwei. Es will einem nicht in den Kopf, daß man erst da ist, wo man ist, und man ist absolut sicher, daß die Karte nicht stimmt. Und wenn die Schleuse immer noch nicht in Sicht kommt, obwohl man glaubt, man habe sich jetzt schon zehn Meilen geschunden, dann befürchtet man ernsthaft, jemand habe sie geklaut.

Was verschwundene Schleusen angeht, so weiß ich noch genau, wie ich mal furchtbar reingefallen bin (sinnbildlich gesprochen). Ich machte einen Ausflug mit einer jungen Dame – einer Kusine mütterlicherseits –, und wir ruderten flußabwärts nach Goring. Wir waren ziemlich spät dran und hatten es eilig heimzukommen, das heißt, sie hatte es eilig. Als wir Bensons Schleuse erreichten, war es halb sieben, die Dämmerung zog herauf, und sie wurde ziemlich nervös. Sie müsse zum Essen daheim sein, sagte sie. Ich antwortete, das sei ganz in meinem Sinn, und zog eine Karte heraus, um mich über die genaue Entfernung zu informieren. Bis zur ersten Schleuse – Wallingford – waren es noch anderthalb Meilen, und von dort noch fünf bis nach Cleve.

»Ach, das schaffen wir. Wir sind noch vor sieben in Wallingford, und die nächste Schleuse ist es dann schon«, sagte ich, setzte mich auf die Bank und legte ordentlich los.

Kurz nachdem wir unter der Brücke durchgekommen waren, fragte ich sie, ob sie die Schleuse schon sehen könne. Sie sagte, nein, sie sähe nichts dergleichen, und ich sagte »oh« und ruderte weiter. Fünf Minuten vergingen, und ich bat sie, noch mal Ausschau zu halten.

»Nein«, sagte sie, »nichts von einer Schleuse zu sehen.« »Du, ähm... du weißt aber schon, wie eine Schleuse aussieht?«

fragte ich zögerlich, denn ich wollte sie nicht beleidigen. Sie war aber nicht beleidigt, sondern schlug vor, ich sollte mich selbst vergewissern, also legte ich die Skulls aus

der Hand und schaute mich um. Vor uns lag der Fluß schnurgerade im Zwielficht, bestimmt eine Meile weit, aber nicht der Hauch einer Schleuse war zu sehen.

»Wir haben uns doch nicht etwa verfahren, oder?« fragte meine Begleiterin.

Ich konnte mir nicht vorstellen, wie das hätte möglich sein sollen, obwohl – so überlegte ich laut – denkbar war, daß wir irgendwie in den Wehrstrom geraten waren und jetzt auf die Staustufe zufuhren.

Diese Vorstellung behagte ihr ganz und gar nicht, und sie begann zu weinen. Sie sagte, wir würden alle beide ertrinken, und das sei die Strafe dafür, daß sie mitgekommen war.

Ich hielt das für eine überzogene Bestrafung, aber meine Kusine fand das nicht und hoffte, wir hätten es bald hinter uns.

Ich versuchte sie zu beruhigen und Licht in das Rätsel zu bringen. Ich sagte, es läge auf der Hand, daß ich nicht so schnell ruderte, wie ich glaubte, aber jetzt seien wir wirklich bald an der Schleuse. Und ich pullte noch eine Meile.

Dann fing ich selbst an, unruhig zu werden. Ich sah mir die Karte noch mal an. Da war die Wallingford-Schleuse, deutlich eingezeichnet, anderthalb Meilen unterhalb der von Benson. Es war nicht nur eine gute, zuverlässige Karte, nein, ich kannte die Schleuse sogar aus eigener Anschauung: Zweimal war ich dort schon durchgefahren. Wo waren wir? Was war mit uns geschehen? Allmählich fing ich an zu glauben, alles sei bloß ein Traum und in Wirklichkeit läge ich im Bett und jeden Moment würde mich jemand wecken und sagen, es sei schon zehn durch.

Ich fragte meine Kusine, ob sie glaube, es könne ein Traum sein, und sie sagte, gerade hätte sie mich dasselbe fragen wollen. Dann überlegten wir, ob wir vielleicht beide schlafen würden, und wenn ja, wer von uns dann der sei, der träume, und wer der Geträumte. Es wurde richtig interessant.

Die ganze Zeit ruderte ich unverdrossen weiter, aber es tauchte keine Schleuse auf. In den wachsenden Schatten des Abends wirkte der Fluß immer düsterer und geheimnisvoller, und alles um uns herum wurde seltsam und unheimlich. Mir fielen Kobolde und Hexen und Irrlichter ein, und ich dachte an diese boshaften Mädchen, die die ganze Nacht auf Felsen sitzen und Leute in Strudel locken und was nicht noch alles. Auch wünschte ich, ich wäre ein besserer Mensch gewesen und hätte mehr gottesfürchtige Lieder gelernt, und mitten in diesen Gedanken vernahm ich plötzlich ein Akkordeon, auf dem ziemlich schief die lieblichen Töne von »He's got 'em on« gespielt wurden. Da wußte ich, daß wir gerettet waren.

Ich kann den Klang von Akkordeons nicht besonders leiden, doch ach, wie himmlisch erschienen uns diese Klänge damals! Sie waren viel wunderbarer als die Stimme von Orpheus oder die Leier von Apoll oder die Töne von irgendwelchen anderen Leuten dieser Preislage. In unserem Zustand hätte eine erhabene Melodie uns nur noch mehr beunruhigt; eine seelenvolle Harmonie in vollendeter Darbietung wäre uns als Gesang von Gespenstern erschienen, und wir hätten alle Hoffnung fahren lassen. Doch in der Gassenhauer-Melodie von »He's got 'em on«, stolpernd und fehlerhaft aus einem schwindsüchtigen Akkordeon herausgequetscht, lag etwas äußerst Menschliches und Tröstliches.

Die süßen Klänge kamen näher, und bald war das Boot, auf dem sie produziert wurden, auf gleicher Höhe mit uns.

Es enthielt eine Gruppe gemischtgeschlechtlicher Landjugend, die eine Mondscheinpartie unternahm. (Es war nicht ihre Schuld, daß der Mond nicht schien.) Mein Leben lang habe ich keine attraktiveren, sympathischeren Menschen getroffen. Ich grüßte sie und erkundigte mich nach dem Weg zur Wallingford-Schleuse und berichtete auch, daß ich seit zwei Stunden nach selbiger suchte.

»Die Wallingford-Schleuse!« scholl es zurück. »Da brat mir einer 'n Storch! Die hamse schon vor überm Jahr abgerissen, Sör. Ne Wallingford-Schleuse gips nich mehr! Sie sin fast in Cleeve, Sör. Leck mich am Arsch, Bill, dieser Schentelmän sucht tatsächlich die Wallingford-Schleuse!«

Daran hatte ich nicht gedacht. Ich wollte allen um den Hals fallen und sie abküssen, aber die Strömung war an dieser Stelle zu stark, folglich mußte ich mich mit bloßen Worten der Dankbarkeit begnügen, die mir allesamt viel zu lau erschienen.

Wir bedankten uns wieder und wieder und sagten, was für ein wunderschöner Abend es doch sei, und wir wünschten ihnen eine vergnügliche Fahrt, und wenn ich mich recht erinnere, lud ich alle für eine Woche zu mir nach Hause ein, und meine Kusine sagte, ihre Mutter wäre entzückt, sie alle kennenzulernen. Und dann sangen wir das Lied der Soldaten aus Faust und kamen doch noch rechtzeitig zum Essen.

## ZEHNTES KAPITEL

*Unsere erste Übernachtung – Unter der Plane – Ein Ersuchen um Hilfe – Das widerspenstige Verhalten von Wasserkesseln und wie man dagegen ankommt – Abendessen – Wie man sich tugendhaft fühlt – Gesucht: Komfortabel ausgestattete, gut drainierte einsame Insel, bevorzugt im Süd-Pazifik – Eine komische Sache, die Georges Vater passiert ist – Unruhige Nacht.*

**HARRIS** und ich glaubten allmählich, auch die Bell-Weir-Schleuse sei abgerissen worden. George hatte uns bis nach Staines gezogen, und dort hatten wir zwei die Leine übernommen. Es kam uns vor, als schlepten wir fünfzig Tonnen hinter uns her und seien damit vierzig Meilen unterwegs. Es war halb sieben vorbei, als wir durch die Schleuse durch waren. Wir stiegen alle ins Boot und ruderten auf der Suche nach einer Anlegestelle zum linken Ufer hinüber.

Ursprünglich hatten wir geplant, bis zur Magna-Carta-Insel weiterzurudern, die in einer sehr malerischen Umgebung liegt. Der Fluß windet sich dort durch ein sanftes grünes Tal, und wir wollten unser Lager in einer der bezaubernden kleinen Buchten aufschlagen, die sich ringsum an dem schmalen Uferstreifen der Insel finden. Doch irgendwie stand uns der Sinn bei weitem nicht mehr so nach Malerischem wie zu Tagesbeginn. Ein bißchen Wasser zwischen einem Kohlen-Lastkahn und einem Gasometer hätte uns für die Nacht vollauf genügt. Wir wollten kein Panorama mehr, wir wollten unser Abendessen und unser Bett. Trotzdem fuhren wir bis zu der Stelle, die »Picknick-Platz« genannt wird und hielten in einem sehr gemütlichen Winkel unter einer großen Ulme, an deren ausladenden Wurzeln wir das Boot festmachten.

Dann wollten wir uns ans Abendessen machen (den Fünf-Uhr-Tee hatten wir zwecks Zeitersparnis gestrichen), aber George sagte, nein, wir täten besser daran, erst die Plane aufzuspannen, solange es noch nicht völlig dunkel wäre und wir noch etwas sehen könnten. Danach, so sagte er, sei alle Arbeit getan, und wir könnten uns guten Gewissens zum Essen niederlassen.

Die Plane machte mehr Mühe, als wir anfänglich gedacht hatten. Theoretisch sah es ganz einfach aus: Man nimmt fünf gebogene Eisenstangen, die wie riesige Krocket-Tore aussehen, befestigt sie quer über dem Boot, breitet dann die Plane darüber aus und zurrt sie fest – eine Sache von zehn Minuten, dachten wir.

Weit gefehlt.

Wir nahmen die Eisenbögen und ließen sie in die dafür vorgesehenen Fassungen rutschen. Es ist schwer vorstellbar, daß es sich dabei um eine gefährliche Arbeit handeln könnte, aber wenn ich heute zurückblicke, empfinde ich es als Wunder, daß wir alle noch am Leben sind und davon berichten können. Das waren keine gebogenen Stangen, das waren Teufel. Es ging damit los, daß sie überhaupt nicht in die Fassungen paßten. Wir mußten draufspringen, dagegentreten und mit dem Bootshaken hämmern, und wenn wir einen schließlich drin hatten, stellte sich heraus, daß ein ganz anderer Bogen in diese spezielle Fassung gehörte, und wir mußten ihn wieder rausziehen.

Er ging aber erst raus, nachdem zwei von uns fünf Minuten mit ihm gekämpft hatten, und da schnellte er ganz überraschend hoch und versuchte uns ins Wasser zu werfen und zu ertränken. Die Dinger hatten Scharniere in der Mitte, und wenn wir nicht hinsahen, kniffen sie uns damit in empfindliche Körperteile, und während wir mit der einen Bogenseite Ringkämpfe veranstalteten, um sie zur Pflichterfüllung zu bewegen, kam die andere Seite feige von hinten und schlug uns auf den Kopf.

Irgendwann hatten wir sie dann befestigt und mußten jetzt nur noch die Abdeckung darüberspannen. George rollte ein Stück ab und befestigte es vorne am Boot. Harris stand in der Mitte, übernahm die Rolle von George und wickelte sie in meine Richtung weiter ab, und ich blieb am Heck, um das Ende in Empfang zu nehmen. Es dauerte lange, bis es mich erreichte. George erledigte seinen Teil ohne Probleme, aber für Harris war es neu, und er verpfuschte es.

Ich weiß nicht, wie ihm das gelang – er konnte es sich selber nicht erklären. Auf jeden Fall hatte er es nach zehn Minuten übermenschlicher Anstrengung durch irgendeine undurchsichtige Methode geschafft, sich selbst völlig in die Plane einzurollen.

Er war so fest eingewickelt und zugedeckt und umschlungen, daß er nicht mehr rauskonnte. Natürlich kämpfte er wie besessen um seine Freiheit – das natürliche Recht jeden Engländers –, doch dabei stieß er (wie ich erst hinterher erfuhr) George von den Füßen. Der belegte Harris mit Flüchen und fing selber an, wild herumzuzappeln, und verfing sich nun seinerseits rettungslos in der Leinwand.

Zu diesem Zeitpunkt wußte ich das alles nicht. Für mich war die ganze Sache ebenfalls neu. Es hatte geheißen: Stell dich da hinten hin und warte, bis die Plane bei dir ankommt, also standen Montmorency und ich am Heck und warteten ergeben. Wir sahen wohl, daß das Segeltuch wüst hin- und hergerissen wurde und heftig Falten schlug, doch wir dachten, das sei Teil des Prozedere, und mischten uns nicht ein.

Wir hörten auch jede Menge erstickte Laute unter der Plane hervordringen und schlossen daraus, daß die beiden ziemliche Mühe mit ihrer Arbeit hatten. Deshalb hielten wir es für besser, erstmal abzuwarten, bis sich die Lage entspannt haben würde, und uns dann erst zu beteiligen.

Wir warteten eine ganze Weile, aber die Situation schien immer verwickelter zu werden. Zu guter Letzt schraubte sich Georges Kopf seitlich über der Bordwand aus dem Wüst und verschaffte sich Luft. Er sagte:

»Kannst du vielleicht mal mit anfassen, du Trottel? Wieso stehst du hier rum wie ein ausgestopftes Faultier, du siehst doch, daß wir fast ersticken, Blödmann, blöder?!«

Ein Ersuchen um Hilfe konnte ich noch nie abschlagen, daher wickelte ich die beiden aus. Es war allerdings auch höchste Zeit, denn Harris war schon fast schwarz im Gesicht.

Danach brauchte es noch eine halbe Stunde angestrenzter Arbeit, bis wir das Ding richtig zusammengebaut hatten. Anschließend räumten wir das Deck auf und nahmen das Abendessen in Angriff. Wir plazierten den Wasserkessel ganz vorne im Boot und setzten den Kocher in Gang. Dann begaben wir uns ins Heck, um die übrigen Sachen hervorzukramen, wobei wir die ganze Zeit so taten, als hätten wir den Kessel völlig vergessen.

Das ist die einzige Methode, wie man einen Kessel Wasser auf dem Fluß zum Kochen bringt. Wenn er merkt, daß man es eilig hat und auf ihn wartet, fängt er noch nicht mal an zu summen. Man muß weggehen und zu essen anfangen, als ob man überhaupt keinen Tee wollte. Man darf sich noch nicht mal nach ihm umsehen. Dann hört man recht bald das Wasser blubbern, begierig, sich in Tee zu verwandeln.

Wenn man es sehr eilig hat, ist es sehr effektiv, laut miteinander darüber zu reden, wie wenig einem an Tee liegt und daß man nicht vorhat, welchen zu machen. Dazu stellt sich einer nah genug an den Kessel, so daß dieser mithören kann, und dann brüllt er:

»Ich habe keine Lust auf Tee, wie steht's mit dir, George?« Und George brüllt dann zurück:

»Nein, bloß keinen Tee. Laß uns Limo trinken; Tee bekommt einem so schlecht.«

Woraufhin der Kessel überkocht und die Flamme auslöscht. Wir bedienten uns dieses schlichten Tricks mit dem Ergebnis,

daß der Tee bereits fertig war, als wir alles andere vorbereitet hatten. Dann zündeten wir die Laterne an und hockten uns zum Essen nieder.

Wir hatten es nötig.

Geschlagene fünfunddreißig Minuten lang war über die ganze Länge und Breite des Boots kein Laut zu vernehmen, ausgenommen das Klappern von Geschirr und Besteck und das pausenlose Mahlen von acht Backenzahnreihen. Am Ende dieser fünfunddreißig Minuten sagte Harris »Ah!«, zog sein linkes Bein unter sich hervor und plazierte statt dessen sein rechtes dort.

Fünf Minuten später sagte auch George »Ah!« und warf seinen Teller ans Ufer, und noch mal drei Minuten danach zeigte Montmorency zum ersten Mal, seit wir losgefahren waren, ein Anzeichen von Zufriedenheit, indem er sich auf die Seite rollte und seine Beine von sich streckte. Und dann sagte auch ich »Ah!«, reckte den Kopf

nach hinten und stieß gegen eine der Eisenstangen. Aber es machte mir nichts – ich fluchte nicht einmal.

Wie gut fühlt man sich doch, wenn man satt ist – wie zufrieden mit sich und der Welt! Ein gutes Gewissen mache einen sehr glücklich und zufrieden, haben mir Leute erzählt, die Erfahrung damit haben, aber ein gefüllter Magen hat denselben Effekt und ist billiger und leichter zu haben. Man fühlt sich so versöhnlich und großmütig nach einem reichlichen, wohlbekömmlichen Essen – so edel und friedvoll.

Diese Beherrschung unseres Intellekts durch die Verdauungs-organe ist eine höchst eigenartige Sache. Wenn unser Magen nicht will, können wir weder arbeiten noch denken. Er bestimmt unsere Gefühle und unsere Triebe. Nach Eiern mit Schinken sagt er: »Arbeite!«, und nach Beefsteak und Bier sagt er: »Schlaf!« Nach einer Tasse Tee (zwei Löffel pro Tasse und höchstens drei Minuten ziehen lassen) sagt er zum Gehirn: »Erhebe dich und zeige deine Kraft. Sei eloquent und tieforschöpfend und einfühlsam; betrachte klaren Blicks Natur und Leben; spreize die weißen Schwingen deiner flatternden Gedanken und schwebe, göttergleicher Geist, hinauf über das Weltgebredel, entlang am Sternenfeuer bis zu den Toren der Unendlichkeit.«

Nach heißen Muffins sagt er: »Sei dumpf und fühllos wie die Tiere auf dem Felde – ein hirnloses Geschöpf mit teilnahmslosem Blick, in dem kein Funken Hoffnung glüht, noch Phantasie, noch Angst, nicht Liebe oder Leben.« Und nach Brandy in ausreichender Menge sagt er: »Na los, du Tropf, jetzt grins und torkle, daß deine Kumpel was zu lachen haben! Sabbere Unsinn und blubbere blöde Laute und zeig, was für ein hilfloser Pinsel der arme Mensch wird, der seinen Willen und seinen Verstand gleichermaßen in Alkohol taucht, so wie man junge Katzen ertränkt.«

Wir sind wahrhaftig die allerjämmerlichsten Sklaven des Bauches. Strebt nicht nach Tugenden und Rechtschaffenheit, meine Freunde, sondern wacht aufmerksam über euren Magen und eßt mit Umsicht und Maß. Dann kehren Tugend und Zufriedenheit ganz ohne jeden Aufwand eurerseits in euer Herz, und ihr seid ehrbare Bürger, liebevolle Gatten und zärtliche Väter – kurz: edle und gottgefällige Menschen.

Vor unserem Abendessen waren Harris, George und ich streitlustig, giftig und schlecht gelaunt. Nach dem Essen saßen wir da und strahlten uns gegenseitig an – sogar den Hund. Wir liebten uns; wir liebten jedermann. Harris trat beim Herumgehen auf Georges Hühnerauge. Wäre das vor dem Essen passiert, hätte George Wünsche und Absichten bezüglich Harris' Leben in dieser und der nächsten Welt geäußert, die einen feinfühligem Menschen hätten schaudern lassen. Doch er sagte nur:

»Langsam, alter Junge, der untere ist meiner.« Vor dem Essen hätte Harris daraufhin in seinem

unfreundlichsten Ton konstatiert, daß man kaum vermeiden könne, auf irgendeinen Teil von Georges Füßen zu treten, sofern man gezwungen sei, sich in drei Metern Umkreis von Georges Platz zu bewegen, und er hätte empfohlen, daß George mit Füßen dieses Ausmaßes tunlichst Boote normaler Größe meiden sollte, und weiter vorgeschlagen, er solle sie über die Bordwand hängen. Statt dessen sagte er:

»Oh, tut mir leid. Habe ich dir wehgetan?«

Und George sagte, nein, überhaupt nicht, es sei seine eigene Schuld, und Harris sagte, nein, es sei seine.

Es war ein Vergnügen, ihnen zuzuhören.

Wir zündeten unsere Pfeifen an, saßen da, blickten in die stille Nacht hinaus und unterhielten uns.

George stellte die Frage, warum wir nicht immer so sein könnten: Leute, die – abseits von der Welt mit ihren Sünden und Versuchungen – ein bescheidenes, friedvolles Leben führen und gute Taten tun. Ich sagte, danach hätte ich mich schon oft gesehnt, und dann erwogen wir die Möglichkeit, alle vier auf eine bequem erreichbare, gut ausgestattete einsame Insel auszuwandern und dort in den Wäldern zu leben.

Harris meinte, soweit er gehört habe, sei das Gefährliche an solchen einsamen Inseln die Feuchtigkeit, aber George sagte, wenn sie ein gutes Kanalisationssystem hätten, wäre das kein Problem.

Von Entwässerung kamen wir irgendwie aufs Trinken, und dabei fiel George eine sehr komische Sache ein, die seinem Vater passiert war. Er erzählte, sein Vater sei mit einem Freund mal durch Wales gewandert, und eines abends hätten sie in einem kleinen Gasthaus halt gemacht, in dem noch ein paar andere junge Männer waren, und sie hätten sich zu diesen anderen Burschen dazugesetzt und den Abend mit ihnen verbracht.

Es wurde ein ausgesprochen heiterer, langer Abend, und als es Zeit wurde, ins Bett zu gehen, war auch die Runde einigermaßen angeheitert (Georges Vater war damals noch ein sehr junger Mann). Sie (Georges Vater und Georges Vaters Freund) mußten im selben Zimmer schlafen, allerdings nicht im selben Bett. Sie nahmen ihre Kerze und gingen nach oben. Als sie das Zimmer betraten, kippte die Kerze aus der Halterung gegen die Wand und ging aus, also mußten sie sich im Dunkeln ausziehen und ihren Weg ins Bett ertasten. Das taten sie auch, doch anstatt in verschiedene Betten zu

steigen – wie sie glaubten –, krochen sie beide ahnungslos in dasselbe. Der eine lag richtig herum mit dem Kopf nach oben, während der andere von der entgegengesetzten Seite herankrabbelte und die Füße aufs Kissen legte.

Für einen Augenblick herrschte Schweigen, dann sagte Georges Vater:

»Joel!«

»Was ist los, Tom?« antwortete Joes Stimme vom anderen Bettende.

»Hier ist einer in meinem Bett«, sagte Georges Vater, »und er hat seine Füße auf meinem Kissen.«

»Also, wenn das nicht komisch ist«, antwortete Joe, »aber du kannst mich schlagen, wenn in meinem nicht auch einer ist.«

»Und was willst du machen?« fragte Georges Vater. »Ich schmeiße ihn einfach raus«, sagte Joe.

»Genau. Ich auch«, sagte Georges Vater tapfer. Es folgte ein kurzer Kampf, dann hörte man zwei Körper auf

den Boden krachen. Eine ziemlich klägliche Stimme sagte: »He, Tom?«

»Ja?«

»Wie sieht's aus?«

»Na ja, wenn ich ehrlich bin... Er hat mich rausgeschmissen.« »Meiner mich auch. Also, mir gefällt diese Kneipe nicht

besonders. Dir?«

Harris fragte: »Wie hieß diese Wirtschaft?«

»The Pig and the Whistle«, sagte George. »Warum?« »Nein, dann ist es nicht dieselbe«, sagte Harris. »Wie meinst du das?« fragte George.

»Naja, es ist schon komisch«, murmelte Harris, »aber genau dasselbe ist meinem Vater mal in einem Landgasthaus passiert. Er hat die Geschichte oft erzählt. Ich dachte, vielleicht war es derselbe Laden.«

Wir machten an diesem Abend um zehn Schluß, und ich dachte, weil ich so müde war, würde ich gut schlafen, aber ich irrte mich. Im Normalfall ziehe ich mich aus, lege meinen Kopf aufs Kissen, und dann klopft jemand an die Tür und sagt, es sei halb neun, aber in dieser Nacht schien alles gegen mich zu sein: Die ungewohnte Situation, die harten Bootsplanken, die gekrümmte Haltung (ich lag mit den Füßen

unter einer Sitzbank und mit dem Kopf auf einer anderen), das Schwappen des Wassers rund ums Boot und der Wind in den Zweigen – das alles verwirrte mich und hielt mich wach.

Für ein paar Stunden schlief ich schließlich, aber dann bohrte sich ein Stück Boot in mein Rückgrat, das an dem Abend erst gewachsen sein mußte, denn als wir aufgebrochen waren, war es noch nicht dagewesen, und am Morgen war es verschwunden. Eine Weile schlief ich trotzdem noch weiter und träumte, ich hätte einen Sovereign verschluckt und sie wären gerade dabei, mir mit einem Bohrer ein Loch in den Rücken zu machen, um die Münze rauszuholen. Ich fand das nicht sehr nett von ihnen und sagte, ich wollte das Geld lieber schuldig bleiben und es am Monatsende zurückzahlen. Doch sie wollten nichts davon wissen und meinten, es sei viel günstiger, wenn sie den Sovereign gleich hätten, denn dann würden sich nicht so viele Zinsen ansammeln. Ich wurde dann ziemlich ärgerlich auf sie und sagte ihnen, was ich von ihnen hielt, und da gaben sie dem Bohrer einen derart grauenhaften Ruck, daß ich aufwachte.

Ich fand es stickig unter der Plane, und mein Kopf schmerzte, deshalb zog es mich hinaus in die kühle Nachtluft. Ich streifte über, was ich gerade fand – ein paar von meinen eigenen Sachen und ein paar von Harris und George –, und kroch unter der Leinwand hindurch ans Ufer.

Es war eine umwerfende Nacht. Der Mond war verschwunden und hatte die stille Erde mit den Sternen alleingelassen. Es war, als würden sie jetzt, da die Erdenkinder schliefen und alles ruhig war, mit ihr – ihrer Schwester – über gewaltige Geheimnisse sprechen, mit Stimmen, die zu groß und zu gewaltig waren, als daß die infantilen Menschenohren ihren Klang hätten wahrnehmen können.

Sie lassen uns schauern, diese fremden Sterne mit ihrer Kälte und ihrer Klarheit. Wir sind wie Kinder, die sich auf ihren kleinen Füßen in einen dämmrigen Tempel jenes Gottes verirrt haben, den anzubeten man sie angehalten hat – nur wissen sie nicht wie. Und nun stehen sie unter der hallenden Kuppel, die die Weite des Zwielichts überspannt, und blicken auf, halb hoffend und halb fürchtend, dort oben eine erhaben-schreckliche Erscheinung zu sehen.

Und doch ist sie auch voller Glück und Kraft, die Nacht. Im Angesicht ihrer Größe schleichen unsere kleinen Sorgen sich schamvoll fort. Der Tag enthielt so viele Kummernisse und Sorgen, und unsere Herzen waren so erfüllt von bösen und bitteren Gedanken, und die Welt war so hart und ungerecht zu uns, doch nun legt die Nacht wie eine große liebende Mutter sanft ihre Hand auf unsere fiebrige Stirn und dreht unser kleines tränennasses Gesicht ihrem zu und lächelt uns an. Und wenn sie

auch nicht spricht, wir wissen wohl, was sie uns sagen würde. Da legen wir unsere heiße Wange an ihre Brust, und der Schmerz ist vergangen.

Manchmal ist unser Schmerz sehr groß und sehr real, und dann stehen wir völlig stumm vor ihr, weil unser Schmerz keine Worte hat, nur ein Seufzen. Und das Herz der Nacht ist dann voller Mitgefühl für uns, denn diese Schmerzen kann auch sie nicht lindern. Sie nimmt uns bei der Hand, und plötzlich wird die kleine Welt ganz winzig und liegt weit hinter uns. Und auf ihren dunklen Flügeln tauchen wir momentlang in die Gegenwart von etwas noch weit Größerem, und in dessen wunderbarem Schein liegt alles Menschenleben vor uns wie in einem Buch, und da erkennen wir, daß auch der Schmerz und das Leiden Engel Gottes sind.

Nur wer je die Schmerzenskrone trug, erblickt dies wunderbare Licht, doch wenn er wiederkehrt, ist es ihm untersagt, von dem Mysterium zu sprechen.

Es war einmal vor langer Zeit, da ritt eine Schar schön anzusehender Ritter durch ein fremdes Land, und ihr Weg führte sie an einem tiefen Wald vorbei, voll von dichtem, starkem Dornestrüpp, das jedem, der sich dort verlief, das Fleisch vom Körper riß. Und die Blätter der Bäume dort waren so dunkel und dicht, daß kein Lichtstrahl durch die Zweige drang, der die Düsternis und Trübsal erhellt hätte.

Und als sie an diesem Wald entlangritten, da verlor einer den Anschluß an seine Gefährten, und bei seiner Suche entfernte er sich immer weiter und kam nicht mehr zu ihnen zurück. Da trauerten sie sehr, denn sie hielten ihn für tot, und ritten ohne ihn weiter.

Und schließlich erreichten sie die prächtige Burg, die ihr Ziel gewesen war, und sie blieben dort viele Tage lang und ließen sich's Wohlsein. Doch eines Abends, als sie in froher Runde um das Feuer saßen, das in der großen Halle brannte, und ordentlich die Becher hoben, da stand plötzlich ihr totgeglaubter Weggenosse vor ihnen und entbot ihnen seinen Gruß. Seine Kleider hingen in Fetzen von seinem Leib, daß er aussah wie ein Bettler, und viele Wunden bluteten an seinem anmutigen Körper, doch auf seinem Gesicht lag der Glanz einer großen Freude.

Da fragten sie ihn, was ihm widerfahren sei, und er berichtete, wie er sich in dem finstern Wald verlaufen hatte und wie er viele Tage und Nächte umhergeirrt war, bis er sich zerrissen und blutend zum Sterben niedergelegt hatte.

Und da, als er dem Tode schon ganz nah war, kam auf einmal eine holde Jungfrau durch die düstere Wildnis auf ihn zu und nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu verborgnen Pfaden, die keines Menschen Auge je gesehn. Und mitten in dem dunklen Wald erschien auf einmal ein Licht, und dieses Licht war so hell, daß der Tag neben ihm verblaßte wie eine Kerze vor der Sonne. Und mitten in diesem wundersamen

Licht, da erblickte der erschöpfte Ritter eine Erscheinung wie in einem Traum. Sie war so strahlend und so über alle Maßen wunderbar, daß er seine blutenden Wunden vergaß und nur verzaubert dastand, wie einer, dessen Glück so unermesslich ist wie der Ozean, von dem kein Mensch weiß, wie tief er ist.

Und dann verschwand die Erscheinung wieder, und der Ritter kniete auf dem Boden und dankte seinem Schutzpatron, daß er seine Schritte in diesen schrecklichen Wald gelenkt hatte, wo es ihm gestattet wurde, jene Erscheinung zu sehen.

Der Name aber dieses dunklen Waldes war Leid, doch von der Erscheinung, die der Ritter dort sah, ist es uns untersagt zu sprechen.

## ELFTES KAPITEL

*Wie George einmal früh aufstand – George, Harns und Montmorency mögen den Anblick von kaltem Wasser nicht – Heldenmut und Entschlußkraft bei]. – George und sein Hemd: Eine Geschichte mit Moral – Harris kocht – Rückblick in die Geschichte, vor allem für Schulen gedacht.*

**AM** nächsten Morgen wachte ich um sechs auf und sah, daß auch George schon wach war. Wir drehten uns beide noch mal um und versuchten weiterzuschlafen, aber es klappte nicht. Hätten wir einen konkreten Grund gehabt, uns nicht mehr auf die Seite zu drehen, sondern auf der Stelle aufzustehen und uns anzuziehen – wir wären weggedämmert, noch während wir auf die Uhr sahen und hätten bis zehn geschlafen. Da aber keine wie auch immer geartete Notwendigkeit für uns bestand, uns früher als in zwei oder noch mehr Stunden zu erheben, und da es absolut sinnlos war, jetzt schon aufzustehen, kam nur die allgemeine, den Umständen innewohnende Vertracktheit als Grund dafür in Frage, daß wir beide das Gefühl hatten, weitere fünf Minuten in der Horizontalen wären unser Untergang.

George sagte, dasselbe, nur schlimmer, sei ihm vor rund anderthalb Jahren passiert, als er als einziger Mieter im Haus einer gewissen Mrs. Gippings wohnte. Eines Abends, so erzählte er, habe seine Uhr den Geist aufgegeben und sei um Viertel nach acht stehengeblieben. Zu diesem Zeitpunkt sei ihm das aber noch nicht aufgefallen, denn aus irgendeinem Grund habe er vergessen, die Uhr aufzuziehen, als er zu Bett ging (höchst ungewöhnlich für ihn), und ohne sie auch nur anzusehen, habe er sie über seinem Kopfende an die Wand gehängt.

Es war einer der kürzesten Wintertage, als das passierte, und eine Nebelwoche obendrein, darum gab ihm die tiefe Dunkelheit, die George morgens beim Aufwachen

vorfand, keinen Anhaltspunkt über die Uhrzeit. Er griff über sich und zog seine Taschenuhr vom Haken: Es war Viertel nach acht.

»Gütiger Himmel und alle Heiligen, steht mir bei«, schrie er auf, »wie soll ich jetzt um neun in der Bank sein? Warum hat mich niemand geweckt? So ein verfluchter Mist!« Er schleuderte die Uhr von sich, sprang aus dem Bett, schüttete sich kaltes Wasser ein, wusch sich, zog sich an, rasierte sich mit kaltem Wasser, weil heißes machen zu lange gedauert hätte, und dann stürzte er wieder zum Bett, um erneut auf seine Uhr zu sehen.

George sagte, er wisse bis heute nicht, ob die Erschütterung sie wieder in Gang gesetzt hatte, als er sie aufs Bett warf, oder was sonst die Ursache war – feststand nur, daß sie um Viertel nach acht weitergelaufen war und jetzt auf zwanzig vor neun zeigte.

Er steckte die Uhr ein und hastete die Treppe hinunter. Im Wohnzimmer war alles dunkel und still; es war weder Feuer im Kamin noch Frühstück auf dem Tisch. George empfand das als unerhörte Frechheit seitens Mrs. G. und beschloß, ihr am Abend bei seiner Rückkehr die Leviten zu lesen. Er streifte seinen Wintermantel über, setzte den Hut auf, ergriff seinen Regenschirm und eilte zur Haustür. Sie war nicht einmal aufgesperrt. Fluchend erklärte er Mrs. G. zur faulen alten Kuh, fragte sich kopfschüttelnd, wieso kein Mensch zu einer vernünftigen, anständigen Zeit aus dem Bett kommen könne, schloß die Tür auf, schob den Riegel beiseite und rannte hinaus.

Etwa eine Viertelmeile stürmte er so dahin, ehe er sich allmählich des höchst merkwürdigen Umstands bewußt wurde, daß kaum ein Mensch auf der Straße zu sehen war; außerdem war kein einziger Laden geöffnet. Ohne Zweifel war dieser Morgen ganz besonders dunkel und vernebelt, aber das war ja wohl kein hinreichender Grund, das Geschäftsleben auf Eis zu legen. Er mußte schließlich auch zur Arbeit; warum sollten andere Leute im Bett bleiben dürfen, nur weil es draußen finster und ungemütlich war?

Schließlich kam er nach Holborn. Kein Schalter war offen! Kein Bus weit und breit! Gerade mal drei menschliche Wesen waren zu sehen: ein Polizist, ein Mann mit einem Marktkarren voller Kohl und ein Taxifahrer samt seinem reichlich heruntergekommenen Wagen. George zog seine Uhr hervor: fünf vor neun! Er blieb stehen und fühlte seinen Puls. Er bückte sich und befühlte seine Beine. Dann ging er, die Uhr noch immer in der Hand, auf den Polizisten zu und fragte ihn, wie spät es sei.

»Wie spät?« fragte der zurück und beäugte George mit unverhohlenem Mißtrauen von oben bis unten. »Wenn Sie die Ohren aufsperrn, hören Sie es selbst.«

George lauschte, und wie auf Kommando begann eine Uhr in der Nähe zu schlagen.

»Aber das waren nur drei Schläge«, sagte er beleidigt. »Wieviele hätten Sie denn gern?« fragte der Polizist. »Na, neun«, sagte George und hielt ihm seine Uhr hin. »Wissen Sie, wo Sie wohnen?« fragte der Gesetzeshüter in strengem Ton.

George dachte nach und nannte die Adresse. »Aha!« bekam er dann zu hören. »Dann empfehle ich Ihnen, sich jetzt ganz friedlich samt Ihrer Uhr dorthin zu begeben. Und keine Dummheiten mehr!«

Und George wanderte grübelnd wieder zurück und ging ins Haus.

Erst hatte er vor, sich auszuziehen und wieder ins Bett zu gehen, doch der Gedanke, dann noch mal aufstehen, sich noch mal kalt waschen und noch mal anziehen zu müssen, bewog ihn dazu, es lieber sitzend im Ohrensessel zu versuchen.

Doch er konnte nicht einschlafen. Er fühlte sich wacher als je zuvor, darum zündete er die Lampe an, holte das Schachbrett hervor und spielte eine Partie gegen sich selbst. Seine Lebensgeister wurden dadurch aber noch lange nicht wach; irgendwie kam er nicht in die Gänge. Er gab das Schachspielen auf und versuchte es mit Lesen. Doch auch das konnte ihn nicht begeistern, also zog er seinen Mantel wieder an und machte einen Spaziergang.

Es war schrecklich öde und trübselig draußen, und alle Polizisten, denen er begegnete, bäugten ihn mit unverhülltem Argwohn. Sie richteten ihre Lampen auf ihn und folgten ihm sogar zeitweise, was bei ihm das Gefühl auslöste, er habe tatsächlich irgend etwas angestellt. Folglich wich er in die Seitengassen aus und versteckte sich in dunklen Eingängen, wenn er das Tack-Tack eines Ordnungshüters auf dem Pflaster näherkommen hörte.

Natürlich erweckte dieses Verhalten noch viel mehr Mißtrauen bei den Polizisten, und sie zogen ihn aus seiner Nische und befragten ihn über sein Tun. Seine Antwort, nichts, er mache nur einen Spaziergang (es war mittlerweile vier Uhr), nahmen sie ihm nicht ab, und zwei Beamte in Zivil eskortierten ihn heim, um zu überprüfen, ob er wirklich wohnte, wo er vorgab zu wohnen. Sie sahen ihm zu, wie er die Tür aufschloß, und bezogen dann auf der gegenüberliegenden Straßenseite Posten, den Blick auf sein Haus gerichtet.

Er nahm sich vor, den Herd in Gang zu setzen und sich Frühstück zu machen – bloß, um die Zeit totzuschlagen. Doch irgendwie schien er nicht fähig, etwas in die Hand zu nehmen, ohne es fallenzulassen oder drüber zu stolpern, sei es ein Teelöffel oder ein Kohleneimer. Er machte derartigen Lärm dabei, daß er in tödliche Angst geriet, Mrs. G. könne aufwachen, ihn für einen Einbrecher halten und aus dem Fenster nach der Polizei schreien. Dann würden die beiden von gegenüber hereinstürzen, ihm Handschellen anlegen und ihn zur Wache schleifen.

Sein Nervenkostüm war zu diesem Zeitpunkt nur noch hauchdünn, und vor seinen Augen erschien die Gerichtsverhandlung und wie er sich bemühte, den Geschworenen die Umstände zu erklären, aber keiner glaubte ihm, und dann die Verurteilung zu zwanzig Jahren Zuchthaus, und seine Mutter schied an gebrochenem Herzen dahin. Also gab er seinen Versuch auf, Frühstück zu machen, und schlang statt dessen seinen Mantel um sich und wartete im Ohrensessel, bis Mrs. G. um halb acht aufstand.

Nie wieder, so sagte er, sei er seitdem zu früh aufgestanden, eine derartige Lehre sei ihm das gewesen.

Während George mir diese wahre Geschichte erzählte, hatten wir beide in unsere Decken eingemummelt dagesessen. Als er geendet hatte, begab ich mich daran, Harris mit einem Skull zu wecken. Schon das dritte Pieken zeigte Wirkung: Er hob kurz den Kopf und sagte, er sei gleich unten und wolle heute seine Schnürstiefel anziehen. Mit Hilfe des Bootshakens verdeutlichten wir ihm allerdings schnell, wo er sich befand, und er fuhr hoch, wobei er Montmorency, der mitten auf seiner Brust den Schlaf des Gerechten geschlafen hatte, halb durch das Boot katapultierte.

Dann schoben wir die Plane hoch, steckten unsere vier Köpfe über die flußseitige Boots-kante, sahen auf das Wasser und bibberten. Gestern hatte unser Plan so ausgesehen: Wir würden früh aufstehen, unsere Decken und Schals von uns werfen, die Plane hochschwingen, mit einem freudigen Schrei ins Wasser springen und ein ausgiebiges, köstliches Bad genießen. Jetzt, da der Morgen gekommen war, war der Gedanke nicht mehr so verlockend. Das Wasser sah feucht und kalt aus, und der Wind war eisig.

»Also, wer ist als erster drin?« fragte Harris schließlich. Es entstand kein Gedränge. George beantwortete die Frage für sich, indem er wieder unter der Plane verschwand und seine Socken anzog. Montmorency entfuhr ein unfreiwilliger Jauler – der Gedanke allein schien ihn bereits in Furcht und Schrecken zu versetzen. Und Harris sagte, es sei wohl ziemlich mühselig, anschließend wieder ins Boot zu gelangen, und machte sich auf die Suche nach seiner Hose.

Ich selbst hatte nicht im geringsten die Absicht, klein beizugeben, wengleich der Sprung ins Wasser mir nicht sonderlich schmeckte: Abgebrochene Baumstücke oder Schlingpflanzen konnten da heruntreiben. Es erschien mir vorteilhafter, einen Mittelweg einzuschlagen, nämlich mich vom Ufer aus mit Wasser zu benetzen. Also nahm ich ein Handtuch, krabbelte an Land und bahnte mir den Weg bis zu einem großen, überhängenden Ast, dessen Ende ins Wasser tauchte.

Es war bitterkalt, und ein schneidender Wind blies. Mich mit Wasser überschütten? Nie und nimmer, dachte ich. Zurück ins Boot würde ich gehen und mich anziehen. Ich drehte mich um, und genau in diesem Moment gab der dämliche Ast unter mir nach. Das Handtuch und ich stürzten mit einem gewaltigen Platsch ins Wasser, und bevor ich noch begriff, wie mir geschah, trieb ich mitten im Strom und hatte literweise Themsewasser in mir.

»Grundgütiger! J. ist tatsächlich drin«, hörte ich Harris sagen, als ich prustend an der Oberfläche auftauchte. »Hätte nicht gedacht, daß er sich traut. Du etwa?«

»Wie ist es denn so?« rief George übers Wasser. »Wunderbar«, blubberte ich, »ihr seid schön dumm, daß ihr nicht reinkommt. Um nichts in der Welt würde ich das missen wollen. Probiert's doch auch mal, ihr müßt euch bloß einen Ruck geben.«

Doch ich konnte sie nicht überzeugen.

Beim Anziehen passierte mir dann eine recht amüsante Sache. Als ich ins Boot zurückkam, war mir ordentlich kalt, und in meiner Hast, mein Hemd anzubekommen, ließ ich es versehentlich ins Wasser fallen. Ich wurde stinksauer, vor allem weil George in Hohngelächter ausbrach. Ich fand das überhaupt nicht komisch, und ich sagte ihm das auch, aber er lachte nur noch mehr. Ich habe überhaupt noch nie jemanden so lachen sehen. Schließlich riß mir der Geduldsfaden, und ich legte ihm dar, was für ein schwachsinniger Idiot von infantilem Dummbbeutel er sei, doch er rührte nur um so lauter. Dann sah ich plötzlich, gerade als ich das Hemd an Bord angelte, daß es überhaupt nicht meins war, sondern eins von George, das ich mit meinem verwechselt hatte. Da wurde mir das Witzige der Situation zum ersten Mal klar, und nun begann ich zu lachen. Und je öfter mein Blick zwischen dem röchelnden George und seinem Hemd hin- und herging, um so mehr erheiterte mich das Ganze, und ich lachte so sehr, daß ich gar nicht anders konnte als das Hemd wieder fallenzulassen.

»Wi... willst du's nicht... wieder rausholen?« japste George, wenn er gerade Luft hatte.

Eine ganze Weile konnte ich vor lauter Lachen nicht antworten, aber dann gelang es mir, zwischen den Anfällen hervorzustoßen:

»Es ist gar nicht mein Hemd – es ist deins!«

All mein Lebtag habe ich noch nie einen so abrupten Wechsel von sonnig zu verhagelt im Gesicht eines Menschen erlebt.

»Was?« kreischte er und sprang auf die Füße. »Du blödes Trampell! Kannst du nicht besser aufpassen, was du machst? Warum zum Teufel ziehst du dich nicht am Ufer

an? Du bist ja für ein Boot völlig ungeeignet – völlig ungeeignet bist du! Gib den Haken her!«

Ich bemühte mich, ihm das Komische der Situation begreiflich zu machen, doch es gelang mir nicht. George ist, was Witze angeht, bisweilen etwas begriffsstutzig.

Harris schlug Rührei zum Frühstück vor. Er sagte, er würde es machen. Seinen Erzählungen zufolge war er Spezialist für Rührei – er hatte es schon oft bei Picknicks und auf Bootstouren gemacht. Er war geradezu berühmt dafür. Wer sein Rührei einmal gegessen hatte, wollte danach nie mehr etwas anderes zu sich nehmen, und wenn er es nicht bekommen konnte, welkte er dahin und verhungerte – das entnahmen wir jedenfalls Harris' Ausführungen.

So wie er davon erzählte, ließ es uns das Wasser im Mund zusammenlaufen, und wir überantworteten ihm den Kocher und die Bratpfanne sowie sämtliche Eier, die sich noch nicht über den Inhalt des Korbs ergossen hatten, und flehten ihn an loszulegen.

Das Aufschlagen bereitete ihm ein paar Probleme – das heißt, genaugenommen weniger das Aufschlagen selbst, als vielmehr das Unterfangen, die aufgeschlagenen Eier in die Pfanne zu kriegen anstatt sie auf seine Hose zu kleckern oder in seine Ärmel laufen zu lassen. Doch schließlich war er mit etwa einem halben Dutzend Eiern erfolgreich, und er hockte sich neben den Kocher und stocherte mit einer Gabel in der Pfanne herum.

Soweit George und ich es beurteilen konnten, handelte es sich dabei um eine aufreibende Arbeit. Immer wenn er in die Nähe der Pfanne kam, verbrannte er sich, ließ alles fallen und tanzte händeschlackernd und fluchend um den Kocher herum. In der Tat vollzog er dieses Ritual jedesmal, wenn George oder ich zu ihm hinübersahen, so daß wir schon dachten, es sei ein notwendiger Bestandteil des Kochvorgangs.

Damals kannten wir Rührei noch nicht und hielten es für ein Gericht der Naturvölker Nordamerikas oder der Sandwich-Inseln, zu dessen Herstellung Tänze und Gesänge dazugehörten. Montmorency hielt zwischendurch mal seine Nase über die Pfanne, und das Fett spritzte hoch und verbrannte ihn, und da fing auch er an zu tanzen und zu fluchen. Insgesamt war es einer der interessantesten und spannendsten Vorgänge, die ich je beobachten konnte, und sowohl George als auch ich fanden es regelrecht schade, als es vorbei war.

Das Ergebnis entsprach jedoch überhaupt nicht Harris' vollmundiger Ankündigung. Es war, gemessen an dem ganzen Aufwand, etwas dürftig. Sechs Eier waren in die Pfanne gewandert, doch heraus kam lediglich ein Teelöffel voll verbrannter, unappetitlicher Masse.

Harris sagte, mit einer Pfanne könne das auch nicht klappen – das Rührei wäre in einem großen Fischkessel und auf einem Gasherd besser geraten. Wir beschlossen daher, das Rezept erst dann wieder auszuprobieren, wenn uns diese Geräte zur Verfügung stehen würden.

Als wir mit Frühstück fertig waren, stand die Sonne recht kräftig am Himmel, der Wind hatte aufgehört, und der Morgen war so schön, wie man es sich nur wünschen konnte. Kaum etwas um uns herum erinnerte an das neunzehnte Jahrhundert, und wenn man das Auge über den hell beschienenen Fluß schweifen ließ, mochte man beinah glauben, daß die Jahrhunderte zwischen uns und dem unvergeßlichen Junimorgen des Jahres 1215 fortgewischt waren und daß wir, die Söhne englischer Freisassen in selbstgewebten Kleidern und mit dem Dolch im Gürtel, hier darauf warteten, Zeugen der Niederschrift jener großartigen Seite im Buch der Geschichte zu werden, deren ganze Bedeutung vierhundert und ein paar Jahre später von einem gewissen Oliver Cromwell, der sich eingehend mit ihr befaßt hatte, für das gewöhnliche Volk übersetzt wurde.

Es ist ein schöner Sommermorgen, sonnig, mild und still, doch in der Luft kann man den Vorgeschmack kommender Umwälzungen spüren. König John hat in Duncroft Hall übernachtet, und das Städtchen Staines hallte schon den ganzen Tag vorher vom Scheppern der Bewaffneten wider und vom Geklapper der mächtigen Pferde auf dem groben Pflaster und von den Befehlen der Offiziere und den wüsten Flüchen und ordinären Witzen der bärtigen Bogenschützen, der Hellebarden- und Lanzenträger und der seltsam redenden fremden Speerkämpfer.

In Scharen sind Ritter und Knappen in die Stadt eingezogen, die farbenprächtigen Kleider vom Staub und Schlamm der Wege verdreckt. Die ganze Nacht über mußten die verschüchterten Einwohner immer wieder rasch ihre Türen für wilde Soldatenhorden öffnen, denen es nicht nur Essen und Schlafplätze zu verschaffen galt, sondern auch das beste von beidem – wenn nicht, dann Weh über das Haus und alle in ihm, denn in diesen stürmischen Zeiten ist das Schwert Richter, Geschworener, Ankläger und Scharfrichter in einem, und es zahlt für das, was es nimmt, indem es die schont, von denen es nimmt – sofern es milde gestimmt ist.

Auf dem Marktplatz sitzen noch mehr Soldaten der Barone um die Feuerstellen, und sie stopfen sich voll und bechern, was das Zeug hält, und sie gröheln wüste Lieder und würfeln und streiten sich den ganzen Abend bis tief in die Nacht. Die Flammen werfen phantastische Schatten auf die Haufen ihrer Waffen und auf die ungeschlachten Gestalten selbst. Die Kinder der kleinen Stadt schleichen um sie herum und gaffen, und die drallen Provinzmädchen gesellen sich dazu, und Kneipenwitze und Spottverse fliegen zwischen ihnen und den großmäuligen Soldaten

hin und her, die so ganz anders sind als die einheimischen Bürschlein, die jetzt unbeachtet im Hintergrund stehen und mit ihren runden Gesichtern unbeholfen herübergrinsen. Und aus den umliegenden Feldern blitzen schwach die Feuer entfernter Lagerplätze: Dort drüben hat ein großer Herr seine Anhänger zusammengetrommelt, und da hinten schleichen die französischen Söldner des verschlagenen John wie geduckte Wölfe um die Stadt.

Und so verstreicht die Nacht, mit Wachposten in jeder dunklen Gasse und blinkenden Feuern auf jeder Anhöhe ringsherum, bis über diesem lieblichen Tal der guten alten Themse der Tag anbricht, der große Tag, dessen Verlauf für das Schicksal zukünftiger Epochen so bedeutungsschwer sein wird.

Seit dem Morgengrauen schallt von der unteren der beiden Inseln – direkt oberhalb von unserem Anlegeplatz – großer Arbeitslärm herüber. Der imposante Pavillon, der gestern abend herangeschafft wurde, wird errichtet, Zimmerleute hämmern Sitzreihen zusammen, und Händler aus London sind da, mit vielfarbigem Tuch, mit Seide und mit gold- und silberdurchwirkten Stoffen.

Und seht, da hinten auf der Straße, die von Staines den Fluß entlangführt, kommt ein Dutzend kräftiger Männer mit Hellebarden – es sind Krieger der Barone –, und sie lachen und reden mit tiefen rollenden Stimmen und machen hundert Meter vor uns am anderen Flußufer halt, stützen sich auf ihre Waffen und warten ab.

Und so wie sie marschieren Stunde um Stunde immer neue Gruppen und Grüppchen Bewaffneter auf – ihre Helme und Brustpanzer werfen blitzend die Morgensonne zurück –, bis die Straße, so weit das Auge reicht, ein einziges Gewimmel von glänzendem Metall und prunkvollen Streitrössern ist. Reiter galoppieren laut rufend von Gruppe zu Gruppe, schmale Banner bewegen sich träge in der lauen Luft, und gelegentlich kommt Bewegung in das Ganze, wenn die Berittenen nach rechts und links ausweichen, um einem mächtigen Baron auf seinem Schlachtroß samt seiner Leibgarde den Weg freizumachen, damit er seinen Platz an der Spitze seiner Lehnsleute und Vasallen einnehmen kann.

Und gegenüber, auf den Hängen des Cooper Hill, finden sich staunende Bauern und neugierige Städter ein, die von Staines zu Fuß gekommen sind, und keiner von ihnen weiß ganz genau, worum es eigentlich geht, doch jeder kann etwas anderes über das große Ereignis berichten, dem sie beiwohnen wollen, und manche sagen, dieser Tag werde den Menschen viel Gutes bringen, doch die Alten schütteln dazu die Köpfe, denn so etwas hat man ihnen schon oft erzählt.

Und der ganze Fluß bis hinunter nach Staines wimmelt von Kähnen und Nachen und den winzigen Fischerbooten aus Flechtwerk und Leder, die allmählich außer

Gebrauch kommen und nur noch von armen Leuten benutzt werden. Über die Stromschnellen, bei denen in zukünftigen Jahren die Bell-Weir-Schleuse errichtet werden wird, sind die Boote von ihren kräftigen Ruderern geschoben oder gezogen worden, und jetzt drängeln sie sich, so dicht sie sich trauen, an die großen überdachten Barken heran, die bereitliegen, um König John auf die Insel überzusetzen, auf der die schicksalsträchtige Carta auf seine Unterschrift wartet.

Es ist jetzt Mittag, und wir und all die anderen Menschen haben Stunde um Stunde geduldig gewartet, da macht plötzlich das Gerücht die Runde, daß der aalglatte John erneut dem Griff der Barone entkommen ist und sich mit seinen Söldnern im Gefolge aus Duncroft Hall fortgeschlichen hat, um andere Dinge in Angriff zu nehmen, als Papiere für die Freiheit seines Volks zu unterzeichnen.

Aber es stimmt nicht! Dieses Mal war die Hand, die ihn ergriffen hatte, aus Eisen, und all sein Winden und Drehen war umsonst. Weit unten an der Straße steigt eine kleine Staubwolke auf und kommt näher und wird größer, und das Klappern der vielen Hufe wird lauter, und durch die ganzen aufmarschierten Gruppchen bahnt sich eine prunkvolle Kavalkade aus farbenprächtigen Adligen und Rittern ihren Weg. Und vorn und hinten und auf jeder Seite reiten die Wachen der Barone, und mittendrin König John.

Er reitet auf die wartenden Barken zu, und die großen Barone treten aus ihren Reihen und gehen ihm entgegen. Er grüßt sie lächelnd, lachend und mit honigsüßen Worten, als sei es ein Fest, zu dem er geladen wurde, ein Fest zu seinen Ehren. Doch als er sich aufrichtet, um abzusitzen, da huscht ein schneller Blick von seinen französischen Söldnern im Hintergrund zu den grimmigen Männern der Barone, die ihn umringen.

Ist es zu spät? Ein harter Hieb gegen den Reiter an seiner Seite, ein Ruf hinüber zu seinen Söldnern aus Frankreich, ein todesmutiger Ausfall gegen die überraschten Reihen vor ihm – und diese aufständischen Barone würden den Tag beweinen, an dem sie es wagten, seine Pläne zu durchkreuzen! Ein kühnerer Kopf hätte in diesem Augenblick die Karten neu verteilen können. Hätte ein Richard hier gestanden – der Trunk der Freiheit wäre England von den Lippen gerissen worden, ein weiteres Jahrhundert lang hätte es danach dürsten müssen.

Doch angesichts der finsternen Mienen der englischen Soldaten verläßt König John der Mut, seine Hand sinkt auf den Zügel herunter, er steigt ab und geht zu seinem Sessel auf der vordersten Barke. Und die Barone, die gepanzerte Hand auf dem Schwertknauf, folgen ihm, und es heißt »Leinen los!«

Langsam lösen sich die schweren, bunt geschmückten Schiffe vom Ufer von Runnymede, schwerfällig arbeiten sie sich gegen die schnelle Strömung voran, bis sie

mit einem dunklen Knirschen auf den Strand der kleinen Insel auflaufen, die von diesem Tag an den Namen Magna-Carta-Insel tragen wird. König John ist ans Ufer gestiegen, und wir alle warten in atemloser Stille, bis ein mächtiger Aufschrei die Luft zerreißt und der große Eckstein im Tempel von Englands Freiheit seinen – wie wir heute wissen – sicheren Platz gefunden hat.

## ZWÖLFTES KAPITEL

*Heinrich VIII. und Anna Boleyn – Die Beeinträchtigungen, wenn man ein Liebespärrchen im Haus hat – Schwere Zeiten für das englische Volk – Nächtliche Suche nach dem Ideal – Heimatlos und unbehaust – Harris bereitet sich aufs Sterben vor – Ein Engel kämmt vorbei – Wie Harris auf freudige Überraschungen reagiert – Ein kleines Abendessen – Mittagessen – Ein Königreich für Senf – Ein schrecklicher Kampf – Maidenhead – Wir segeln – Drei Angler – Wir werden verflucht.*

**ICH** saß an der Uferböschung und malte mir diese Szene aus, als George die Bemerkung fallenlie, wenn ich mich ausreichend erholt habe, könnte ich vielleicht die Güte haben, beim Abwasch zu helfen. Das holte mich aus den Tagen glorreicher Vergangenheit wieder in die dröge Gegenwart mit all ihrem Elend und ihrer Dekadenz zurück, und ich ließ mich ins Boot hinabgleiten und säuberte die Pfanne mit einem Stück Holz und einem Grasbüschel und polierte sie dann mit Georges nassem Hemd.

Wir fuhren zur Magna-Carta-Insel hinüber und sahen uns den Stein an, der dort in einer Hütte steht und von dem es heißt, auf ihm sei das denkwürdige Dokument unterzeichnet worden. Doch ob das nun wirklich hier geschah oder, wie manche annehmen, drüben am Ufer von Runnymede, darin möchte ich mich nicht festlegen. Meinem Empfinden und meiner Einschätzung nach neige ich jedenfalls eher zu der beliebten Insel-Version. Wäre ich einer der damaligen Barone gewesen, dann hätte ich meine Mitstreiter ganz bestimmt heftig davon zu überzeugen versucht, daß man einen so öligen Kunden wie König John sinnvollerweise auf die Insel verfrachtete, wo er weniger Möglichkeiten für Tricks und Hinterhalte hatte.

In der Nähe vom »Picknick-Platz« befindet sich der Landsitz Ankerwyke House, auf dessen Gelände die Ruinen einer alten Abtei liegen, und bei dieser Abtei soll Heinrich VIII. seine Stelldicheins mit Anna Boleyn gehabt haben. Die beiden trafen<sup>1</sup> sich außerdem auf Burg Hever in Kent sowie irgendwo bei St. Albans. Für die englische Bevölkerung muß es damals schwierig gewesen sein, ein Plätzchen zu finden, an dem dieses unbekümmerte junge Pärchen nicht herumschmuste.

Haben Sie je in einem Haus gewohnt, in dem sich ein Liebespärichen trifft? Das ist äußerst heikel. Du willst dich ein Weilchen im Wohnzimmer niederlassen, und wenn du die Tür öffnest, hörst du ein Geräusch, als habe jemand gerade eine plötzliche Eingebung gehabt. Du trittst ins Zimmer und siehst Emily drüben am Fenster stehen und voller Interesse die gegenüberliegende Straßenseite betrachten, während dein Freund John Edward am anderen Ende des Raums vollkommen von den Fotografien der Verwandten fremder Leute gefesselt ist.

»Oh«, sagst du und bleibst an der Tür stehen, »ich wußte nicht, daß jemand hier ist.«

»Ach, tatsächlich?« sagt Emily kühl, und ihr Tonfall läßt erkennen, daß sie dir nicht glaubt.

Du stehst eine Weile herum und sagst dann:

»Es ist so dunkel hier, warum zündet ihr das Licht nicht an?« John Edward meint daraufhin, na so was, das sei ihm gar nicht aufgefallen, und Emily sagt, ihr Vater sei dagegen, schon am Nachmittag Gas zu verbrauchen.

Du berichtest ein, zwei Neuigkeiten und legst dann deine Ansichten zum Irland-Problem dar, aber sie scheinen nicht sehr interessiert daran zu sein. Welches Thema du auch anschneidest, du hörst immer nur »Ach!«, »Wirklich?«, »Hat er das?«, »Stimmt« oder »Sieh mal an!«. Und nach zehn Minuten dergestalter Konversation näherst du dich unauffällig der Tür und schlüpfst beiläufig hinaus und bist dann sehr überrascht, daß die Tür sich hinter dir schließt, ohne daß du die Klinke berührt hast.

Eine halbe Stunde später kommt dir in den Sinn, du könntest im Gewächshaus ein Pfeifchen rauchen. Der einzige Stuhl dort ist von Emily belegt, wogegen John Edward – sofern man sich auf die Aussage seines Anzugs verlassen kann – offenbar auf dem Boden gesessen hat. Die beiden sagen nichts, doch sie werfen dir Blicke zu, in denen alles liegt, was in einer zivilisierten Gesellschaft gerade noch zumutbar ist, ergo weichst du unverzüglich wieder zurück und schließt die Tür von außen.

Inzwischen traust du dich schon gar nicht mehr, überhaupt noch irgendeine Tür im Haus zu öffnen. Nachdem du also eine Zeitlang einfach die Treppen rauf- und runtergelaufen bist, ziehst du dich in dein Schlafzimmer zurück. Dort überkommt dich jedoch bald Langeweile, deshalb setzt du deinen Hut auf und schlenderst in den Garten hinaus. Du folgst einfach dem Gartenweg, und als er dich an der Laube vorbeiführt, wirfst du einen Blick hinein, und siehe, da sitzen die beiden Frischlinge und quetschen sich in eine Ecke. Natürlich sehen sie dich, und es ist nicht zu verkennen, daß sie glauben, du würdest ihnen aus irgendeinem perversen Trieb heraus nachspionieren.

»Es sollte extra Zimmer für so was geben, die man von außen abschließen kann«, brummelst du halblaut, marschierst zurück ins Haus, nimmst deinen Regenschirm und gehst spazieren.

Ganz ähnlich muß es gewesen sein, als der junge Tölpel Heinrich VIII. seiner kleinen Anna den Hof machte. Die Bewohner von Buckinghamshire stießen auf die beiden, wie sie traumverloren um Windsor oder Wraybury herumwandelten, und sie riefen überrascht: »Oh, Sie hier?«, worauf Heinrich rot wurde und sagte, ja, er wolle hier einen Bekannten treffen, und Anna ausrief: »Ist das nicht ein netter Zufall? Gerade ist mir Herr Heinrich VIII. hier auf der Straße begegnet, und stellen Sie sich vor: Wir wollen beide in dieselbe Richtung!«

Die Einheimischen zogen sich daraufhin diskret zurück und sagten sich: »Wir verschwinden hier besser, solange dieses affige Geschnäbele andauert – gehen wir doch derweil nach Kent.«

Und sie machten sich auf nach Kent, und das erste, was ihnen dort begegnete, waren Heinrich und Anna, die um Burg Hever herumscharwenzelten.

»Ach, hol's der Teufel!« stöhnten sie da. »Jetzt reicht's aber. Kommt, hauen wir ab nach St. Albans, das ist ein nettes ruhiges Nest.«

Und kaum waren sie in St. Albans, da sahen sie das Elendspärchen knutschend im Schatten der Klostermauern. Daraufhin gingen sie zur See und betätigten sich bis zum Ende der Hochzeitsfeierlichkeiten als Piraten.

Das Flußstück vom »Picknick-Platz« bis zur Schleuse von Old Windsor ist ausgesprochen malerisch. Eine beschattete Straße, hier und da mit weißen Landhäuschen betupft, führt das Ufer entlang zum Bells of Ouseley, einem Gasthaus, das, wie die meisten Gasthäuser am oberen Flußlauf, aus einem Bilderbuch zu stammen scheint und in dem man auch noch ein exzellentes Bier bekommt – so sagt jedenfalls Harris, und bei diesem Thema kann man ihn beim Wort nehmen. Old Windsor ist auf recht ungewöhnliche Art bekannt geworden. Edward der Bekenner besaß hier einen Palast, und der große Graf Godwin wurde hier von der Gerichtsbarkeit seines Zeitalters für schuldig befunden, den Tod des Königsbruders eingefädelt zu haben. Graf Godwin brach ein Stück von einem Brot ab und hielt es vor sich.

»Wenn ich schuldig bin«, sprach er, »will ich an diesem Brot ersticken!«

Er steckte es in den Mund, schluckte, verschluckte sich und erstickte.

Hinter Old Windsor ist der Fluß eher langweilig, und er findet erst wieder zur alten Form zurück, wenn man sich Boveney nähert. George und ich treidelten das Boot am Home Park entlang, der sich am rechten Ufer von der Albert- bis zur Victoria-Brücke hinzieht. Als wir an Datchet vorbeikamen, fragte George mich, ob ich mich an unsere erste Flußtour erinnerte, bei der wir abends um zehn in Datchet angelegt hatten und nur noch schlafen wollten.

Und ob ich mich erinnerte, sagte ich, und so bald würde ich diese Geschichte auch nicht vergessen.

Es war am Sonnabend vor dem Bankfeiertag im August. Wir drei – dieselben drei wie jetzt auch – waren müde und hungrig, und als wir nach Datchet kamen, hieften wir den Korb, die beiden Taschen, die Decken und Mäntel etc. aus dem Boot und machten uns auf die Suche nach einer Bleibe. Wir kamen an einem sehr hübschen kleinen Gasthof mit Clematis und anderen Kletterpflanzen über dem Eingang vorüber, aber es war kein Geißblatt dabei. Aus irgendeinem Grund hatte ich mich aber auf Geißblatt versteift, und so sagte ich:

»Nein, hier lieber nicht. Laßt uns noch ein bißchen weitergehen – vielleicht finden wir ja einen mit Geißblatt.«

Also gingen wir bis zum nächsten Gasthof weiter. Er machte ebenfalls einen sehr netten Eindruck und war auch auf der einen Seite voller Geißblatt, aber Harris mochte den Mann, der an der Eingangstür lehnte, nicht. Er sagte, er fände ihn ausgesprochen unsympathisch, und zudem trage er schreckliche Stiefel. Folglich gingen wir weiter. Wir gingen ein ganz schönes Stück, ohne weitere Gasthöfe zu sichten, aber dafür trafen wir einen Mann, und den baten wir, uns doch ein paar Unterkünfte zu empfehlen.

»Da sind Sie hier aber völlig falsch«, sagte er. »Kehren Sie um, und gehen Sie in dieselbe Richtung zurück, dann stoßen Sie genau auf den Stag.«

»Tja, da waren wir schon, aber es gefiel uns nicht besonders. Kein Geißblatt, verstehen Sie?«

»Dann gibt es gegenüber davon noch das Manor House. Haben Sie es da schon probiert?«

Harris sagte, da wollten wir auch nicht hin. Der Mann an der Tür sei nicht nach unserem Geschmack, ihm – Harris – gefalle seine Haarfarbe nicht, ebensowenig seine Stiefel.

»Na, dann weiß ich auch nicht, was Sie machen sollen«, sagte unser Auskunftgeber, »außer diesen beiden gibt's hier nämlich keine mehr.«

»Gar keine?« entfuhr es Harris.

»Gar keine!« kam die Antwort.

»Ja, zum Teufel, was machen wir denn da?« wollte Harris wissen.

Da meldete sich George zu Wort. Er sagte, Harris und ich könnten uns von ihm aus ein passendes Hotel maßschneidern lassen und Personal, das uns gefiele, gleich dazu, aber er würde jetzt zum Stag zurückgehen.

Die größten Geister stolpern bei der Verwirklichung ihrer Ideale immer über die kleinsten Strohhalme. Harris und ich ließen einen Stoßseufzer über die Nichtigkeit irdischer Bedürfnisse los und folgten George.

Wir schleppten unser Gepäck zum Stag und stellten es in der Eingangshalle ab.

Der Wirt kam herbei und begrüßte uns: »Guten Abend, die Herrschaften.«

»Guten Abend«, sagte George, »wir hätten gern drei Betten.« »Es tut mir sehr leid, Sir«, sagte der Wirt, »aber ich fürchte, da ist nichts zu machen.«

»Na ja«, sagte George, »nicht so schlimm. Zwei tun's auch. Zwei von uns können schon mal in einem Bett schlafen, oder?« Und er richtete seinen Blick auf Harris und mich.

»Na klar«, sagte Harris, womit er meinte, daß George und ich problemlos zu zweit schlafen könnten.

»Es tut mir sehr leid, Sir«, wiederholte der Wirt, »aber wir haben im ganzen Haus nicht ein einziges Bett frei. Wir bringen auch so schon zwei oder sogar drei Herren in einem Bett unter.«

Wir waren zunächst reichlich sprachlos, doch dann zeigte sich Harris als erfahrener Reisender der Situation gewachsen. Optimistisch lachend sagte er:

»Tja, wenn das so ist, dann müssen wir wohl in den sauren Apfel beißen und mit einem Notlager in Ihrem Billardzimmer vorliebnehmen.«

»Ich bin untröstlich, Sir, aber auf dem Billardtisch nächtigen bereits drei Herren und im Frühstücksraum zwei. Ich sehe keine Möglichkeit, sie unterzubringen.«

Wir luden unser Zeug wieder auf und gingen hinüber zum Manor House. Es machte wirklich einen sehr netten Eindruck. Ich sagte, mir gefalle es eigentlich besser als das von eben, und Harris meinte, ja, es wäre schon in Ordnung, und wir müßten den Menschen mit den roten Haaren ja nicht ansehen, außerdem, was könne der arme Kerl schon für seine Haarfarbe.

Er klang inzwischen regelrecht wohlwollend und einfühlend. Doch im Manor House kamen wir gar nicht erst zu Wort. Die Eigentümerin begrüßte uns schon am Eingang mit der Feststellung, wir seien bereits die vierzehnten Gäste innerhalb von anderthalb Stunden, die sie abweisen müßte. Unser zaghafter Vorstoß in Hinsicht auf Ställe, Billardzimmer oder Kohlenkeller stieß bei ihr auf Hohnlachen – jeder Winkel sei längst belegt.

Ob sie denn irgendeinen Ort irgendwo in der Gegend wisse, wo wir für die Nacht unterkommen könnten?

Nun ja, wenn wir nicht allzusehr auf Komfort versessen seien... also, nicht daß sie so etwas wie eine Empfehlung aussprechen wolle, wohlgemerkt, aber eine halbe Meile die Straße nach Eton runter gebe es eine kleine Kaschemme...

Den Rest warteten wir nicht ab. Wir ergriffen den Korb und die Taschen und die Mäntel und Decken und Päckchen und liefen los. Es war eher eine ganze denn eine halbe Meile, aber wir kamen schließlich hin und fielen keuchend in der Kneipe ein.

Die Anwesenden erwiesen sich als ungehobeltes Volk - wir wurden schlichtweg ausgelacht. Es gab im ganzen Haus nicht mehr als drei Betten, und in denen schliefen schon sieben Solo-Herren sowie zwei Ehepaare. Doch ein mitfühlender Flußschiffer, der hier gerade sein Bierchen trank, gab uns den Tip, es doch mal beim Lebensmittelhändler neben dem Stag zu versuchen, also gingen wir wieder zurück.

Der Laden war voll. Eine alte Frau, die wir dort antrafen, war aber so freundlich, uns die Viertelmeile zu einer Freundin mitzunehmen, die ab und zu Zimmer an Herren vermietete.

Die alte Frau ging sehr langsam, und so brauchten wir zwanzig Minuten bis zum Haus ihrer Freundin, doch sie verkürzte uns die Reise, indem sie uns mit der Beschreibung ihrer diversen Rückenprobleme unterhielt.

Die Zimmer der Freundin waren vergeben. Man empfahl uns aber das Haus Nummer 27. Haus Nummer 27 war voll, und man schickte uns zu Nummer 32, und Nummer 32 war auch voll.

Daraufhin gingen wir zur Hauptstraße zurück, und Harris setzte sich auf den Korb und sagte, er würde keinen Schritt weitergehen. Er sagte, dies sei ein netter, friedvoller Ort – hier würde er gerne sterben. Er bat George und mich, seiner Mutter Küsse von ihm zu übermitteln und seiner Verwandtschaft auszurichten, er habe allen verziehen und sei glücklich gestorben.

In diesem Moment kam ein Engel in Gestalt eines kleinen Jungen vorbei (und eine bessere Verkleidung für einen Engel kann ich mir nicht vorstellen). In der einen Hand

trug er einen Bierkrug, und in der anderen hatte er eine Schnur mit etwas dran, was er auf jeden flachen Stein auf seinem Weg fallen ließ und dann wieder hochzog, wodurch er ein seltsam häßliches Geräusch erzeugte, das gut zu unserem Elend paßte.

Wir fragten diesen Himmelsboten (den wir natürlich erst im nachhinein als solchen erkannten), ob er irgendein abgelegenes Haus wisse, dessen Bewohner gering an Zahl und schwach an Gesundheit seien (vorzugsweise alte Damen oder gelähmte Herren), und die leicht dergestalt eingeschüchtert werden könnten, daß sie ihre Betten für eine Nacht an drei verzweifelte Männer abtreten würden – wenn nicht, seien wir auch für einen Hinweis auf einen Schweinestall, einen stillgelegten Kalkofen oder Ähnliches dankbar. Ihm fiel nichts Derartiges ein – jedenfalls nicht in erreichbarer Nähe –, doch er sagte, seine Mutter habe ein Zimmer übrig, und wenn wir mit ihm mitkommen wollten, könne sie uns bestimmt für die Nacht unterbringen.

Wir fielen ihm auf der Stelle dort im Mondenschein um den Hals und segneten ihn, und das Ganze hätte sicher ein rührendes Bild abgegeben, wenn der Junge nicht selbst so sehr von unseren Gefühlen überwältigt worden wäre, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zu Boden ging und uns alle mitzog. Harris wurde vor lauter Glück ohnmächtig und mußte erst den halben Bierkrug des Jungen austrinken, bevor er wieder zu sich kam, doch dann jagte er im Eilzugtempo los und überließ George und mir die Schlepperei mit dem Gepäck.

Der Junge wohnte in einem kleinen Vier-Zimmer-Cottage, und seine Mutter, die gute Seele, servierte uns gebratenen Schinken als spätes Abendessen, und den putzten wir auch weg, die ganzen fünf Pfund, und danach noch eine Marmeladentorte und zwei Kannen Tee, und dann gingen wir schlafen. Es gab zwei Betten in dem Zimmer. Das, in dem George und ich schliefen, stand auf Rollen und war achtzig Zentimeter breit – wir banden uns mit einem Bettuch zusammen, um nicht rauszufallen –, und das andere war das Bett des kleinen Jungen. Harris bekam es ganz für sich allein, und morgens ragten seine nackten Beine zur Hälfte über den Rand, so daß George und ich beim Waschen etwas zum Aufhängen unserer Handtücher hatten.

Als wir das nächste Mal nach Datchet kamen, waren wir in bezug auf unsere Unterbringung weniger arrogant.

Aber zurück zur gegenwärtigen Tour: Es geschah nichts Aufregendes, und wir zogen das Boot ohne Pause bis zu einer Stelle unterhalb von Monkey Island, wo wir anhielten und Mittag machten. Wir entschieden uns für kalten Braten, doch dann stellten wir fest, daß wir nicht an Senf gedacht hatten. Ich kann mich nicht erinnern, mir je in meinem Leben sehnlicher Senf gewünscht zu haben. Im allgemeinen bin ich

gar kein großer Freund von Senf, ja, de facto esse ich ihn eigentlich so gut wie nie, aber nun hätte ich Welten für ihn gegeben.

Ich weiß nicht, wie viele Welten es im Universum gibt, aber wer immer mir in eben diesem Augenblick einen Löffel voll Senf vorbeigebracht hätte – er hätte sie alle haben könne. Wenn ich etwas nicht haben kann, was ich gerade will, werde ich immer leichtfertig.

Auch Harris meinte, für Senf würde er Welten hergeben. Es wäre eine günstige Gelegenheit für jemanden mit einem Topf Senf gewesen: Er hätte sich mit genug Welten für den Rest seines Lebens eindecken können.

Doch muß ich wohl eingestehen, daß sowohl Harris als auch ich versucht hätten, den Handel rückgängig zu machen, wenn wir den Senf erst einmal gehabt hätten. Wenn man aufgewühlt ist, macht man leicht solche großzügigen Angebote, aber wenn man später nüchtern darüber nachdenkt, wird einem klar, wie unverhältnismäßig sie in bezug auf das Ersehnte sind. In der Schweiz hörte ich einmal einen Mann beim Aufstieg auf einen Berg sagen, er gäbe Welten für ein Glas Bier, doch später in einer kleinen Berghütte machte er einen fürchterlichen Wirbel, weil man für eine Flasche Helles fünf Franken von ihm haben wollte. Er redete von ungeheuerlichem Wucher und schrieb der Times einen Leserbrief deswegen.

Der nichtvorhandene Senf warf einen Schatten auf unser Boot. Schweigend aßen wir unseren Braten. Das Leben erschien leer und reizlos. Wir erinnerten uns an die frohen Tage unserer Kindheit und seufzten. Beim Apfelkuchen hellte sich die Stimmung dann allerdings wieder ein bißchen auf, und als George eine Dose Ananas aus den Tiefen des Korbs hervorholte und mitten ins Boot rollen ließ, fanden wir das Leben schließlich wieder lebenswert.

Wir mögen Ananas sehr, alle drei. Wir sahen uns das Bild auf der Dose an, wir schmeckten in Gedanken schon den Saft. Wir strahlten uns an, und Harris griff schon mal nach einem Löffel.

Dann hielten wir Ausschau nach dem Büchsenöffner. Wir machten den ganzen Vorratskorb leer, wir stellten die Reisetaschen auf den Kopf, wir hoben die Bodenbretter des Boots an, wir trugen den ganzen Kram ans Ufer und schüttelten jedes Teil einzeln aus – der Büchsenöffner war nicht zu finden.

Dann versuchte Harris, die Dose mit einem Taschenmesser zu öffnen, und prompt brach ihm die Klinge und er schnitt sich ziemlich übel. George probierte es mit einer Schere, und die sprang ihm weg und hätte ihn fast ein Auge gekostet. Während

die beiden ihre Wunden versorgten, bemühte ich mich, mit dem spitzen Ende des Bootshakens ein Loch in das Ding zu kriegen, aber es rutschte ab, und die Stange fegte mich uferseitig über Bord in das halbmertertiefe Schlammwasser, während die Dose unversehrt umkippte und eine Teetasse zerbrach.

Daraufhin rasteten wir aus. Wir legten die Blechbüchse aufs Ufer, Harris holte einen großen, spitzen Stein von einem Acker, ich schleppte den Mast aus dem Boot, George hielt die Büchse fest, Harris hielt seinen Stein mit dem spitzen Ende obendrauf, und ich stemmte den Mast hoch in die Luft und ließ ihn mit all meiner Kraft niedersausen.

Georges Strohhut rettete ihm an diesem Tag das Leben. Er hat den Hut immer noch – beziehungsweise das, was davon übrig ist –, und wenn an Winterabenden die Pfeifen angezündet werden und die Jungs Märchen über ihre Abenteuer zum besten geben, dann holt er ihn hervor und zeigt ihn herum, und jedesmal wird seine bewegende Geschichte neu erzählt, und jedesmal kommen neue Ausschmückungen hinzu.

Harris kam mit einer einfachen Fleischwunde davon. Danach nahm ich mir die Dose alleine vor und hämmerte mit dem Mast auf ihr herum, bis ich völlig erschöpft war und mich ganz elend fühlte, und da übernahm Harris das Hämmern.

Wir schlugen sie flach, und dann schlugen wir sie eckig; wir schlugen sie in jede bekannte geometrische Form, aber wir bekamen kein Loch hinein. Dann machte sich George drüber her, und er prügelte die Büchse in eine derart unnatürliche, groteske Form, die in ihrer bizarren Furchtbarkeit etwas so Jenseitiges hatte, daß er Angst bekam und den Mast fortwarf. Schließlich saßen wir alle drei im Gras um das Monster herum und starrten es an.

Die Oberseite hatte eine breite Delle, die wie ein höhnisches Grinsen wirkte und uns so wahnsinnig machte, daß Harris sich das Ding griff und es weit in den Fluß hinausschleuderte, wo es von unseren Verwünschungen begleitet unterging. Dann setzten wir uns ins Boot und verließen diesen Ort und ruderten ohne Unterbrechung bis Maidenhead.

Maidenhead selbst ist zu aufgeblasen, um erfreulich zu sein. Es ist der Tummelplatz der Fluß-Snobs und ihrer aufgetakelten Begleiterinnen. Es ist die Stadt der geschneigelten Hotels, in denen vorwiegend Lackaffen und Revuegirls absteigen. Es ist die Hexenküche, aus der die Plagegeister des Flusses hervorkommen – die Ausflugsdampfer. Der typische London-Journal-Herzog pflegt ein »kleines Domizik« in Maidenhead zu besitzen, und die Heldin dreibändiger Romane speist hier, wenn sie sich mit dem Gatten einer anderen einen netten Abend macht.

Wir beeilten uns, Maidenhead hinter uns zu lassen, nahmen uns dann aber Zeit für die großartige Strecke, die bis zur Boulter- und Cookham-Schleuse folgt. Der Wald von Cliveden trug noch sein elegantes Frühlingskleid: In einer ausgedehnten Symphonie aus frischen Grüntönen zog er sich vom Wasser die Hügel hinauf. In seiner ungetrübten Schönheit ist dies vielleicht das herrlichste Stück des gesamten Flusses, und wir bewegten unser Boot nur ungern aus seiner friedvollen Stille.

Im Stauwasser kurz vor der Cookham-Schleuse legten wir an und machten Tee, und als wir die Schleuse hinter uns hatten, war es Abend. Eine steife Brise war aufgekommen, und erstaunlicherweise war sie zu unseren Gunsten. Im Normalfall gilt auf dem Fluß die Regel, daß der Wind einen immer benachteiligt, ganz egal, in welche Richtung man fährt. Wenn man morgens zu einer Tagestour aufbricht, hat man ihn gegen sich, und beim Rudern denkt man die ganze lange Zeit daran, wie bequem der Rückweg mit dem Segel sein wird. Nach dem Tee dreht sich der Wind dann prompt, und man schuftet auf dem ganzen Heimweg wieder gegen ihn an.

Vergißt man allerdings, ein Segel mitzunehmen, dann steht der Wind auf beiden Strecken genau in der richtigen Richtung. Aber was soll's: Die Welt ist nichts als eine Prüfung für den Menschen, und er wird geboren, sich zu plagen, daß die Funken stieben.

Doch an diesem Abend war irgendwem offenbar ein Fehler unterlaufen, denn der Wind blies uns in den Rücken statt ins Gesicht. Wir machten kein großes Tamtam deswegen, sondern zogen schnell und leise das Segel hoch, bevor jemand etwas

merkte, und dann verteilten wir uns wie gedankenverloren im Boot, und siehe, das Segel blähte sich und straffte sich und knatterte am Mast, und schon flog das Boot dahin.

Ich steuerte.

Ich kenne nichts Aufregenderes als zu segeln. Es kommt dem Fliegen näher als alles andere, was der Mensch macht – außer träumen. Der Wind scheint einen förmlich zu tragen – wohin auch immer. Man ist nicht mehr dieses langsame, schwerfällige, lächerliche Etwas aus Lehm, das sich mühselig auf dem Boden dahinschleppt, man ist Teil der Natur! Dein Herz schlägt mit ihrem im Einklang. Sie umfangt dich mit ihren herrlichen Armen und hebt dich an ihre Brust. Deine Seele ist eins mit ihrer, und deine Glieder sind plötzlich ganz leicht. Die Stimmen der Lüfte singen dir Lieder, die Erde scheint klein und fern, und die Wolken werden zu Schwestern – sie sind so nah, daß du die Arme nach ihnen ausstreckst.

Wir hatten den Fluß ganz für uns allein, lediglich ein Kahn mit drei Anglern ankerte weit entfernt mitten im Fluß. Wir flogen nur so am bewaldeten Ufer entlang über das Wasser, und keiner von uns sagte ein Wort.

Ich steuerte.

Als wir näherkamen, erkannten wir, daß es sich bei den drei Anglern um ältere, seriös wirkende Herren handelte. Sie saßen auf Stühlen in ihrem Boot, und ihre Blicke ruhten konzentriert auf ihren Angelschnüren. Der rote Sonnenuntergang warf magisches Licht auf die Wasseroberfläche, setzte die aufragenden Wälder in Brand und verwandelte die Wolkentürme in glühende Pracht. Es war die Stunde der großen Verzauberung, die Stunde wilden Hoffens und Sehns. Vor uns hob sich das kleine Segel vor dem purpurnen Himmel ab, um uns herum hüllte das Zwielflicht die Welt in farbige Schatten, und hinter uns kroch die Nacht heran.

Wie Ritter alter Sagen segelten wir über einen geheimnisvollen See in das unbekannte Reich der Dämmerung, dem großen Reich des Sonnenuntergangs entgegen.

Wir gelangten jedoch nicht ins Reich der Dämmerung, sondern wir krachten unvermittelt auf den Kahn, in dem die drei Männer angelten. Zuerst begriffen wir gar nicht, was los war, weil das Segel uns die Sicht nahm, doch aus der Art der Sprache, die in den Abendhimmel drang, schlossen wir, daß wir in die Nähe menschlicher Wesen gelangt sein mußten, die voller Verdruß und Mißvergnügen waren.

Harris ließ das Segel herab, und da sahen wir, was passiert war. Wir hatten die drei alten Herren von ihren Stühlen katapultiert, und nun lagen sie in einem Knäuel auf dem Boden des Kahns, sortierten sich langsam und mühselig auseinander und entfernten diverse Fische von sich. Und während sie sich abmühten, verwünschten sie uns – nicht etwa mit gewöhnlichen, oberflächlichen Flüchen, sondern mit ausführlichen, sorgsam bedachten, umfassenden Flüchen, die unser gesamtes bisheriges Leben einschlossen und sich bis in die ferne Zukunft erstreckten und außerdem all unsere Verwandten und alles, was mit uns zu tun hatte, mitbedachten, kurz: mit soliden, gehaltvollen Flüchen.

Harris sagte ihnen, sie sollten doch dankbar für die Abwechslung sein, wo sie hier nur den ganzen Tag rumsäßen und angelten, und abgesehen davon sei er schockiert und bekümmert, daß er miterleben müsse, wie Männer ihres Alters sich so gehen ließen.

Doch das half auch nichts mehr.

Anschließend sagte George, er würde jetzt steuern – ein Geist wie meiner solle sich nicht an das Lenken von Booten verschwenden; es sei besser, wenn sich ein gewöhnlicher Sterblicher um das Boot kümmere, bevor wir allesamt absöffen.

Und er nahm die Leinen und brachte uns nach Marlow. Dort ließen wir das Boot an der Brücke und mieteten uns für die Nacht im Crown ein.

## DREIZEHNTES KAPITEL

*Marlow – Die Mönche von Medmenham – Das schändliche Benehmen eines Foxterriers in einem Kaufhaus – Montmorency will einen alten Kater umbringen – Besinnt sich jedoch, ihn leben zu lassen – Unsere Abreise von Marlow – Eine beeindruckende Prozession – Das Dampfboot hilfreiche Tips, es zu behindern und zu ärgern – Wir lehnen es ab, aus dem Fluß zu trinken – Ein friedvoller Hund – Das seltsame Verschwinden von Harris und einer Pastete.*

**MARLOW** gehört zu den sympathischsten Themse-Orten, die ich kenne. Es ist ein geschäftiges, lebendiges Städtchen – nicht sehr pittoresk, das stimmt schon, aber wenn man will, findet man doch zahlreiche altertümliche Winkel und Ecken: stehengebliebene Pfeiler der verfallenden Brücke der Zeit, über die unsere Phantasie in jene Tage zurückreist, in denen das Haus Marlow den Sachsen Algar als Herrn anerkannte, noch bevor William der Eroberer es unterwarf und Königin Matilda zum Geschenk machte, noch bevor es an die Grafen von Warwick ging oder an den lebensklugen Lord Paget, der vier aufeinanderfolgenden Herrschern als Kanzler diente.

Wenn einem nach der Bootsfahrerei nach einem Spaziergang zumute ist: Auch die Landschaft der Umgebung ist sehr schön, und der Fluß selbst ist hier geradezu in Hochform. Das Stück nach Cookham, vorbei an den Quarry-Wäldern und all den Wiesen, ist einfach herrlich. Ach, ich liebe diese Wälder mit ihren engen, steilen Pfaden und den kleinen, verwinkelten Lichtungen – bis heute sind sie für mich erfüllt von Erinnerungen an sonnige Sommertage: An den schattigen Ausblicken werden die Bilder lachender Gesichter lebendig, und aus dem wispernden Laub rieseln die Stimmen von früher herab.

Das Stück von Marlow nach Sonning ist sogar noch schöner. Eine halbe Meile hinter der Brücke von Marlow liegt auf dem rechten Ufer das großartige alte Kloster Bisham, dessen Mauern früher von den Stimmen der Tempelritter widerhallten und in dem einst Anne of Cleves wohnte und später Königin Elizabeth. Das Kloster ist reich an Melodramatischem. Es enthält ein mit Gobelins behängtes Schlafgemach sowie einen Geheimraum, der sich hoch oben in den dicken Mauern befindet. Der Geist von Lady Holy, die ihren kleinen Jungen totprügelte, geht hier nachts immer noch um und versucht, seine Geisterhände in einem Geisterbecken reinzuwaschen.

Warwick, der Königsmacher, liegt hier und interessiert sich nicht mehr für so banale Dinge wie irdische Könige und irdische Königreiche, und auch Salisbury, der bei Poitiers gute Arbeit leistete, ist hier begraben. Unmittelbar bevor man zum Kloster kommt, liegt rechts direkt am Ufer die Kirche von Bisham, und wenn es überhaupt Gräber gibt, die einen Besuch lohnen, dann sind es die Grabmale und Gedenksteine in dieser Kirche. Shelley, der damals in Marlow lebte (man findet sein Haus in der West Street), dichtete »Die Empörung des Islam«, während er in seinem Boot unter den Rotbuchen von Bisham trieb.

Etwas weiter flußaufwärts, beim Wehr von Hurley, dachte ich oft, ich könnte einen Monat hier verbringen und doch nicht genügend Zeit haben, all die Schönheit der Landschaft in mich aufzusaugen. Das Dorf Hurley, von der Schleuse fünf Gehminuten entfernt, ist so alt, wie es ein Ort am Fluß nur ir g e n d s e i n k a n . E s d a t i e r t , u m i n d e r a l t m o d i s c h e n Beschreibungswiese jener dunklen Tage zu bleiben, »aus der Zeit von König Sebert und König Offa«. Gleich hinter dem Wehr (flußaufwärts) liegt das Dane's Field, auf dem die vordrängenden Dänen einst auf ihrem Weg nach Gloucestershire lagerten, und noch ein Stückchen weiter schmiegt sich an eine malerische Flußbiegung, was von der Medmenham-Abtei noch übrig ist.

Die berühmten Mönche von Medmenham – oder der »Höllengeist-Verein«, wie der Volksmund sagte –, denen auch der berühmte Wilkes angehörte, bildeten eine Bruderschaft, deren Motto »Mach, was du willst« lautete, und diese Aufforderung steht heute noch über dem verfallenen Eingang der Anlage. Viele Jahre bevor diese unechte Abtei mit ihrem wilden Haufen blasphemischer Spötter gegründet wurde, stand an derselben Stelle ein Kloster mit strengerer Ordnung, dessen Mönche von anderem Schlag waren als die Nachtschwärmer, die ihnen fünfhundert Jahre später folgten.

Die Zisterzienser-Mönche, deren Abtei sich hier im dreizehnten Jahrhundert befand, trugen nichts außer groben Kutten und Kapuzen, und sie aßen weder Fleisch noch Fisch noch Eier. Sie schliefen auf Stroh und standen um Mitternacht auf, um Messen abzuhalten. Ihre Tage verbrachten sie arbeitend, lesend und betend, und über ihrem Leben lag eine Stille wie die des Todes, denn sie sprachen kein Wort.

Eine verbissene Gemeinschaft verbrachte hier ein verbissenes Leben – an diesem lieblichen Ort, den Gott so licht gestaltet hatte. Es ist seltsam, daß die allgegenwärtigen Stimmen der Natur – das leise Lied des Wassers, das Rascheln des Schilfs, der Gesang des Winds – sie nicht zu einem realistischeren Verständnis vom Leben bekehrten. All die langen wortlosen Tage lauschten sie und warteten auf eine Stimme vom Himmel, und den ganzen Tag über und die ganze weihevollte Nacht hindurch sprach sie in unendlicher Vielfalt zu ihnen – und sie hörten sie nicht.

Von Medmenham bis zur malerischen Schleuse von Hambledon ist der Fluß eine einzige friedliche Augenweide, doch ab Greenlands, dem ziemlich uninteressanten Wohnort meines Zeitungshändlers (eines stillen und bescheidenen alten Herrn, den man während der Sommermonate oft in dieser Gegend sehen kann, wie er mit kräftigem, unangestregtem Schlag den Fluß entlangrudert oder im Vorüberfahren ein Schwätzchen mit einem der alteingesessenen Schleusenwärter hält), bis reichlich hinter Henley ist er eher dröge und monoton.

Am Montag morgen standen wir in Marlow hinreichend früh auf und gingen noch vor dem Frühstück schwimmen, und als wir zurückkamen, blamierte Montmorency sich unsterblich. Das einzige Thema, bei dem er und ich grundlegend unterschiedliche Ansichten haben, sind Katzen. Ich mag Katzen, Montmorency nicht.

Wenn ich einer Katze begegne, sage ich: »Arme Pussy!« und bücke mich, um sie seitlich am Kopf zu kraulen, und die Katze stellt ihren Schwanz auf, als sei er aus Gußeisen, krümmt ihren Rücken zum Bogen und reibt ihre Nase an meiner Hose – ein Bild der Eintracht und Harmonie. Wenn Montmorency einer Katze begegnet, weiß es sofort die ganze Straße, und innerhalb von zehn Sekunden wird eine Menge von Kraftausdrücken vergeudet, mit der ein durchschnittlicher Normalbürger ein ganzes Leben lang auskommt, wenn er sie einteilt.

Ich werfe dem Hund das nicht vor (und ich beschränke mich auch prinzipiell darauf, ihm Kopfnüsse zu verpassen oder mit Steinen nach ihm zu werfen), denn sein angeborener Charakter ist nun einmal so. Foxterrier kommen mit rund viermal so viel Erbsünde zur Welt wie andere Hunde, und es braucht viele, viele Jahre geduldiger Mühe seitens uns Christenmenschen, um das flegelhafte Wesen der Foxterrier wahrnehmbar zum Besseren zu verändern.

Einmal war ich im Vorraum des Kaufhauses am Haymarket, und um mich herum waren lauter Hunde, die auf die Rückkehr ihrer einkaufenden Besitzer warteten. Ein Mastiff war darunter, ein oder zwei Collies, ein Bernhardiner, ein paar Jagdhunde und Neufundländer, ein Vorstehhund, ein französischer Pudel mit dichtem Pelz auf dem Kopf und rüdigem Fell um die Mitte, eine Bulldogge, ein paar Rehpinscherartige in Rattengröße sowie einige Yorkshire-Köter.

Da saßen sie: geduldig, friedlich, gedankenverloren. Ein feierlicher Friede herrschte in diesem Raum, aber auch ein Hauch von stiller Resignation war zu spüren, sogar ein wenig Traurigkeit.

Dann trat eine entzückende junge Dame ein, die einen schwächlich wirkenden, kleinen Foxterrier an der Leine führte, den sie zwischen der Bulldogge und dem Pudel festband. Etwa eine Minute lang saß der Kleine da und sah sich um. Dann richtete er

seinen Blick zur Decke, und sein Gesichtsausdruck legte den Schluß nahe, daß er seiner Mutter gedachte. Dann gähnte er. Dann betrachtete er die anderen Hunde, ganz ruhig, ernst und würdevoll.

Er sah zur Bulldogge, die traumlos zu seiner Rechten schlief. Er sah zum Pudel, der aufrecht und hochmütig zu seiner Linken saß. Dann, ohne jede Vorwarnung und ohne im geringsten provoziert worden zu sein, biß er den Pudel in sein Vorderbein, und ein herzerreißendes Jaulen zerschnitt den stillen Frieden des Raums.

Das Ergebnis dieses ersten Testlaufs schien seinen Erwartungen vollkommen zu entsprechen, denn er beschloß, weiterzumachen und Leben in die Bude zu bringen. Er sprang über den Pudel hinweg und ritt eine Attacke gegen einen schlafenden Collie, der sofort einen leidenschaftlichen, lauten Kampf mit dem Pudel anging. Dann kam Foxy wieder an seinen alten Platz zurück, verbiß sich in das Ohr der Bulldogge und versuchte sie wegzuschleudern. Die Bulldogge, ein seltsam unparteiisches Tier, ging daraufhin auf alles in ihrer Reichweite los, den Wachmann des Kaufhauses eingeschlossen, was dem herzigen kleinen Terrier die Gelegenheit verschaffte, ungestört einen Strauß mit einem gleichfalls kampflustigen Yorkshire auszufechten.

Wem die Gattung der Canidae vertraut ist, dem muß man nicht mehr schildern, daß zu diesem Zeitpunkt alle anderen anwesenden Hunde um sich bissen, als hinge ihr Haus und Hof vom Ausgang des Tumults ab. Die Großen bekämpften die Großen, ohne Unterschiede zu machen, und die Kleinen bekämpften die Kleinen und bissen in freien Momenten noch die Großen in die Beine.

Der Raum war die reinste Hölle, und der Lärm war ohrenbetäubend. Auf der Straße draußen bildete sich eine Menschenmenge, die wissen wollte, ob hier eine Gemeindeversammlung stattfände, und wenn nicht, wer hier ermordet würde und warum. Männer mit Stangen und Stricken versuchten, die Hunde zu trennen, und man schickte nach der Polizei.

Und mitten in dem Getobe kehrte die entzückende junge Frau zurück und nahm ihren allerliebsten kleinen Hund (der den Yorkshire für einen Monat aufs Krankenlager verbannt hatte und jetzt aussah wie ein neugeborenes Lämmchen) in die Arme und küßte ihn und fragte ihn, ob er umgebracht worden sei und was diese großen bösen Hundeschurken ihm angetan hätten, und er kuschelte sich an sie und blickte ihr in die Augen, als wollte er sagen: »Ach, wie gut, daß du wieder da bist und mich aus diesem würdelosen Spektakel herausholst.«

Sie äußerte laut, daß die Betreiber des Geschäfts nicht das Recht hätten, wilde Bestien wie diese Hunde da mit den Hunden ehrbarer Leute in demselben Raum unterzubringen, und sie habe nicht übel Lust, jemanden zu verklagen.

So sind Foxterrier nun mal, und deshalb werfe ich Montmorency seine Neigung zu Streitereien mit Katzen auch nicht vor, aber daß er ihr an diesem Vormittag nachgab, sollte er bereuen.

Wir kamen, wie gesagt, vom Schwimmen zurück, als vor uns plötzlich eine Katze aus einem Haus an der Hauptstraße herausgeschossen kam und sich anschickte – nunmehr in gemessenem Trott –, die Straße zu überqueren. Montmorency

ließ einen Jubelschrei los – den Schrei eines rauhen Kriegers, der seinen Feind in seine Hand gegeben sieht, beziehungsweise jene Art von Schrei, wie ihn Cromwell ausgestoßen haben könnte, als die Schotten von den Hügeln herabkamen – und flog seiner Beute hinterher.

Sein Opfer war ein großer, schwarzer Kater. Weder habe ich je einen größeren Kater gesehen, noch einen weniger salonfähigen. Ihm fehlte sein halber Schwanz, eins seiner Ohren sowie ein beträchtliches Stück seiner Nase. Es war ein langgestrecktes, muskulöses Tier, und es wirkte gelassen und selbstsicher.

Montmorency jagte mit zwanzig Meilen pro Stunde hinter dem armen Wesen her, doch der Kater legte noch nicht mal einen Schritt zu, ja, er schien gar nicht wahrzunehmen, daß sein Leben bedroht war. Er trottete gemütlich weiter, bis sein Mörder in spe auf einen Meter herangekommen war, dann drehte er sich um, ließ sich mitten auf der Straße nieder und sah Montmorency mit einem milden, fragenden Gesichtsausdruck an, der besagte:

»Bitte, Sie wünschen?«

Es fehlt Montmorency nicht an Mut, doch im Blick dieses Katers lag etwas, das das Herz des feurigsten Hundes eingeest hätte. Er bremste ruckartig ab und sah den Kater an.

Keiner von beiden sagte ein Wort, doch wenn ein Gespräch stattgefunden hätte, dann wäre es zweifellos so verlaufen:

DER KATER Kann ich Ihnen irgendwie helfen? MONTMORENCY Nein... nein, vielen Dank.

DER KATER Sagen Sie's ruhig, wenn ich etwas für Sie tun kann. MONTMORENCY sich ein Stück zurückziehend Ach nein... nein, gar nichts... bestimmt... machen Sie sich keine Mühe. Ich... ich fürchte, da liegt eine Verwechslung vor. Ich hielt Sie für einen Bekannten. Tut mir leid, wenn ich Sie belästigt habe.

DER KATER Aber ganz und gar nicht. Es ist mir ein Vergnügen. Sie sind sicher, daß ich Ihnen nicht weiterhelfen kann?

MONTMORENCY sich noch weiter zurückziehend Nein, wirklich, vielen Dank... bestimmt nicht... das ist sehr nett von Ihnen. Schönen Tag noch.

DER KATER Ebenfalls.

Dann erhob sich der Kater und setzte geruhsam seinen Weg fort, und Montmorency – das, was er seinen Schwanz nennt, sorgsam zwischen die Hinterbeine geklemmt – kam zu uns zurück und nahm einen unauffälligen Platz hinter uns dreien ein.

Bis heute schrumpft er sichtbar zusammen, wenn man das Wort »Katze« ausspricht, und er blickt kläglich zu einem hoch, als wolle er sagen: »Bitte, hör auf damit!«

Nach dem Frühstück versorgten wir uns auf dem Markt mit Lebensmitteln für drei Tage. George sagte, wir sollten Gemüse kaufen – es sei ungesund, kein Gemüse zu essen. Er sagte, die Zubereitung sei äußerst einfach; er werde das übernehmen. Also kauften wir zehn Pfund Kartoffeln, einen Berg Erbsen und ein paar Kohlköpfe. Dazu kamen weiter eine Hackfleisch-Pastete, ein paar Stachelbeerkuchen und eine Lammkeule aus unserem Gasthof, ferner Obst und Gebäck und Brot und Butter und Schinken und Speck und Eier sowie noch andere Sachen, die uns in der Stadt in die Augen stachen.

Unsere Abreise aus Marlow zählt für mich zu unseren triumphalsten Auftritten. Sie war stilvoll und beeindruckend, ohne aber extravagant zu wirken. In allen Geschäften, in denen wir einkaufen waren, hatten wir darauf bestanden, daß man uns die Artikel unverzüglich liefern würde. Nichts von wegen: »Aber ja, Sir, ich schicke die Sachen sofort los; der Bursche wird noch vor Ihnen da sein!« – und dann hängt man auf dem Landungssteg herum und geht zweimal zu dem Laden zurück und streitet sich. Nicht mit uns. Wir warteten so lange im Laden, bis der Korb gepackt war, und dann nahmen wir den Burschen direkt mit.

Wir besuchten ziemlich viele Geschäfte, und jedesmal wandten wir diese Methode an. Das führte natürlich dazu, daß uns nach Beendigung unserer Einkäufe eine so prächtige Auswahl an Ladenschwengeln mit Körben folgte, wie man sie sich nicht schöner wünschen konnte, und unsere abschließende Prozession die Hauptstraße hinunter zum Fluß muß für Marlow das imposanteste Schauspiel seit langem gewesen sein.

Die Marschordnung war folgendermaßen:

Montmorency mit einem Stock im Maul

Zwei übel aussehende Köter, Freunde von Montmorency

George mit Mänteln und Decken, eine kurze Pfeife rauchend  
Harris, der mit der sehr großen Reisetasche in der einen und  
einer Flasche Zitronensaft in der anderen Hand versucht, mit  
lässiger Eleganz vorwärtszuschreiten  
Die Laufburschen des Gemüsehändlers und des Bäckers mit  
Körben  
Hausknechte aus dem Gasthof mit unserem Vorratskorb  
Laufbursche des Konditors mit Korb  
Langhaariger Hund  
Laufbursche des Käsehändlers mit Korb  
Merkwürdiger Mann mit Tasche  
Bester Kamerad des merkwürdigen Manns mit Händen in den  
Hosentaschen, eine Tonpfeife rauchend  
Laufbursche des Obsthändlers mit Korb  
Ich selbst mit drei Hüten und einem Paar Stiefeln in den  
Händen und den Eindruck erweckend, als sei mir das gar nicht  
bewußt  
Sechs kleine Jungen und vier streunende Hunde.

Als wir zur Anlegestelle kamen, fragte der Schiffsaufseher: »Wie war das noch gleich, Sir, hatten Sie ein Dampfboot oder ein Hausboot?«

Unsere Auskunft, wir hätten ein doppelsitziges Ruderboot, schien ihn zu überraschen.

An diesem Vormittag hatten wir reichlich Ärger mit Dampfbooten. Die Woche der Henley-Regatta stand unmittelbar bevor, und Massen dieser Dampfer strömten dorthin, manche allein, andere mit Hausbooten im Schlepp. Ich hasse Dampfboote, und ich tippe, jeder Ruderer tut das. Ich betrete sie grundsätzlich nicht, aber mich verlangt danach, eins an eine einsame Stelle auf dem Fluß zu locken und es dort in aller Stille und Abgeschlossenheit zu ersäufen.

Ein Dampfboot hat etwas eklatant Dünkelhaftes an sich, das geeignet ist, jeden boshafte Zug meines Wesens zum Leben zu erwecken, und dann sehne ich mich nach den guten alten Zeiten, in denen man jemandem mit einem Beil und mit Pfeil und Bogen mitteilte, was man von ihm hielt. Bereits der Ausdruck im Gesicht des Mannes, der hinten am Heck steht, die Hände in den Taschen und im Mund eine Zigarre, reicht aus, um den Bruch jedweden Friedensabkommens zu rechtfertigen, und das arrogante Pfeifsignal, das einen aus dem Weg scheuchen soll, würde allein schon genügen, da bin ich ganz sicher, jede Jury aus Flußbewohnern zu dem Spruch »Totschlag aus Notwehr« kommen zu lassen.

Und sie mußten pfeifen, um uns aus dem Weg zu scheuchen. Ich hoffe, Sie halten mich nicht für einen Angeber, aber ehrlicherweise muß ich sagen, daß unser eines, kleines Boot den Dampfern in jener Woche mehr Ärger und Verspätung und Mühe bereitete als alle anderen Fahrzeuge auf dem Fluß zusammen.

»Dampfboot in Sicht!« rief derjenige von uns, der den Gegner in der Ferne entdeckt hatte, und sofort wurde alles für das Treffen vorbereitet. Ich nahm die Steuerleinen, und George und Harris setzten sich neben mich – alle mit dem Rücken zum Dampfer –, und dann driftete unser Boot still und leise mitten auf den Fluß hinaus.

Dann kam das Dampfboot und pfiff, und schon taten wir gar nichts und drifteten weiter. Wenn es bis auf hundert Meter herangekommen war, pfiff es wie blöd, und die Passagiere kamen heraus und lehnten sich über die Reling und brüllten zu uns herüber, aber wir hörten sie nie, denn Harris erzählte uns gerade eine Anekdote über seine Mutter, und George und ich wollten um Himmels willen kein Wort davon verpassen.

Dann stieß der Dampfer einen letzten Pfiff aus, der fast den Kessel zum Platzen brachte, die Maschine legte den Rückwärtsgang ein und ließ Dampf ab, und der Kahn schwang herum und lief auf Grund. Die ganze Belegschaft stürzte zum Bug und schrie uns an, und die Leute am Ufer blieben stehen und riefen zu uns herüber, und alle anderen Boote drehten bei und gesellten sich dazu, bis der Fluß auf Meilenlänge ein einziges wüstes Chaos war. Und dann unterbrach Harris seine Geschichte an der interessantesten Stelle, blickte mit sanfter Verwunderung auf und sagte zu George:

»Hey George, schlag mich mit Blindheit, wenn das nicht ein Dampfboot ist!«

Worauf George sagte: »Siehst du, ich wußte doch, daß ich vorhin irgendwas gehört habe.«

Daraufhin wurden wir ganz hektisch und konfus und wußten überhaupt nicht, wie wir das Boot aus dem Weg kriegen sollten, und die Leute vom Dampfer drängten sich an der Reling über uns zusammen und erteilten uns Ratschläge:

»Rechts durchziehen... ja du, du Idiot! Und den linken zurück. Nein, nicht du... der andere... laß bloß die Leinen in Ruhe! Und jetzt alle beide... nein, nicht so rum. Ach, ihr seid doch...«

Und dann ließen sie ein Boot runter, das uns helfen sollte, und nach einem Viertelstündchen Plackerei hatte es uns auch sauber aus dem Weg bugsiert, so daß sie weiterfahren konnten, und wir bedankten uns vielmals und fragten, ob sie uns in Schlepp nehmen würden. Das taten sie jedoch nie.

Wir kamen noch auf eine andere gute Methode, um bei der mondänen Gesellschaft einer Dampfbarkasse Verärgerung hervorzurufen: Wir stuften sie als Betriebsausflug ein. Wir fragten, ob sie die Belegschaft von Cubit & Co. seien oder die Guttempler aus Bermondsey und ob sie uns vielleicht einen Schmortiegel leihen könnten.

Alte Damen, die mit dem Fluß nicht vertraut sind, werden durch Dampfboote ganz besonders in Unruhe versetzt. Ich weiß noch, einmal fuhr ich mit einer Gruppe, in der sich drei derartige Ladies befanden, von Staines nach Windsor – ein Flußstück, das besonders reich an solchen Maschinen-Monstern ist. Es war richtig aufregend: Sobald auch nur der Zipfel eines Dampfboots in Sicht kam, bestanden sie darauf, anzulegen, und sie setzten sich ans Ufer, bis es wieder verschwunden war. Sie sagten, es täte ihnen sehr leid, aber aus Rücksicht auf ihre Familien könnten sie sich keine Tollkühnheiten erlauben.

Bei der Schleuse von Hambledon stellten wir fest, daß unser Wasser zur Neige ging, also nahmen wir unseren Krug und gingen zum Haus des Schleusenwärters hinauf, um ihn um welches zu bitten.

George fungierte als Sprecher. Er setzte ein gewinnendes Lächeln auf und sagte:

»Verzeihen Sie, könnten Sie uns wohl etwas von Ihrem Wasser abgeben?«

»Aber sicher«, erwiderte der alte Herr, »nimm soviel du brauchst und laß den Rest drin.«

»Danke sehr«, murmelte George und sah sich um. »Wo... wo haben Sie es denn?«

»Immer am selben Platz, mein Junge«, lautete gleichmütig die Antwort, »direkt hinter dir.«

George sah sich um.

»Wo denn da?« fragte er.

»Himmel, wo hast du nur deine Augen?« fragte der Mann zurück, drehte George herum und deutete hinunter zum Fluß. »Das kann man doch gar nicht übersehen, oder?«

»Ach so«, stieß George hervor, als es ihm dämmerte, »aber wir können doch nicht das Wasser aus der Themse trinken!«

»Alles bestimmt nicht, aber ein bißchen schon. Ich trinke es immerhin seit fünfzehn Jahren«, erwiderte der Alte.

George teilte ihm mit, sein Aussehen nach dieser Wasserkur sei nicht eben die ideale Reklame für diese Marke, und er persönlich würde Wasser aus einer Pumpe bevorzugen.

Wir bekamen dann welches in einem Cottage ein bißchen weiter stromaufwärts. Trotzdem habe ich den Verdacht, daß auch das lediglich Flußwasser war – nur wußten wir es nicht. Aber weil wir es nicht wußten, war es in Ordnung. Was das Auge nicht sieht, davon wird einem nicht schlecht.

Später im Jahr probierten wir es einmal mit Wasser aus dem Fluß, aber es wurde ein Fehlschlag. Wir fuhren stromabwärts und legten zur Teezeit in einem Seitenarm bei Windsor an. Unser Wasserkrug war leer, also hieß die Alternative: Flußwasser oder kein Tee. Harris wollte es riskieren. Er meinte, wenn wir das Wasser kochten, sei die Sache problemlos, die giftigen Keime würden durch das Kochen abgetötet. Also füllten wir unseren Kessel mit Seitenarm-Wasser und kochten es, und wir paßten sehr aufmerksam auf, daß es auch wirklich kochte.

Als der Tee fertig war und wir uns gerade gemütlich hingesetzt hatten, hielt George, die Tasse schon halb am Mund, plötzlich inne und rief:

»Was ist das denn?«

»Was ist was?« fragten Harris und ich.

»Na, das da!« sagte George und deutete nach Westen. Harris und ich folgten seinem starren Blick und entdeckten einen Hund, der mit der langsamen Strömung auf uns zutrieb. Es war einer der stillsten und friedlichsten Hunde, die ich je gesehen habe. Er wirkte zufriedener und gelassener als jeder andere Hund, den ich kannte. Träumend trieb er auf dem Rücken und streckte alle viere in die Luft. Er war, was ich einen leibesstarken Hund nennen möchte, und besonders sein Bauch war stark gewölbt. Entspannt, würdevoll und schweigend trieb er neben unser Boot, und dort, in den Binsen, bremste er seine Fahrt ab und richtete sich behaglich für die Nacht ein.

George sagte, ihm sei nicht nach Tee, und er leerte seine Tasse ins Wasser, und auch Harris hatte keinen Durst und folgte Georges Beispiel. Ich selbst hatte meinen Tee schon halb getrunken, aber ich wollte, ich hätte es nicht getan.

Ich fragte George, ob ich jetzt Typhus hätte. Er sagte, nein, bestimmt nicht, seiner Einschätzung nach hätte ich gute Aussichten, heil davonzukommen. Aber wie auch immer, in etwa vierzehn Tagen würde ich es genau wissen.

Zurück zu unserer jetzigen Reise: Wir folgten einem Seitenarm bis nach Wargrave. Er bildet eine Abkürzung, die etwa eine halbe Meile oberhalb der Marsh-Schleuse auf der

rechten Flußseite wieder herauskommt, und sie lohnt sich, denn sie ist sehr hübsch und schattig, und außerdem spart man fast eine halbe Meile.

Selbstverständlich ist die Einfahrt dazu mit Pflöcken und Ketten versperrt und mit Hinweisschildern umstellt, die einem alle Arten von Folter, Kerker und Tod androhen, falls man es wagen sollte, dort einen Skull ins Wasser zu tunken – erstaunlich, daß diese Geier nicht auch noch die Luft über dem Fluß für sich beanspruchen und jedem vierzig Shilling Strafe auferlegen, der sie einatmet –, doch die Pflöcke und Ketten lassen sich mit ein wenig Geschicklichkeit leicht umgehen, und die Schilder, na ja, wenn man es gerade nicht sehr eilig hat und niemand in der Nähe ist, kann man schon mal ein oder zwei abmachen und ins Wasser werfen.

Auf der halben Strecke des Seitenarms stiegen wir aus und aßen Mittag, und im Verlauf dieser Mahlzeit erlitten George und ich einen ziemlich üblen Schock.

Auch Harris erlitt einen Schock, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß seiner so schlimm war wie der, den George und ich bei dieser Geschichte abbekamen.

Es war folgendermaßen: Wir saßen etwa zehn Meter von der Wasserkante entfernt im Gras und hatten es uns gerade zum Essen bequem gemacht. Harris hielt die Hackfleisch-Pastete zwischen den Knien, um sie aufzuteilen, und George und ich hielten die Teller bereit.

»Habt ihr einen Löffel?« fragte Harris. »Ich brauche einen Löffel für das Flüssige.«

Unser Vorratskorb stand direkt hinter uns, und George und ich drehten uns beide nach hinten, um einen rauszuholen. Das dauerte keine fünf Sekunden. Als wir uns wieder zurückdrehten, war Harris samt Pastete verschwunden!

Die Weide, auf der wir saßen, war völlig leer – kein Baum und kein Busch in hundert Meter Umkreis. In den Fluß konnte er nicht gefallen sein, denn wir hatten zwischen ihm und dem Wasser gegessen, da hätte er geradezu über uns drübersteigen müssen.

George und ich glotzten fassungslos in die Gegend, dann glotzten wir uns gegenseitig an.

»Ob der Himmel ihn sich geholt hat?« überlegte ich laut. »Dann wäre die Pastete noch hier«, meinte George. Der Einwand erschien plausibel, daher gaben wir die Himmels-Hypothese auf.

»In Wirklichkeit war es wahrscheinlich ein Erdbeben«, schlug George vor und kehrte damit zum Irdischen und Vorstellbaren zurück.

Und dann fügte er mit einem Anflug von Trauer in der Stimme hinzu: »Ich wollte, er hätte die Pastete nicht mitgenommen.«

Mit einem Seufzer richteten wir den Blick wieder auf jene Stelle dieses Planeten, an der Harris und die Pastete zum letzten Mal zu sehen gewesen waren, und dort – uns gefror das Blut in den Adern, und die Haare standen uns zu Berge – sahen wir den Kopf von Harris, nichts als seinen Kopf, der kerzengerade aus dem hohen Gras hervorragte, das Gesicht sehr rot und sein Ausdruck zutiefst beleidigt.

George erholte sich vor mir.

»Sag was«, kreischte er, »sag, ob du lebst oder tot bist, und wo ist der Rest von dir?«

»Stell dich bloß nicht blöd«, sagte Harris' Kopf, »ich weiß genau, daß ihr das eingefädelt habt.«

»Was eingefädelt?« riefen George und ich.

»Na, daß ich mich an diese Stelle gesetzt habe. Ungeheuer komisch, der Witz. Hier, nimm die Pastete!«

Und mitten aus der Erde – so kam es uns jedenfalls vor – stieg die Pastete auf, ziemlich angematscht und lädiert, und danach kroch Harris hervor: zerknittert, dreckig und naß.

Ohne es zu ahnen, hatte er direkt am Rand eines Abflußgrabens gesessen, den das hohe Gras verborgen hatte, und als er sich etwas zurücklehnte, war er inklusive Pastete hineingestürzt.

Er sagte, im ersten Moment, als er sich fallen fühlte, ohne auch nur im geringsten zu begreifen, was los war, sei er so verblüfft gewesen wie überhaupt noch nie, und er habe geglaubt, das Ende der Welt sei da.

Bis heute ist er der Ansicht, George und ich hätten die Sache von langer Hand geplant. So verfolgt falscher Verdacht selbst die Unschuldigen. Wie sagt der Dichter: »Wer kann der Verleumdung entkommen?«

Ja, wer?

## VIERZEHNTE KAPITEL

*Wargrave – Ein Beitrag für ein Wachsfigurenkabinett – Sonning – Unser Stew – Montmorency kämpft mit dem Wasserkessel – Georges Banjo-Übungen finden keinen Anklang – Die Probleme eines musikalischen Laien – Wie man lernt, Dudelsack zu spielen – Nach dem Abendessen ist Harris schlechter Laune – George und ich gehen spazieren – Und hehren hungrig und naß zurück – Harris hat etwas Seltsames an sich – Harris und die Schwäne; eine bemerkenswerte Geschichte – Harris hat eine schlechte Nacht.*

**NACH** dem Essen erwischten wir eine freundliche Brise, die uns bis über Wargrave und Shiplake hinausbrachte. Wargrave schmiegt sich an eine Flußbiegung, und wenn man es vom Fluß aus im milden Sonnenlicht eines schläfrigen Sommernachmittags sieht, dann bietet es einen wunderschönen, altertümlichen Anblick, der auf der Netzhaut der Erinnerung haften bleibt.

Das George and Dragon in Wargrave prunkt mit einem Wirtshausschild, das auf der einen Seite von Leslie und auf der anderen von Hodgson gestaltet wurde, beide Maler der Königlichen Kunstakademie. Leslie hat den Kampf dargestellt, und Hodgson hat sich der Szene »Nach dem Kampf« angenommen: Sankt Georg sitzt nach getaner Arbeit bei einem Bier.

Day, der Autor von Sandford and Merton, lebte in Wargrave und – noch mehr der Ehre für die Ortschaft – wurde dort umgebracht. In der Kirche steht ein Denkmal für Mrs. Sarah Hill, die ein Legat von einem Pfund pro Jahr aussetzte, das jeweils zu Ostern zwischen zwei Jungen und zwei Mädchen aufgeteilt werden sollte, »die niemals ungehorsam gegen ihre Eltern waren und nie beim Fluchen, Lügen, Stehlen oder Fensterscheiben-zerbrechen ertappt wurden«. Man stelle sich vor: Das alles soll man für fünf Shilling im Jahr aufgeben! Ein schlechtes Geschäft!

Im Ort erzählt man sich, vor vielen Jahren sei ein Junge aufgetaucht, der all das tatsächlich nie getan hatte oder wenigstens – und das reichte laut Bedingung und war auch alles, was man erwarten konnte – nie dabei erwischt worden war. Folglich gewann er den Lorbeerkrantz und wurde anschließend drei Wochen lang in einer Glasvitrine im Rathaus ausgestellt.

Was seither mit dem Geld geschieht, weiß niemand. Angeblich wird es jedes Jahr einem Wachfigurenkabinett in der Nähe zur Verfügung gestellt.

Shiplake ist ein hübsches Dorf, aber da es auf einem Hügel liegt, ist es vom Fluß aus nicht zu sehen. Tennyson wurde in der hiesigen Kirche getraut.

Vor Sonning schlängelt sich der Fluß sanft, still und einsam zwischen vielen Inseln hindurch. Kaum ein Mensch ist zu sehen, allenfalls das eine oder andere ländliche Liebespaar spaziert in der Dämmerung am Ufer entlang. Die blasierten Wichtigtuere hat man zusammen mit Henley hinter sich gelassen, und das gräßliche,

schmutzige Reading liegt noch voraus. Hier läßt sich gut von vergangenen Zeiten träumen, von entschwundenen Gestalten und Gesichtern, von Dingen, die hätten sein können, aber nicht waren... ach, was soll's.

Wir stiegen in Sonning aus und spazierten ein wenig im Ort herum. Am ganzen Fluß findet man kein märchenhafteres Fleckchen: Das ganze Dorf scheint aus einer Operette zu stammen – es wirkt überhaupt nicht wie aus Stein und Mörtel.

Jedes Haus wird von Rosen schier erdrückt, die sich jetzt – Anfang Juni – zu Wolken üppiger Pracht entfaltet. Falls Sie mal nach Sonning kommen, steigen Sie im Bull hinter der Kirche ab: Er ist geradezu das Sinnbild eines alten Landgasthofs. Vor dem Haus ist ein grüner, rechteckiger Biergarten, in dem die Männer abends unter Bäumen sitzen, ihr Helles trinken und die Dorfangelegenheiten besprechen; das Gebäude selbst hat Sprossenfenster, krumme Treppen und gewundene Flure, und die Zimmer sind niedrig und altmodisch.

Wir schlenderten vielleicht eine Stunde durch dieses entzückende Dorf und beschlossen dann, da es zu spät war, um noch über Reading hinauszukommen, zu einer der Inseln bei Shiplake zurückzufahren und dort zu übernachten. Es war noch früh, als wir unser Lager aufschlugen, und George meinte, da wir so viel Zeit hätten, sei dies eine ausgezeichnete Gelegenheit, ein richtig opulentes Abendessen in Angriff zu nehmen. Er sagte, er würde uns mal zeigen, was kulinarisch am Fluß so alles möglich sei, und schlug vor, da wir das viele Gemüse hätten und noch Reste vom kalten Braten und auch sonst noch allerlei, es solle Irish Stew geben.

Wir fanden die Idee hinreißend. George sammelte Holz und machte ein Feuer, und Harris und ich begannen mit dem Kartoffelschälen. Ich hätte nie gedacht, was für ein Unternehmen das ist. Es erwies sich als die aufwendigste Aktion, mit der ich in Hinsicht auf Essensvorbereitungen je zu tun hatte. Wir legten frohgemut los, fast könnte man sagen, ausgelassen, doch als die erste Kartoffel fertig war, war auch unsere gute Laune dahin. Je mehr wir schälten, desto mehr Schale schien übrigzubleiben; und als wir schließlich die ganze Schale entfernt und alle Augen ausgestochen hatten, war da von der Kartoffel nichts mehr – jedenfalls nichts Nennenswertes. George kam herbei und sah sich das Produkt an: Es hatte ungefähr die Größe einer Erdnuß. Daraufhin meinte er:

»So klappt das aber nicht – ihr verschwendet ja alles. Ihr müßt die Schale abschrapfen.«

Also schrapften wir, und das war noch mühseliger als das Schälen. Kartoffeln haben so ausgefallene Formen - nichts als Beulen und Knubbel und Dellen. Geschlagene fünfundzwanzig Minuten lang arbeiteten wir ohne aufzublicken und schafften vier Kartoffeln in dieser Zeit. Da warfen wir das Handtuch. Wir sagten, den Rest des Abends würden wir brauchen, um uns selbst abzuschrapfen.

Mir ist nichts anderes bekannt, was einen Menschen derart derangieren kann wie Kartoffelschälen. Es schien kaum glaublich, daß die Schnipsel, unter denen Harris und ich halb begraben waren, von bloß vier Kartoffeln stammen sollten. Da sieht man wieder, was Umsicht und Sorgfalt bewirken können.

George sagte, ein Irish Stew mit vier Kartoffeln sei ein Witz, daher wuschen wir noch ein halbes Dutzend und verwendeten sie ungeschält. Außerdem kam ein Kopf Kohl in den Topf und ungefähr die Hälfte unserer Erbsen. George verrührte alles und meinte dann, es passe noch viel mehr rein, also durchwühlten wir unsere Vorräte nach Resten und allem, was irgendwie passend schien, und reicherten das Stew damit an. Wir hatten zum Beispiel eine halbe Schweinefleischpastete und ein Stück gekochten Schinken übrig, und beides kam in den Topf. George fand eine halbe Büchse Lachs und leerte sie ebenfalls hinein.

Er sagte, eben darin liege der Vorteil von Irish Stew: Man werde so viele Reste los. Mir fielen ein paar angeschlagene Eier in die Hände – auch sie kamen dazu. George meinte, sie würden das Ganze andicken.

Die übrigen Zutaten fallen mir nicht mehr ein, aber ich weiß, daß wir nichts verkommen ließen. Ich erinnere mich auch, daß Montmorency, der die Vorbereitungen mit großem Interesse verfolgt hatte, sich kurz vor Schluß mit ernstem, nachdenklichem Ausdruck davonmachte und ein paar Minuten später mit einer toten Wasserratte im Maul wiederkehrte, die er augenscheinlich als seinen Beitrag ansah, wobei ich nicht weiß, ob er das ironisch meinte oder ob er wirklich mithelfen wollte.

Über die Ratte waren wir geteilter Meinung. Harris vertrat die Ansicht, je mehr desto besser, und in dem ganzen Mischmasch würde sie sowieso nicht besonders auffallen, aber George war mehr für das konventionelle Rezept. Er sagte, er habe noch nie von einem Irish Stew mit Ratten gehört, und er wolle lieber sichergehen und Experimente unterlassen.

»Wenn du nie was Neues probierst«, warf Harris ihm daraufhin vor, »woher willst du dann wissen, wie es schmeckt? Es sind genau solche Leute wie du, die dem Fortschritt immer im Weg stehen. Wo wären wir, wenn nicht irgendwer mal in ein Frankfurter Würstchen gebissen hätte?«

Das Stew wurde ein voller Erfolg. Ich glaube kaum, daß mir je ein Essen mehr Genuß bereitet hat. Es hatte so etwas Frisches und Pikantes. Wenn man immer nur dasselbe Zeug isst, stumpfen die Geschmacksnerven allmählich ab, doch dies hier war etwas ganz Neues, etwas, das ganz unvergleichlich schmeckte.

Und sättigend war es auch. Wie George sagte: Die Zutaten waren spitze. Die Erbsen und Kartoffeln hätten zwar ein bißchen weicher sein können, aber wir hatten gute Zähne, daher war das nicht weiter schlimm; und das Flüssige war schlichtweg ein Gedicht – für einen schwachen Magen vielleicht ein wenig fett, aber dafür sehr nahrhaft.

Wir schlossen die Mahlzeit mit Tee und Kirschkuchen ab, während sich Montmorency einen Kampf mit dem Wasserkessel lieferte. Er wurde Zweiter.

Im Lauf der Fahrt hatte sich bei ihm ein immer größeres Interesse an dem Kessel entwickelt. Wenn er auf dem Feuer stand, beobachtete er ihn sozusagen stirnrunzelnd, und ab und zu versuchte er ihn durch ein Knurren aus der Reserve zu locken. Wenn er anfing, zu sprudeln und dampfen, empfand er das als Kampfansage und wollte sich auf ihn stürzen, nur kam genau in diesem Moment immer jemand und schnappte ihm die Beute vor der Nase weg.

An diesem Tag hatte er offenbar beschlossen, schneller zu sein. Beim ersten Geräusch des Kessels stand er knurrend auf und pirschte sich in Angriffshaltung an ihn heran. Es war nur ein kleiner Kessel, doch er bewies Mut und spuckte Montmorency an.

»Ha, so einer bist du also!« grollte der und fletschte die Zähne. »Ich werd's dir zeigen, einem hart arbeitenden, anständigen Hund dumm zu kommen, du erbärmlicher, langnasiger, ungewaschener Lämmel! Los, wehr dich!«

Und er stürzte sich auf den armen kleinen Kessel und packte ihn bei der Tülle.

Dann gellte ein herzerreißendes Jaulen durch die abendliche Stille, und Montmorency verließ das Boot und machte einen Spaziergang um die Insel – gleich dreifach und mit fünfunddreißig Meilen pro Stunde –, den er nur hin und wieder unterbrach, um seine Nase in eine kühle Pfütze zu tauchen.

Von da an begegnete Montmorency dem Kessel mit einer Mischung aus Respekt, Mißtrauen und Haß. Wenn er ihn sah, fing er an zu knurren und sich mit eingezogenem Schwanz behende rückwärts zu bewegen, und wenn der Kessel auf den Kocher gestellt wurde, sprang er sofort aus dem Boot und blieb am Ufer, bis die ganze Sache mit dem Tee vorüber war.

Nach dem Essen holte George sein Banjo hervor und wollte ein bißchen darauf spielen, aber Harris erhob Einwände: Er habe Kopfschmerzen und könne Musik nicht ertragen. George dagegen meinte, Musik würde ihm gut tun – sie beruhige die Nerven und vertreibe Kopfschmerzen –, und er zupfte zwei, drei Töne, um anzudeuten, wie es klingen würde.

Harris sagte, er zöge die Kopfschmerzen vor. George hat bis heute nicht Banjo-Spielen gelernt. Immer wurde er nur entmutigt. An zwei oder drei Abenden auf dem Fluß versuchte er, ein bißchen Übung zu kriegen, aber er scheiterte jedesmal. Harris' spitze Zunge allein reichte schon, um jemandem den letzten Nerv zu rauben, und dazu kam dann noch Montmorency, der die ganze Zeit über jaulte. Der Mann bekam einfach keine faire Chance.

»Was will er denn, daß er immer so jault, wenn ich spiele?« fragte George beleidigt und zielte mit einem Stiefel auf ihn.

»Was willst du denn, daß du immer Banjo spielst, wenn er jault?« konterte Harris und fing den Stiefel. »Laß ihn doch in Ruhe, er kann ja nichts dafür. Er ist eben musikalisch, und wenn du spielst, bringst du ihn zum Heulen.«

George beschloß daher, seine Übungen zu verschieben, bis wir wieder zu Hause sein würden, doch selbst dort bekam er kaum Gelegenheit dazu. Mrs. P. klopfte dann immer und sagte, sie sei untröstlich, und sie persönlich höre ihn ja auch zu gerne spielen, aber das Befinden der Lady oben sei sehr heikel, und der Arzt meine, es könne das Kind schädigen.

Dann probierte George es spät abends auf dem Platz draußen, doch die Anwohner beschwerten sich bei der Polizei, und die schickte eines Nachts einen Schutzmann vorbei, der ihn auf frischer Tat ertappte. Die Beweislage sprach eindeutig gegen ihn, und er wurde dazu verurteilt, sechs Monate lang Ruhe zu geben.

Danach verlor sich sein Interesse an dem Banjo spürbar. Als die sechs Monate um waren, machte er noch ein, zwei halbherzige Anläufe, doch jedesmal stieß er auf dieselbe Kälte, denselben Mangel an Entgegenkommen seitens der Welt, gegen den er anzukämpfen hatte. So gab er nach einiger Zeit erbittert auf, setzte ein Verkaufsinserat in die Zeitung (»mangels Verwendungsmöglichkeit weit unter Preis abzugeben«), und widmete sich statt dessen dem Erlernen von Kartentricks.

Es muß wirklich entmutigend sein, ein Instrument zu erlernen. Eigentlich sollte man annehmen, daß die Gesellschaft alles nur mögliche tut, um einen Menschen zu unterstützen, der sich so eine Kunst aneignen will, doch weit gefehlt.

Ich kannte mal einen jungen Mann, der sich vorgenommen hatte, Dudelsack zu lernen, und Sie würden nicht glauben, mit wieviel Widerstand er zu kämpfen hatte. Noch nicht mal seine eigenen Angehörigen gewährten ihm die sogenannte tatkräftige Unterstützung. Sein Vater war sowieso von Anfang an dagegen und äußerte sich entsprechend unverblümt über das Thema.

Mein Bekannter faßte den Plan, morgens immer extra früh aufzustehen, um zu üben, doch er mußte ihn wegen seiner Schwester wieder aufgeben. Sie war ziemlich religiös und fand, es sei doch irgendwie schrecklich unangemessen, den Tag so zu beginnen.

Also blieb er abends so lange auf, bis seine Angehörigen im Bett waren, doch auch hier zeigte sich ein Haken, denn das Haus bekam einen schlechten Ruf. Späte Passanten blieben auf der Straße stehen und lauschten, und am nächsten Tag erzählten sie in der ganzen Stadt herum, daß im Haus der Jeffersons letzte Nacht ein schrecklicher Mord passiert sei, sie hätten genau die Schreie des Opfers und die schrecklichen Flüche und Obszönitäten des Mörders gehört, und dann habe man das Flehen um Gnade und schließlich das letzte Röcheln der Leiche vernommen.

Das führte dazu, daß man ihn tagsüber spielen ließ – in der rückwärtig gelegenen Küche bei fest verschlossenen Türen. Doch trotz dieser Maßnahme waren seine gelungenen Passagen immer noch im Wohnzimmer zu hören, und sie rührten seine Mutter beinahe zu Tränen.

Sie sagte, sie würde dadurch an ihren armen Vater erinnert. (Der unglückliche Mensch war an einem Strand von Neu-Guinea beim Baden von einem Hai gefressen worden – wieso ihr das in diesem Zusammenhang einfiel, konnte sie sich auch nicht erklären.)

Dann richteten sie ihm eine kleine Hütte ganz am Ende des Gartens ein, eine Viertelmeile vom Haus entfernt, und verbannten ihn dorthin, wenn er seine Höllenmaschine bearbeiten wollte. Allerdings passierte es dann gelegentlich, daß ein Besucher ins Haus kam, der nichts von der Sache wußte und den sie vorzuwarnen vergaßen, und wenn er dann einen kleinen Spaziergang durch den Garten machte, fand er sich unvermittelt im Wirkungsbereich dieses Dudelsacks, ohne zu wissen, womit er es zu tun hatte. War er ein gefestigter Mensch, dann verlor er lediglich das Bewußtsein, doch jemand von nur durchschnittlichen Eigenschaften pflegte in diesem Fall den Verstand zu verlieren.

Man muß leider einräumen, daß den frühen Bemühungen eines Dudelsack-Amateurs etwas sehr Trauriges anhaftet. Ich habe das selbst wahrgenommen, wenn ich meinem jungen Freund zuhörte. Der Dudelsack ist offenbar ein sehr schwieriges Instrument. Bevor man loslegt, muß man genug Luft für das komplette Stück ansammeln – jedenfalls kam mir das so vor, wenn ich Jefferson zusah.

Er fing immer großartig an, mit einem wilden, volltönenden Akkord in der Art eines Schlachtrufs, der einen richtig mitriß, doch danach wurde er leiser und leiser, und die letzte Zeile der Strophe brach meistens flatternd und zischend mittendrin ab.

Man sollte gesundheitlich gut in Form sein, wenn man Dudelsack spielen will.

Der junge Jefferson lernte nur ein einziges Stück auf diesem Instrument, doch über die Beschränktheit seines Repertoires hat sich meines Wissens nicht einmal jemand beschwert. Dieses Stück hieß angeblich »The Campbells are Corning, Hooray, Hooray«, doch sein Vater war der Ansicht, es sei »The Blue Bells of Scotland«. Keiner konnte das mit Sicherheit entscheiden, doch alle waren sich darin einig, daß es schottisch klang.

Besucher durften jeweils dreimal raten, und die meisten tippten jedesmal auf ein anderes Lied.

Harris war nach dem Essen schlechter Laune; vermutlich war ihm das Stew nicht bekommen – er ist nicht an Haute Cuisine gewöhnt. George und ich ließen ihn beim Boot und brachen zu einem Streifzug durch Henley auf. Er sagte, er würde sich einen Whisky und ein Pfeifchen genehmigen und alles für die Nacht vorbereiten. Wenn wir zurückkämen, sollten wir rufen, dann würde er von der Insel herüberkommen und uns am Ufer auflesen.

»Schlaf aber nicht ein, alter Knabe«, riefen wir, als wir aufbrachen.

»Nicht, solange ich das Stew im Bauch habe, keine Sorge«, grummelte er und ruderte zur Insel zurück.

Henley glich einem Bienenkorb – die Regatta stand vor der Tür. Wir trafen einen ganzen Schwung Bekannte in der Stadt, und dank dieser netten Gesellschaft verging die Zeit rasch, so daß es beinah elf wurde, ehe wir uns auf den Vier-Meilen-Weg nach Hause machten – mittlerweile nannten wir unser kleines Gefährt so.

Es war eine unangenehme Nacht, ziemlich kalt und nieselig, und während wir an den dunklen, stillen Feldern entlangliefen, uns gedämpft unterhielten und überlegten, ob wir uns wohl verlaufen hätten, da stellten wir uns unser gemütliches Boot vor und wie helles Licht durch seine festgezurrt Plane schimmerte, und wir dachten an Harris und Montmorency und an den Whisky und wünschten, wir wären schon da.

Wir sahen uns bereits unter der Plane sitzen, müde und ein bißchen hungrig, draußen der düstere Fluß und die gestaltlosen Bäume und unter ihnen wie ein riesiges Glühwürmchen unser gutes, altes Boot – so anheimelnd, so warm und so freundlich. Wir stellten uns vor, wie wir uns über den kalten Braten hermachen und einander Brotstücke abbrechen würden, wir hörten bereits das muntere Klappern von Messern und Tellern, und wir hörten, wie unser Reden und Lachen aus der kleinen Behausung hinaus auf den Fluß drang. Und wir beeilten uns, diese Vorstellung Wirklichkeit werden zu lassen.

Endlich stießen wir auf den Treidelpfad. Uns fiel ein Stein vom Herzen, denn wir waren nicht sicher gewesen, ob wir auf den Fluß zu- oder von ihm wegliefen, und wenn man müde ist und sich hinlegen will, dann beunruhigen einen solche Ungewißheiten. Es schlug Viertel vor zwölf, als wir an Shiplake vorbeikamen, und da fragte George nachdenklich:

»Kannst du dich eigentlich erinnern, welche von den Inseln unsere ist?«

»Nein«, sagte ich und wurde ebenfalls nachdenklich, »wie viele sind es denn?«

»Bloß vier«, sagte George. »Kein Problem, wenn er wach ist.« »Und wenn nicht?« hakte ich nach, doch diesen Gedanken dachten wir nicht weiter.

Als wir die Stelle gegenüber der ersten Insel erreicht hatten, schrien wir hinüber, doch es kam keine Antwort, also liefen wir weiter zur zweiten und probierten es da - mit demselben Ergebnis.

»Ach, ich erinnere mich jetzt«, sagte George, »es war die dritte.« Hoffnungsfroh eilten wir zur dritten Insel.

»Haalloooo!«

Keine Antwort.

Die Sache wurde allmählich bedenklich. Mitternacht war vorbei. Die Hotels in Shiplake und Henley waren mit Sicherheit rappellvoll, und wir konnten schlecht mitten in der Nacht irgendwelche Leute aus den Betten holen und fragen, ob sie Zimmer vermieteten. George schlug vor, nach Henley zurückzugehen und einen Polizisten anzufallen, um wenigstens auf der Wache übernachten zu können. Doch was, fiel uns dann ein, wenn er uns nicht verhaften, sondern zurückschlagen würde?

Wir konnten uns schlecht die ganze Nacht mit Polizisten herumprügeln, und außerdem wollten wir die Sache auch nicht übertreiben und hinterher sechs Monate kriegen.

Voller Verzweiflung versuchten wir es da, wo in der Dunkelheit die vierte Insel zu liegen schien, aber das Ergebnis war um keinen Deut besser. Der Regen fiel jetzt dichter - es schien sich eingeregnet zu haben. Wir waren naß bis auf die Haut, froren und fühlten uns elend. Allmählich fragten wir uns, ob es nicht vielleicht mehr als vier Inseln gab und ob wir tatsächlich in ihrer Nähe waren und ob wir überhaupt in der Gegend waren, in der wir zu sein glaubten, oder ob wir an einem ganz falschen Flußstück herumirrten - in der Dunkelheit war alles so fremd und anders. Wir konnten mehr und mehr nachempfinden, wie sich Hänsel und Gretel gefühlt haben mußten.

Als wir gerade alle Hoffnung aufgegeben hatten... ja, ich weiß, das ist immer der Augenblick, wenn sich in Märchen und Romanen etwas tut, aber ich kann auch nichts dafür. Als ich mit diesem Buch anfang, beschloß ich, mich in jeder Hinsicht strikt an die Wahrheit zu halten, und dabei bleibe ich, selbst wenn ich deswegen abgedroschene Floskeln verwenden muß.

Es geschah nun mal, als wir gerade alle Hoffnung aufgegeben hatten, deshalb muß ich es auch so sagen. Also: Als wir gerade alle Hoffnung aufgegeben hatten, da entdeckte ich plötzlich ein bißchen unterhalb von uns ein merkwürdiges, flackerndes Glimmen zwischen den Bäumen auf der anderen Seite. Für einen Augenblick dachte ich an Spuk, denn dieses Licht hatte etwas Geheimnisvolles und war seltsam düster. Doch schon im nächsten Moment traf mich die Erkenntnis wie ein Blitz, daß das unser Boot war, und ich schickte einen derartigen Schrei übers Wasser, daß die Nacht in ihrem Bett erbebte.

Atemlos verharrten wir etwa eine Minute lang, und dann – o himmlischer Klang in der Dunkelheit – hörten wir Montmorency bellen. Wir brüllten so laut zurück, daß die Sieben Schläfer davon aufgewacht wären (ich habe nie verstanden, warum mehr Lärm nötig sein soll, um sieben Schläfer zu wecken, als nur einen), und nach einer Stunde, die wohl nur fünf Minuten lang war, sahen wir die Bootslichter langsam durch die Finsternis kriechen und hörten Harris' schläfrige Stimme fragen, wo wir seien.

Irgendwas stimmte mit Harris ganz und gar nicht, und das ging weit über normale Müdigkeit hinaus. Er steuerte das Boot an eine Uferstelle, die für uns völlig unerreichbar war, und schlief sofort ein.

Es bedurfte ungeheuren Gebrülls und Geschreis, um ihn wieder wach und zu Verstand zu kriegen, doch es gelang uns schließlich, und wir kamen sicher an Bord.

Dort fiel uns auf, daß Harris etwas Trauriges anhaftete. Er wirkte wie ein Mensch, der Schweres durchgemacht hat. Wir fragten ihn, ob irgendwas geschehen sei, und er sagte:

»Schwäne!«

Wie es schien, hatten wir dicht bei einem Schwanennest angelegt, und nicht lange, nachdem George und ich aufgebrochen waren, hatte das Schwanenweibchen deswegen einen Streit vom Zaun gebrochen. Harris hatte es verjagen können, aber es war heimgegangen und hatte seinen Gatten geholt. Er, Harris, hatte sich einen heftigen Kampf mit den beiden Schwänen geliefert, aber schließlich, so erzählte er, hätten Mut und Fitness den Ausschlag gegeben, und so habe er die beiden besiegt.

Eine halbe Stunde später kehrten sie mit achtzehn anderen Schwänen zurück! Soweit wir Harris Beschreibung folgen konnten, mußte eine mörderische Schlacht entbrannt sein. Die Schwäne hatten versucht, ihn und Montmorency aus dem Boot zu zerren und zu ersäufen, und er hatte sich vier Stunden lang heldenhaft zur Wehr gesetzt, letztlich aber die ganze Horde abgemurkst, worauf sie alle zum Sterben davongeschwommen waren.

»Wie viele Schwäne waren es noch gleich?« fragte George. »Zweiunddreißig«, antwortete Harris schläfrig. »Eben hast du aber achtzehn gesagt«, sagte George. »Hab ich nicht«, grunzte Harris, »zwölf hab ich gesagt. Glaubst du, ich kann nicht zählen?«

Wir fanden nie heraus, was es mit diesen Schwänen wirklich auf sich hatte. Wir befragten Harris am nächsten Morgen, und er sagte: »Was für Schwäne?« und dachte, George und ich hätten geträumt.

Ach, wie war es schön, nach all den Widrigkeiten und Ängsten wieder sicher im Boot zu sein! George und ich nahmen ein kräftiges Nachtessen zu uns, und wenn wir dann den Whisky gefunden hätten, wäre eigentlich ein guter Schluck aus der Pulle fällig gewesen, doch wir fanden ihn nicht. Wir quetschten Harris aus, was er damit gemacht habe, aber er schien nicht zu verstehen, was wir mit »Whisky« meinten und wo von wir überhaupt redeten. Montmorency sah aus, als könne er Licht in das Dunkel bringen, aber er schwieg.

In dieser Nacht schlief ich gut, und ich hätte noch besser geschlafen, wenn Harris nicht gewesen wäre. Ich entsinne mich dunkel, daß ich mindestens ein dutzend Mal davon wach wurde, daß Harris mit einer Lampe im Boot herumstolperte und seine Klamotten suchte. Er schien sich die ganze Nacht Sorgen ihretwegen zu machen.

Zweimal weckte er George und mich, um nachzusehen, ob wir auf seiner Hose lägen. Beim zweiten Mal wurde George ziemlich sauer.

»Wofür, zum Teufel, brauchst du mitten in der Nacht deine Hose?« fragte er höchst unwirsch. »Warum legst du dich nicht hin und schläfst?«

Als ich das nächste Mal aufwachte, war er auf der Suche nach seinen Socken, und das letzte, an das ich mich nebelhaft erinnere, ist, daß ich auf die Seite gerollt werde und Harris etwas davon murmeln höre, daß ihm völlig schleierhaft sei, wo sein Regenschirm hingekommen sein könnte.

**FÜNFZEHNTE KAPITEL**

*Hausarbeit – Die Liebe zur Arbeit – Der alte Hase: Was er tut und was er erzählt – Die Skepsis der jungen Leute – Frühe Erinnerungen ans Bootfahren – Flöße – George rudert auf seine Art – Der routinierte Ruderer: seine Methode – So ruhig und gelassen – Der Neuling – Staken – Ein trauriger Vorfall – Die Freuden der Freundschaft – Mein erster Segelversuch – Ein möglicher Grund, warum wir nicht ertranken.*

**AM** nächsten Morgen wachten wir spät auf und nahmen, auf Harris' nachhaltigen Wunsch, ein schlichtes Frühstück »ohne viel Brimborium« ein. Dann machten wir den Abwasch und räumten auf (eine Sisyphus-Arbeit, die mir allmählich eine recht deutliche Vorstellung von der Antwort auf die Frage verschaffte, die ich mir schon oft gestellt hatte: Was macht eine Frau, die nichts weiter als einen einzigen Haushalt in Schuß zu halten hat, den lieben langen Tag?), und gegen zehn fuhren wir mit dem erklärten Ziel los, eine ordentliche Tagesetappe zu bewältigen.

Zur Abwechslung wollten wir heute mal rudern statt treideln, und Harris hielt es für die beste Sitzverteilung, wenn George und ich pullten und er steuerte. Mir schmeckte das überhaupt nicht, und ich sagte zu Harris, wenn er ein bißchen mehr Teamgeist besäße, würde er vorschlagen, daß er selbst und George sich in die Riemen legten und ich mich ein bißchen ausruhen könnte. Ich hatte das Gefühl, daß ich auf dieser Fahrt mehr schuftete, als ich gerechterweise sollte, und das gefiel mir immer weniger.

Eigentlich kommt es mir immer so vor, als würde ich mehr arbeiten, als ich sollte. Das heißt nicht, daß ich Arbeit ablehne, im Gegenteil: Ich mag Arbeit, sie fesselt mich geradezu. Ich kann stundenlang dasitzen und ihr zusehen. Ich liebe es, von ihr umgeben zu sein – mich von ihr trennen zu müssen, würde mir das Herz brechen.

Man kann mir auch gar nicht zuviel Arbeit aufhalsen: Sie anzuhäufen ist mir schon fast zum Hobby geworden. Mein Arbeitszimmer ist mittlerweile so voll davon, daß kaum noch ein Zentimeter Platz frei ist. Bei Gelegenheit sollte ich mal ordentlich ausmisten.

Ich bin außerdem sehr sorgfältig mit meiner Arbeit. Einen Teil von ihr habe ich nun schon seit vielen Jahren, und Sie werden nicht einen Fingerabdruck darauf finden. Meine Arbeit ist mein ganzer Stolz; von Zeit zu Zeit nehme ich sie vom Regal und staube sie ab. Niemand hält seine Arbeit in einem besseren Zustand als ich.

Und doch – obwohl ich geradezu süchtig nach Arbeit bin, bleibe ich gerecht dabei: Mehr als meinen fairen Anteil will ich nicht haben.

Ich bekomme sie aber ungefragt – jedenfalls erscheint mir das so –, und das macht mir Kummer.

George sagt, ich soll mich deswegen nicht grämen. Er meint, es liegt nur an meinem überbescheidenen Naturell, daß ich immer befürchte, mehr zu haben, als mir zusteht, wobei ich doch in Wirklichkeit nicht mal halb so viel habe, wie ich sollte. Aber ich glaube, er sagt das nur, um mich zu beruhigen.

Mir ist schon früh aufgefallen, daß jedes Mitglied einer Bootsbesatzung dem Wahn erlegen ist, alles bleibe an ihm hängen. Harris meinte, er sei der einzige, der arbeitete, und George und ich würden alles auf ihn abwälzen. George dagegen konnte bei dem Gedanken nur höhnisch lachen, daß Harris außer essen und schlafen noch irgendwas anderes getan haben sollte, und er war felsenfest überzeugt davon, daß er, George, alle nennenswerte Arbeit geleistet habe.

Er sagte, er sei noch nie mit einem Paar derart fauler Säcke unterwegs gewesen wie mit Harris und mir.

Harris zeigte sich amüsiert.

»Stell dir vor, unser guter George redet von Arbeit«, prustete er, »dabei würde ihn schon eine halbe Stunde davon umbringen. Hast du ihn je arbeiten sehen?« fügte er an mich gerichtet hinzu.

Ich stimmte mit ihm überein, daß George nichts tat – jedenfalls nicht, seit wir losgefahren waren.

»Und ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie du das überhaupt beurteilen willst«, bellte George in Richtung Harris zurück, »du hast ja fast immer nur geschlafen. Hast du Harris außer bei den Mahlzeiten je richtig wach erlebt?« fragte er mich.

Die Wahrheit zwang mich, George beizupflichten. Harris war von Anfang an kaum eine Hilfe an Bord gewesen.

»So ein Quatsch! Mehr als J. habe ich allemal getan«, schnappte Harris.

»Na wenn schon! Weniger wäre ja auch kaum möglich gewesen«, ergänzte George.

»Wahrscheinlich hält er sich für den Passagier«, setzte Harris noch einen drauf.

Das war also der Dank dafür, daß ich die beiden mit ihrem vergammelten, alten Boot den ganzen Weg von Kingston bis hierher gebracht hatte, daß ich alles für sie überwacht und geregelt hatte, daß ich sie versorgt und für sie geschuftet hatte. Aber so ist diese Welt nun mal.

Wir bereinigten die Differenz, indem wir ausmachten, daß Harris und George bis hinter Reading rudern würden und ich von da an das Boot schleppte. Ein schweres Boot gegen eine starke Strömung zu ziehen, finde ich inzwischen nicht mehr sehr reizvoll, aber es gab eine Zeit, früher mal, in der ich mich um diese harte Arbeit geradzu riß. Heute soll der Nachwuchs seine Chance kriegen.

Mir fällt auf, daß die meisten routinierten Flußfahrer sich auf ganz ähnliche Weise zurückhalten, wenn Anstrengendes ansteht. Man erkennt den alten Hasen immer daran, daß er sich auf den Kissen im Boot breitmacht und die Ruderer dann anspricht, indem er ihnen berichtet, was für phantastische Leistungen er letztes Jahr vollbracht hat.

»Nennt ihr das etwa anstrengend?« fragt er gedehnt zwischen genüßlichen Zügen an seiner Pfeife und meint damit die beiden Novizen, die seit anderthalb Stunden mühsam gegen die Strömung anrudern. »Also, Jim Biffles und Jack und ich sind letztes Jahr an einem Nachmittag von Marlow nach Goring gerudert – ohne jede Pause. Weißt du noch, Jack?«

Jack, der sich am Bug aus allen verfügbaren Decken und Mänteln ein Bett gemacht hat und die letzten zwei Stunden schlafend darin verbrachte, wacht, solcherart angesprochen, halbwegs auf und erinnert sich an sämtliche Einzelheiten sowie überdies daran, daß sie auf der ganzen Strecke mit einer ungewöhnlich starken Gegenströmung zu kämpfen hatten – und ebenso mit einem heftigen Wind.

»Das müssen damals an die vierunddreißig Meilen gewesen sein, schätze ich«, ergänzt der erste und steckt sich noch ein Kissen unter den Kopf.

»Nein, Tom, übertreib's nicht«, brummelt Jack tadelnd, »höchstens dreiunddreißig.«

Und reichlich erschöpft von dieser verbalen Anstrengung nicken Jack und Tom wieder ein, während die beiden einfältigen Jünglinge, im stolzen Bewußtsein, zwei so großartige Ruderer rudern zu dürfen, sich mehr denn je in die Riemen legen.

Als ich ein junger Mann war, lauschte ich diesen Geschichten der Älteren voller Aufmerksamkeit. Ich sog sie auf, ich genoß jedes einzelne Wort und wollte immer noch mehr hören. Doch die junge Generation von heute hat offenbar nicht mehr das naive Zutrauen von damals. Wir, also George, Harris und ich, nahmen voriges Jahr mal so einen Frischling mit und deckten ihn mit den üblichen Geschichten über die tollen Taten, die wir auf unserer Fahrt bisher vollbracht hatten, ein.

Wir erzählten die ganzen Standards – die altherwürdigen Lügen, die jedem Mann auf dem Fluß seit Jahren zu Diensten sind –, und wir fügten noch sieben vollkommen neue hinzu, die wir selbst erfunden hatten, darunter eine wirklich sehr glaubwürdige

Geschichte, die – bis zu einem gewissen Grad – auf einer absolut wahren Episode beruhte, welche in leicht abgewandelter Form Freunden von uns vor Jahren tatsächlich passiert war – selbst ein unschuldiges Kind hätte die Geschichte glauben können, ohne sich viel zu vergeben.

Doch dieser junge Mann machte sich über alles nur lustig und wollte, daß wir unsere Leistungen auf der Stelle wiederholten, und wettete zehn zu eins, daß wir dazu nicht imstande seien.

An diesem Morgen unterhielten wir uns über unsere Ruder-Erfahrungen und erzählten uns Anekdoten über unsere ersten Bemühungen in der Kunst des Skullens. Meine früheste Erinnerung ans Bootfahren ist, daß wir zu fünft jeweils drei Pennies beisteuerten, um mit einem eigenartig gebauten Kahn auf dem See im Regent's Park herumzufahren – später trockneten wir uns im Häuschen des Parkwärters.

Als ich erst mal Geschmack am Wasser gefunden hatte, war ich oft mit Flößen auf den Ziegelei-Teichen der Vororte unterwegs – was viel unterhaltsamer und aufregender ist, als man meinen möchte, vor allem, wenn man gerade mitten auf dem Wasser ist und der Eigentümer der Planken, aus denen man das Floß gebaut hat, plötzlich mit einem Prügel in der Hand am Ufer auftaucht.

Die erste Empfindung bei Erscheinen dieses Herrn ist die, daß man sich ihm, was gesellschaftliches Auftreten und Gesprächsniveau angeht, unterlegen fühlt und daher ein Zusammentreffen am liebsten vermeiden möchte, wenn sich das machen läßt, ohne unhöflich zu erscheinen. Daher stellt sich die Aufgabe, das ihm gegenüberliegende Ufer zu erreichen und zugleich den Eindruck zu erwecken, man habe ihn nicht gesehen, um dann schnell und unauffällig nach Hause zu gehen. Er hinwiederum ist bestrebt, dir die Hand entgegenzustrecken und mit dir zu sprechen.

Offenbar kennt er deinen Vater und ist auch mit dir recht vertraut, doch deshalb zieht es dich noch lange nicht in seine Nähe. Er ruft, er werde dich lehren, aus seinen Bohlen ein Floß zu bauen, aber da er ja sehen kann, daß du dies bereits ganz ordentlich beherrschst, wirkt sein zweifellos nett gemeintes Angebot doch irgendwie überflüssig, und du zögerst, es anzunehmen, um ihm nicht unnötig zur Last zu fallen.

Doch sein Bedürfnis, dir persönlich zu begegnen, hält all deiner Zurückhaltung stand, und die nachdrückliche Art, in der er am Ufer hin- und herläuft, um nur ja an der Stelle zu sein, an der er dich begrüßen kann, wenn du anlegst, hat durchaus etwas Schmeichelhaftes.

Wenn er von untersetzter, kurzatmiger Natur ist, kannst du seinen Avancen leicht ausweichen; gehört er jedoch zum trainierten, langbeinigen Typ, dann wird eine Begegnung unvermeidlich. Das Treffen selbst ist dann allerdings sehr kurz, und die

Gesprächsführung liegt eigentlich nur bei ihm – du begnügst dich mit einsilbigen Anmerkungen exklamatorischer Art und reißt dich sobald wie möglich los.

Nachdem ich mich drei Monate der Flößerei gewidmet hatte, fühlte ich mich auf diesem Sektor der Fortbewegung zu Wasser hinlänglich bewandert und beschloß, mich dem richtigen Rudern zuzuwenden. Also trat ich einem der Rudervereine am Lea bei.

Wenn man auf dem Lea rudert, bekommt man – vor allem an Samstagnachmittagen – sehr schnell sehr viel Übung in der Handhabung eines Boots. Man lernt, Rowdies auszuweichen, die einen glatt über den Haufen fahren, und sich vor Barkassen in Sicherheit zu bringen, die einen versenken würden. Außerdem hat man ausreichend Gelegenheit, sich die schnellste und eleganteste Methode anzueignen, sich flach auf den Bootsboden zu werfen, um nicht von vorüberkommenden Schleppleinen in den Fluß befördert zu werden.

Doch Stil lernt man dabei noch nicht. Den bekam ich erst auf der Themse. Inzwischen wird mein Ruderstil allgemein bewundert; er sei so ungewöhnlich, heißt es immer.

George mied das Wasser, bis er sechzehn war. Dann fuhr er eines Sonntags mit einem Trupp acht weiterer Gentlemen seines Alters nach Kew, um dort ein Boot zu mieten und bis Richmond und zurück zu rudern – einer aus der Horde, ein strubbeliger

Jüngling namens Joskins, der schon ein-, zweimal mit einem Boot auf dem See im Hyde-Park herumgepaddelt war, hatte ihnen nämlich erzählt, Bootfahren sei klasse.

Als sie an den Landungssteg kamen, herrschte gerade Ebbe, und die Strömung war deshalb besonders stark, und außerdem piff auch noch ein kräftiger Wind über den Fluß, doch das kümmerte sie nicht weiter, und sie machten sich daran, ein Boot auszusuchen.

Auf dem Steg lag ein achtrudriges Rennboot, und das stach ihnen ins Auge. Dies hätten sie gern, sagten sie. Der Bootsverleiher war gerade nicht da – sein Lehrling war solange zuständig. Der Junge bemühte sich, ihre Begeisterung für den Achter zu dämpfen, und zeigte ihnen ein paar sehr bequeme Boote der Art, wie sie für Familienausflüge verwendet werden, aber die lehnten sie kategorisch ab. Das Rennboot war es, in dem sie glaubten, am besten zur Geltung zu kommen.

Also ließ der Junge es zu Wasser, und die neun zogen ihre Jacken aus und schickten sich an, ihre Plätze einzunehmen. Der Lehrling meinte, George, der schon damals in jeder Gruppe der dickste war, sollte am besten Nummer Vier sein. George sagte, Nummer Vier fände er prima, und stieg unverzüglich auf den Platz am Bug hinunter

und setzte sich mit dem Rücken zum Heck. Es dauerte eine Weile, bis die anderen ihn richtig plaziert hatten, und dann stiegen sie selber ein.

Ein besonders schüchterner Knabe wurde zum Steuermann erklärt, und Joskins zeigte ihm den Umgang mit den Steuerleinen. Joskins selbst übernahm die Rolle des Schlagmanns. Er sagte den anderen, es sei im Grunde ganz einfach: Sie müßten ihm nur alles nachmachen.

Sie sagten, sie seien bereit, und der Junge auf dem Steg nahm einen Bootshaken und stieß sie ab.

Was dann folgte, kann George nicht mehr im Detail rekonstruieren. Er erinnert sich vage, daß ihm gleich zu Anfang das Ende des Riemens von Nummer Fünf einen heftigen Schlag ins Kreuz versetzte und daß sein Sitz im selben Moment wie weggezaubert unter ihm verschwand, so daß er sich plötzlich auf den Bodenbrettern wiederfand. Ihm fiel auch der merkwürdige Umstand auf, daß Nummer Zwei zu diesem Zeitpunkt rücklings und mit den Beinen in der Luft im Boot lag – offenbar hatte er irgendeinen Anfall.

Mit acht Meilen pro Stunde und quer zur Strömung schossen sie unter der Brücke von Kew hindurch, wobei Joskins der einzige war, der ruderte. Als George seinen Sitz zurückgattert hatte, versuchte er ihm zu helfen, doch als er seinen Riemen ins Wasser tunkte, verschwand dieser zu seiner großen Verblüffung blitzartig unter dem Boot und hätte ihn fast mitgerissen.

Und der kleine Steuermann warf die beiden Leinen über Bord und brach in Tränen aus.

Wie sie zurückkamen, weiß George nicht mehr, aber es dauerte bloß vierzig Minuten. Eine große Menschenmenge sah dem Spektakel fasziniert von der Brücke aus zu, und jeder schrie andere Ratschläge hinunter. Dreimal gelang es ihnen, das Boot wieder durch den Brückenbogen zu lavieren, und dreimal trieben sie wieder zurück. Und jedesmal, wenn der Steuerknabe nach oben schaute und die Brücke über sich sah, brach er wieder in Schluchzen aus.

George sagte, an diesem Nachmittag habe er nicht im entferntesten geahnt, daß ihm Rudern je Spaß machen würde.

Harris ist mehr an das Rudern auf See gewöhnt als an das auf Flüssen, und er sagt, vom Sportlichen her ziehe er ersteres vor. Mir geht's da anders. Ich habe noch gut in Erinnerung, wie ich letzten Sommer mal in Eastbourne mit einem kleinen Boot unterwegs war: Ich sah nichts Problematisches an der Sache, denn vor Jahren war ich ziemlich oft mit einem Ruderboot auf dem Meer gewesen. Aber ich hatte alles

vergessen. War der eine Skull tief im Wasser, dann fuchtelte der andere wild in der Luft herum.

Um beide gleichzeitig durchs Wasser ziehen zu können, mußte ich mich hinstellen. Auf der Promenade tummelte sich die bessere Gesellschaft, und mir blieb nichts übrig, als auf diese lächerliche Weise an ihr vorbeizurudern. Als ich den halben Strand solcherart hinter mich gebracht hatte, ging ich an Land und engagierte einen Kenner der Materie, der mich zurücktransportierte.

Es ist ein Vergnügen, solchen alten Hasen beim Rudern zuzusehen, vor allem, wenn sie nach Stunden bezahlt werden. Ihre Technik hat etwas so wunderbar Ruhiges und Gelassenes. Man spürt dabei so gar nichts von der aufgeregten Hektik und verbissenen Gier, die das Leben des neunzehnten Jahrhunderts Tag für Tag mehr vergiften. Ihm liegt nichts daran, alle anderen Boote hinter sich zu lassen. Wenn ihn ein anderes Boot überholt, dann ärgert er sich kein bißchen – und sie überholen ihn alle, jedenfalls die, die in dieselbe Richtung fahren. Eine Menge Leute hätte damit Probleme und würde sich fuchsen, doch der hehre Gleichmut, den ein angeheuerter Ruderer bei solchen Prüfungen an den Tag legt, kann uns eine gute Lehre wider den Ehrgeiz und den Hochmut sein.

Schlichtes Geradeausrudern nach dem Motto »Hauptsache vorwärts« ist eine Fertigkeit, die leicht erlernbar ist, doch man braucht sehr viel Übung, bevor man sich als Mann nicht mehr unbehaglich fühlt, wenn man an Mädchen vorüberrudert. Es ist die Abstimmung, die dem Anfänger Schwierigkeiten macht.

»Es ist zu komisch«, sagt er, wenn er seine Skulls innerhalb von fünf Minuten zum zwanzigsten Mal in deine verhakt, »aber wenn ich allein bin, klappt es immer prima.«

Es ist ausgesprochen amüsan, zwei Anfängern beim Takthalten zuzusehen. Der Bugmann sieht sich außerstande, mit dem Schlagmann mitzuhalten, weil der »einen so komischen Stik« hat. Der Schlagmann empfindet das als gröbere Beleidigung und legt dar, daß er seit zehn Minuten versucht, seine Technik den beschränkten Möglichkeiten des Bugmanns anzupassen. Darüber ist nun wieder der Bugmann beleidigt, und er ersucht den Schlagmann, sich doch bitte seinetwegen nicht den Kopf zu zerbrechen, sondern sich lieber um einen etwas vernünftigeren Schlag zu bemühen.

»Oder soll ich das lieber übernehmen?« fügt er hinzu und ist offenbar der Ansicht, daß damit schlagartig alles in Ordnung wäre.

Sie planschen mit mäßigem Erfolg noch hundert Meter weiter, als dem Schlagmann plötzlich die Erleuchtung kommt.

»Ich sag dir, woran es liegt: Du hast meine Riemen!« ruft er und dreht sich zum Bug, »los, wir tauschen.«

»Und ich habe mich schon gewundert, wieso ich mit diesen hier nicht zurechtkomme«, gibt der Bugmann zurück. Seine Miene hellt sich auf, und er tauscht bereitwillig die Skulls. »Paß mal auf, wie gut das jetzt läuft!«

Aber es läuft nicht. Der Schlagmann muß sich jetzt fast die Arme ausreißen, um an die Skulls dranzukommen, während der Bugmann sich bei jedem Zug einen heftigen Schlag vor die Brust verpaßt. Also wechseln sie die Skulls erneut und kommen zu dem Schluß, daß der Mann vom Verleih ihnen von vornherein die falschen gegeben hat. Abwechselnd ziehen sie wütend über den Mann her, und das läßt sie dann wieder zu Freundschaft und Eintracht finden.

George sagte, er habe oft den Wunsch verspürt, sich zur Abwechslung dem Staken zu widmen. Staken ist weniger leicht als es aussieht. Wie beim Rudern lernt man schnell, wie man vorankommt und das Gefährt handhabt, doch man braucht viel Praxis, um das mit Eleganz zu schaffen und ohne dauernd Wasser in die Ärmel zu kriegen.

Ich kannte einen jungen Mann, dem widerfuhr bei seinem ersten Stakversuch etwas wirklich sehr Trauriges. Er hatte schnell den Bogen so gut rausbekommen, daß er die Sache auf die leichte Schulter nahm. Er schritt in unserem Prahm auf und ab und arbeitete dabei so lässig mit der Stake, daß es eine Freude war, ihm zuzusehen. Wie ein geübter Staker ging er zur Kahnspitze vor, setzte die Stange ein und eilte dann flugs nach hinten. Es war eine Augenweide.

Und es wäre auch so großartig weitergegangen, hätte er nicht dummerweise beim Betrachten der Landschaft einen Schritt mehr gemacht als nötig – einen Schritt über den Rand unseres Prahms hinaus. Die Stange steckte fest im schlammigen Grund, und er klammerte sich an sie, während das Boot mit der Strömung forttrieb. Es war nicht gerade eine würdevolle Situation. Prompt rief auch ein Bengel am Ufer seinem hinterhertrödelnden Kumpel zu, wenn er sich beeile, könne er hier einen echten Klammeraffen sehen.

Ich konnte ihm nicht helfen, denn wie das Schicksal es wollte, hatten wir nicht daran gedacht, eine zweite Stake mitzunehmen. Ich konnte nur dasitzen und ihm zusehen. Seinen Gesichtsausdruck, als die Stake langsam mit ihm versank, werde ich nie vergessen – es lag so viel Tiefe darin.

Ich sah zu, wie er sanft ins Wasser glitt und dann naß und elend am Ufer herauskrabbelte. Es hatte etwas so Lächerliches, daß ich mir das Lachen nicht verkneifen konnte. Eine Zeitlang glückte ich so vor mich hin, bis mir schlagartig klar

wurde, daß ich genau besehen überhaupt nichts zu lachen hatte. Ich saß allein in einem Kahn ohne Stake und trieb hilflos mitten im Fluß – vielleicht sogar auf ein Wehr zu.

Ich fand es jetzt ganz schön niederträchtig von meinem Freund, auf diese Art abzuhauen. Er hätte mir wenigstens die Stake dalassen können.

Ungefähr eine Viertelmeile trieb ich so dahin, dann kam ein Boot mit zwei alten Anglern in Sicht, das mitten im Strom vor Anker lag. Sie sahen, daß ich auf sie zutrieb, und brüllten herüber, ich solle ausweichen.

»Ich kann nicht«, rief ich zurück.

»Sie versuchen's ja nicht mak«, antworteten sie. Während ich näherkam, erklärte ich ihnen die Situation, und sie

fingen mich ein und liehen mir eine Stake. Fünfzig Meter weiter war tatsächlich ein Wehr, und ich bin sehr froh, daß die beiden zufällig dort angelten.

Als ich das erste Mal stakte, war ich mit drei Freunden unterwegs, die es mir beibringen wollten. Wir konnten nicht zusammen zum Fluß aufbrechen, deshalb sagte ich, ich würde schon mal vorausfahren und das Boot mieten, und dann würde ich ein bißchen herumüben, bis sie nachgekommen wären.

An diesem Nachmittag war aber nichts mit Boot mieten, denn sie waren alle schon vergeben. Mir blieb nichts weiter übrig, als mich ans Ufer zu setzen, auf den Fluß zu sehen und auf meine Kumpel zu warten.

Ich saß noch nicht lange da, als meine Aufmerksamkeit von einem Mann in einem Prahm gefangengenommen wurde, der – wie ich überrascht feststellte – genau die gleiche Jacke und Mütze trug wie ich. Er war ganz offensichtlich ein Anfänger im Staken, und es war hochinteressant, seine Darbietung zu verfolgen. Man konnte nie voraussagen, was passierte, wenn er seine Stange einstach, und augenscheinlich ging es ihm selbst genauso. Manchmal schoß er stromaufwärts, manchmal stromabwärts, dann wieder drehte er sich einfach im Kreis und trudelte auf die andere Seite der Stake. Und welchen Effekt er auch erzielte, jedesmal schien er gleichermaßen verblüfft und verärgert zu sein.

Mehr und mehr Leute am Fluß fingen an, die Sache spannend zu finden, und sie schlossen Wetten darüber ab, was sein nächster Stoß bewirken würde.

Inzwischen waren meine Freunde wie verabredet am gegenüberliegenden Ufer angekommen, und auch sie blieben stehen und sahen ihm zu. Er drehte ihnen den Rücken zu, so daß sie nur seine Jacke und Mütze sehen konnten. Daraus schlossen sie

sofort, daß ich, ihr geliebter Kamerad, es sei, der sich dort zur Schau stellte, und ihr Entzücken kannte keine Grenzen. Sie fingen an, ihn gnadenlos zu hänseln.

Zuerst bemerkte ich ihre Verwechslung nicht und dachte: »Wie gemein, einen völlig Fremden derart fertigzumachen!« Doch bevor ich hinübrufen und sie darob tadeln konnte, begriff ich den Grund für ihr Verhalten und verzog mich hinter einen Baum.

Was hatten sie für einen Spaß, diesen jungen Mann hochzunehmen! Fünf Minuten lang standen sie da und riefen ihm Unanständigkeiten zu, verhöhnten ihn, verspotteten ihn, lachten ihn aus. Sie deckten ihn mit abgestandenen Witzen ein und erfanden sogar ein paar neue. Sie schrien ihm all unsere Cliqueninternen Anspielungen hinüber, die ihm absolut unverständlich gewesen sein müssen. Und dann, als er ihren derben Spott nicht länger ertrug, drehte er sich zu ihnen um, und sie sahen sein Gesicht!

Ich registrierte erleichtert, daß sie immerhin noch genügend Anstand besaßen, um dumm aus der Wäsche zu kucken. Sie erklärten, sie hätten geglaubt ihn zu kennen, und sie hofften, er traue ihnen nicht zu, sie würden jemanden so sehr beleidigen, wenn er nicht ein guter Freund von ihnen sei.

Die Verwechslung mit einem Freund entschuldigte sie natürlich. Harris erzählte mir einmal von einem Badeerlebnis, das er am Strand von Boulogne hatte. Er plantschte gerade in Ufernähe in den Wellen herum, als er plötzlich von hinten am Hals gepackt und unter Wasser gedrückt wurde. Er kämpfte mit aller Macht, doch wer immer ihn da in der Mangel hatte, schien der reinste Herkules zu sein, denn seine Befreiungsbemühungen waren erfolglos. Er hatte bereits seinen Widerstand aufgegeben und versuchte, seine Gedanken ernsteren Dingen zuzuwenden, als sein Angreifer ihn losließ.

Er bekam Boden unter die Füße, drehte sich in Richtung seines Mörders und tauchte auf. Der Killer stand direkt vor ihm und lachte aus vollem Herzen, doch als er Harris' Gesicht aus dem Wasser kommen sah, wich er zurück und wirkte sehr betroffen.

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung«, stammelte er verwirrt, »aber ich habe Sie für einen Freund von mir gehalten.«

Harris fand, er habe Glück gehabt, daß der Mann ihn nicht mit einem Verwandten verwechselt hatte, sonst wäre er wohl ohne weiteres ertränkt worden.

Auch Segeln erfordert Kenntnisse und Übung, obwohl ich das als Jugendlicher nicht wahrhaben wollte. Ich hegte die Vorstellung, man beherrsche es von Natur aus, wie Ballspielen oder Verstecken. Ich kannte noch einen Jungen, der diese Ansicht vertrat, und so beschlossen wir eines windigen Tages, dieses Spiel mal auszuprobieren. Wir

befanden uns damals in Yarmouth, und so planten wir einen Segelausflug auf dem Yare. Bei dem Schiffsverleih an der Brücke mieteten wir ein Boot und los ging's.

»Es bläst ziemlich steif heute«, sagte der Mann vom Verleih, als wir ablegten, »wenn ihr vorn bei der Landspitze seid, bindet ihr besser ein Reff ein und luvt scharf an.«

Wir sagten, genau das würden wir tun, und ließen ihn mit einem fröhlichen »schönen Tag noch« zurück. Im Stillen fragten wir uns jedoch, wie man anluvte und woher wir ein Reff kriegen sollten, und wenn wir eins hätten, was wir dann damit machen müßten.

Wir ruderten erstmal, bis die Stadt außer Sichtweite war, und dann – mit der weiten Wasserfläche vor und dem orkanartigen Wind über uns – fanden wir, daß es Zeit sei, zur Sache zu kommen.

Hector – ich glaube, so hieß er – ruderte weiter, während ich das Segel ausrollte. Das war eine ziemlich mühselige Angelegenheit, doch schließlich schaffte ich es. Aber dann kam die Frage: Welche Seite war oben?

Mit einer Art angeborenem Instinkt entschieden wir uns nach einer Weile – natürlich – dafür, daß unten oben war, und machten uns daran, es verkehrt herum zu befestigen. Doch es sollte noch lange dauern, bis wir es hochbekamen – egal ob so oder irgendwie anders. Das Segel schien inzwischen den Eindruck gewonnen zu haben, daß wir Begräbnis spielten und ich dabei die Leiche und es selbst das Totenhemd sei.

Als es merkte, daß das gar nicht der Fall war, schlug es mir den Segelbaum an den Kopf und weigerte sich, überhaupt irgendwas zu machen.

»Mach es naß«, sagte Hector, »halt es über Bord und mach es naß.«

Er sagte, Leute auf Schiffen würden die Segel immer erst naß machen, bevor sie sie hochzögen. Also machte ich es naß, doch das verschlimmerte die Situation nur. Ein trockenes Segel, das einem an den Beinen klebt und sich dir um den Kopf wickelt, ist schon lästig genug, aber wenn dieses Segel auch noch pitschnaß ist, wird die Sache ziemlich unangenehm.

Schließlich bekamen wir es mit vereinten Kräften aber doch noch nach oben. Wir brachten es nicht ganz genau verkehrt herum an, sondern mehr schräg, und banden es am Mast mit der Fangleine fest, die wir zu diesem Zweck abschnitten.

Daß das Boot nicht kenterte, konstatiere ich einfach als Tatsache. Doch warum es nicht kenterte, ist mir bis heute schleierhaft. Ich habe oft darüber nachgedacht, doch ich bin nie zu einer befriedigenden Erklärung gekommen.

Vielleicht lag es an der natürlichen Widerspenstigkeit, die allen Gegenständen dieser Welt innewohnt. Das Boot könnte durch oberflächliche Einschätzung unseres Verhaltens zu dem Schluß gekommen sein, daß wir diesen Vormittag für einen gediegenen Selbstmord nutzen wollten, und vielleicht beschlossen haben, uns einen Strich durch die Rechnung zu machen. Eine andere Erklärung fällt mir nicht ein.

Indem wir uns ans Dollbord klammerten wie der Teufel an eine Seele, gelang es uns, im Boot zu bleiben, doch es kostete all unsere Kraft. Hector sagte, Piraten und andere Seefahrer würden immer das Ruder irgendwo festbinden und bei besonders schlimmen Böen den oberen Hauptklüver einholen, und er meinte, wir sollten auch etwas in der Art unternehmen, aber ich war eher dafür, das Boot einfach machen zu lassen.

Da sich mein Vorschlag mit Abstand am leichtesten in die Tat umsetzen ließ, übernahmen wir ihn, überließen das Boot dem Wind und klammerten uns weiter am Dollbord fest.

Das Boot fuhr etwa eine Meile stromaufwärts – mit einer Geschwindigkeit, mit der ich seither nie wieder gesegelt bin und es auch nicht wieder möchte. Dann – an der Landspitze – legte es sich zur Seite, bis das Segel zur Hälfte im Wasser verschwand. Doch wunderbarerweise richtete es sich danach wieder auf und jagte auf einen breiten, morastigen Uferstreifen zu.

Dieses schlammige Ufer rettete uns. Das Boot pflügte sich mitten hinein und blieb stecken. Als wir merkten, daß wir uns wieder bewegen konnten, wie wir wollten, anstatt wie Erbsen in einer Schweineblase herumgeschleudert zu werden, krochen wir zum Segel und schnitten es ab.

Fürs erste waren wir genug gesegelt. Zuviel davon hätte uns der Sache vielleicht überdrüssig werden lassen. Wir hatten unseren Törn gehabt – einen soliden, reizvollen Segeltörn mit allem Drum und Dran –, und jetzt stand uns der Sinn nach rudern, nur so zur Abwechslung.

Wir ergriffen die Skulls und versuchten, das Boot aus dem Matsch zu drücken, dabei brach der eine Skull ab. Darauf gingen wir behutsamer zu Werke, doch die Skulls waren alt und mürbe, und der zweite brach fast noch leichter als der erste, so daß wir nun völlig hilflos waren.

Das Schlammgebiet vor uns erstreckte sich über rund hundert Meter, und hinter uns lag das Wasser. Wir konnten nichts anderes tun als geduldig warten, bis jemand vorbeikommen würde.

Es war kein Tag, der die Leute in Scharen an den Fluß lockte, und es dauerte drei Stunden, bis ein menschliches Wesen in Sicht kam. Es war ein alter Fischer, der uns schließlich mit großer Mühe aus unserer Lage befreite und uns – Schande über Schande – zum Anleger zurückschleppte.

Diese Segeltour kostete uns – angefangen vom Obulus für unseren Retter über die Kosten der zerbrochenen Skulls bis hin zur Bootsmiete für viereinhalb Stunden – das Taschengeld etlicher Wochen, doch wir gewannen an Erfahrung hinzu, und die ist ja angeblich jeden Preis wert.

## SECHZEHNTE KAPITEL

*Wir werden von einem Dampfboot gezogen – Das ärgerliche Verhalten kleiner Boote – Wie sie den Dampfbooten in den Weg kommen – George und Harns drücken sich wieder mal – Eine ziemlich banale Geschichte – Streatley und Goring.*

**GEGEN** elf kam Reading in Sicht. Der Fluß ist hier schmutzig und unansehnlich, und man bleibt nicht länger in dieser Gegend als nötig. Reading selbst ist alt und geschichtsträchtig – es geht auf die Tage von König Ethelred zurück, als die Dänen mit ihren Kriegsschiffen im Kennet vor Anker gingen und von Reading aus ganz Wessex verwüsteten. Ethelred und sein Bruder Alfred bekämpften und besiegten sie hier, wobei Ethelred fürs Beten und Alfred fürs Kämpfen zuständig war.

In späteren Jahren wurde Reading offenbar als geeigneter Zufluchtsort angesehen, wenn die Situation in London unerfreulich wurde. Ging in Westminster die Pest um, pflegte das Parlament hierher zu flüchten, und 1652 folgte die Justiz diesem Beispiel und verlegte die gesamte Gerichtsbarkeit nach Reading. So eine schlichte kleine Pest hin und wieder scheint sich für die Londoner gelohnt zu haben, denn so wurden sie sowohl die Anwälte als auch die Politiker los.

Während des Bürgerkriegs wurde Reading vom Grafen von Essex belagert, und ein Vierteljahrhundert später schlug Wilhelm von Oranien hier die Truppen von König James in die Flucht.

Heinrich I. liegt in Reading in der von ihm selbst gegründeten Benediktiner-Abtei begraben, deren Ruinen heute noch zu sehen sind, und der große John of Gaunt wurde in dieser Abtei mit Lady Blanche getraut.

An der Schleuse von Reading trafen wir ein Dampfboot, das Freunden von mir gehörte, und sie nahmen uns bis eine Meile vor Streatley ins Schlepptau. Es ist sehr angenehm, sich von so einem Schiff ziehen zu lassen, wenngleich ich das Rudern bevorzuge. Die Fahrt wäre noch viel angenehmer gewesen, wenn nicht dauernd

irgendwelche elenden Nußschalen unserem Dampfer vor der Nase herumgeschwommen wären, so daß wir beständig abbremsen oder gar stoppen mußten, um sie nicht in den Grund zu rammen. Es ist wirklich ärgerlich, wie diese Ruderboote dem eigenen Schiff immer in die Quere kommen - irgendwer müßte mal was dagegen unternehmen.

Und sie benehmen sich dabei auch noch dermaßen unverschämt! Man kann pfeifen, daß fast der Dampfkessel platzt, ehe sie sich zu etwas Beeilung bequemen. Wenn es nach mir ginge, würde ich immer mal das eine oder andere über den Haufen fahren, um ihnen allen eine Lektion zu erteilen.

Ein Stückchen oberhalb von Reading wird der Fluß wieder ganz bezaubernd. Bei Tilehurst verdirbt einem die Eisenbahn noch ein bißchen den Ausblick, doch ist von Mapledurham bis Streatley die Szenerie einfach phantastisch. Kurz hinter Mapledurham kommt man an Hardwick House vorbei, wo Charles I. immer Boule spielte. Die Gegend um Pangbourne (dort steht der anheimelnde kleine Gasthof Swan) dürfte den Liebhabern von Kunstausstellungen ebenso vertraut sein wie den Anwohnern.

Das Dampfboot meiner Freunde ließ uns kurz vor der Grotte von der Leine, und Harris wollte mir weismachen, ich sei jetzt mit Schleppen dran. Ich fand das zutiefst unlogisch. Wir hatten morgens vereinbart, daß ich das Boot bis drei Meilen hinter Reading befördern würde – und jetzt waren wir zehn Meilen hinter Reading! Natürlich waren die beiden jetzt wieder dran.

Doch ich konnte weder George noch Harris dazu bringen, die Sache im richtigen Licht zu betrachten, daher griff ich, um Streit zu vermeiden, nach den Skulls. Ich hatte noch nicht mal eine Minute gerudert, als George etwas Schwarzes im Wasser treiben sah. Wir hielten darauf zu, George beugte sich aus dem Boot, um es zu fassen zu kriegen, und dann fuhr er mit einem Entsetzensschrei und fahlem Gesicht zurück.

Es war die Leiche einer Frau. Sie lag ganz leicht auf dem Wasser, und ihr Gesicht war mild und entspannt. Es war kein schönes Gesicht; es war vorzeitig gealtert und zu hager und zu sehr vom Leben gezeichnet, um schön zu sein, doch es war gütig und liebenswert, auch wenn es den Stempel von Leid und Armut trug, und es hatte jenen Ausdruck des Friedens, den die Gesichter von Kranken manchmal annehmen, wenn der Schmerz sie endgültig verlassen hat.

Glücklicherweise – denn wir hatten wenig Lust, im Amtszimmer des Leichenbeschauers unsere Zeit zu vertrödeln – hatten einige Leute am Ufer die Leiche ebenfalls entdeckt und nahmen sich an unserer Stelle der Sache an.

Später hörten wir die Geschichte dieser Frau. Natürlich war es die immer gleiche, banale Tragödie: Sie hatte geliebt und war sitzengelassen worden oder war fremdgegangen. Wie auch immer, sie hatte gesündigt – manche von uns tun das bisweilen –, und ihre Familie und ihre Freunde, die selbstverständlich schockiert und in ihrer Ehre verletzt waren, hatten die Türen vor ihr verschlossen.

Allein im Kampf mit der Welt und den Mühlstein ihrer Schande um den Hals, war sie tiefer und tiefer gesunken. Eine Zeitlang hatte sie sich und ihr Kind mit den zwölf Shilling pro Woche durchbringen können, die ihr zwölf Stunden Plackerei am Tag einbrachten – sechs Shilling für ihr Kind und die andere Hälfte, um selbst Leib und Seele zusammenzuhalten.

Doch sechs Shilling pro Woche halten Leib und Seele nicht sehr fest zusammen. Sie neigen dazu, sich voneinander zu lösen, zumal wenn sie nur ein so dünnes Band verknüpft, und ich denke, eines Tages standen der Schmerz und die dumpfe Eintönigkeit ihres Lebens ihr schärfer vor Augen als sonst, und das grinsende Gespenst der Zukunft versetzte sie in Panik. Ein letztes Mal hatte sie die alten Freunde angefleht, doch die Stimme der gestrauchelten Ausgestoßenen war an der kalten Mauer von Sitte und Anstand ungehört abgeprallt. Da war sie zu ihrem Kind gegangen, hatte es in die Arme genommen und es traurig und mit seltsamer Leere geküßt, ohne sich ihre Gefühle anmerken zu lassen, hatte ihm ein Täfelchen Schokolade in die Hand gegeben und es verlassen. Dann hatte sie von den letzten Pennies eine Fahrkarte gekauft und war nach Goring gekommen.

Offenbar hingen die schlimmsten Erfahrungen ihres Lebens mit den Wäldern und hellgrünen Wiesen bei Goring zusammen, doch Frauen drücken sich manchmal das Messer, das sie durchbohrt, noch fester ins Herz. Vielleicht mischte sich hier das Bittere auch mit schönen Erinnerungen an glückliche Stunden an den schattigen Hängen, über die die großen Bäume so tief ihre Äste breiten.

Den ganzen Tag war sie in den Wäldern am Fluß herumgewandert, und als der Abend kam und das trübe Zwielflicht sein graues Laken auf das Wasser legte, da streckte sie die Arme dem stillen Strom entgegen, der sie in Glück und Leid gesehen hatte. Und der gute Fluß hatte sie in seine Arme geschlossen, ihren müden Kopf an seine Brust gedrückt und ihr den Schmerz genommen.

So hatte sie in allem gesündigt, im Leben wie im Sterben. Gott steh ihr bei – und all den andern Sündern, so es denn welche gibt. Goring auf dem linken Ufer und Streatley auf dem rechten sind beide ganz entzückend, und man kann hier gut einige Tage verbringen. Die Strecke nach Pangbourne verlockt zum Segeln in der Sonne oder zum Rudern im Mondschein, und die Landschaft ringsherum ist voller Schönheit. Eigentlich hatten wir vorgehabt, noch am selben Tag bis nach Wallingford

zu kommen, aber der Fluß lächelte uns hier so verführerisch an, daß wir unser Boot an der Brücke ließen, nach Streatley hineinliefen und dort im Bull Mittag machten – sehr zur Zufriedenheit von Montmorency.

Man sagt, daß die Hügel rechts und links vom Fluß hier einst direkt aneinanderstießen und so eine Barriere quer durch das heutige Flußbett bildeten. Die Themse soll damals oberhalb von Goring in einen riesigen See gemündet haben. Ich bin weder in der Lage, diese Theorie zu bestätigen, noch, sie zu widerlegen – ich teile sie nur mit.

Streatley ist ein sehr alter Ort und geht, wie die meisten Städte und Dörfer am Fluß, auf die Zeit der Britannier und Sachsen zurück. Goring ist, wenn man sich entscheiden muß, wo man sich einmietet, weniger hübsch als Streatley, doch auf seine Art ist es auch sehr schön und hat den Vorteil, näher an der Eisenbahn zu liegen, falls man sich verdrücken möchte, ohne sein Zimmer zu bezahlen.

## SIEBZEHNTE KAPITEL

*Waschtag – Fische und Angler – Über die Kunst des Angelns – Ein gewissenhafter Angler – Anglerlatein.*

**WIR** blieben zwei Tage in Streatley und ließen unsere Sachen waschen. Wir hatten – unter Georges Anleitung – versucht, sie im Fluß zu waschen, aber das war ein Fehlschlag gewesen. Eigentlich war es mehr als ein Fehlschlag, denn das Ergebnis war schlimmer als der ursprüngliche Zustand. Vor dem Waschen waren die Sachen sehr, sehr schmutzig gewesen, das stimmt, aber sie waren gerade noch tragbar. Nach dem Waschen jedoch... na ja, der Fluß zwischen Henley und Reading war danach viel sauberer als vorher. Wir fingen den ganzen Dreck dieser Strecke ein und rubbelten ihn in unsere Klamotten.

Die Frau in der Wäscherei in Streatley meinte, sie sei es ihrem Berufsethos schuldig, uns für diese Wäsche den dreifachen Preis zu berechnen. Sie sagte, wenn sie nicht sicher gewesen sei, daß sie Wäsche wasche, hätte sie fast geglaubt, sie würde Ausgrabungen machen.

Wir zahlten die Rechnung ohne Einwände.

Die Gegend um Streatley und Goring ist bei Anglern sehr beliebt – es gibt hier ausgezeichnete Angelplätze. Der Fluß quillt vor Hechten, Rotaugen, Weißfischen, Gründlingen und Aalen beinah über, und man kann den ganzen Tag damit verbringen, ihnen aufzulauern.

Es gibt Leute, die tun das. Sie fangen allerdings nie welche. Ich habe überhaupt noch nie erlebt, daß jemand in der Themse außer Elritzen und toten Katzen etwas gefangen hat, aber darauf kommt es natürlich beim Angeln auch gar nicht an. Das Anglerhandbuch für diese Region erwähnt mit keinem Wort, daß etwas erbeutet werden soll. Es sagt lediglich, die Gegend biete »ausgezeichnete Angelmöglichkeiten«, und nach allem, was ich hier gesehen habe, kann ich diese Aussage nur bestätigen.

Es gibt keinen Ort auf der Welt, an dem man besser oder länger angeln kann. Manche Angler kommen, um einen Tag lang zu angeln, andere mieten ein Zimmer und angeln einen ganzen Monat. Wenn man will, kann man hier auch ein komplettes Jahr mit Angeln verbringen – es bleibt sich völlig gleich.

Der Themseführer für Angler sagt, »auch Grashechte und Barsche werden hier gefangen«, aber hier irrt der Ratgeber. Grashechte und Barsche mögen wohl vorhanden sein, ja, ich weiß sogar mit Sicherheit, daß sie da sind. Wenn man am Ufer spazierengeht, kann man sie an flachen Stellen sehen – sie kommen angeschwommen, recken sich mit offenem Maul halb aus dem Wasser und wollen Kekse. Und wenn man schwimmen geht, wimmeln sie in Scharen um einen herum, sind einem im Weg und gehen einem auf die Nerven. Aber »fangen« lassen sie sich nicht, weder mit einem Wurm an einem Haken, noch mit sonst irgendwas – die nicht!

Ich selbst bin kein guter Angler. Einst widmete ich diesem Thema beträchtliche Aufmerksamkeit und fand auch, daß ich ganz gute Fortschritte machte, aber die ausgefuchsten Routiniers sagten, ich würde nie wirklich gut darin werden, ich solle es besser drangeben. Ich sei zwar, sagten sie, ein ausgesprochen präziser Werfer und hätte auch ausreichend Grips und angeborene Faulheit für diese Sache, doch trotzdem, da seien sie sicher, würde ich nie einen erstklassigen Angler abgeben – mir fehle die Phantasie.

Sie sagten, für einen Dichter, Groschenheftschreiber, Reporter oder dergleichen möge es ja reichen, aber um es als Themse-Angler zu etwas zu bringen, müßte ich mehr Vorstellungskraft und Erfindungsgabe mitbringen, als ich allem Anschein nach besäße.

Manche Leute glauben, daß man schon ein guter Angler ist, wenn man, ohne rot zu werden, Lügengeschichten aus dem Ärmel schütteln kann, doch das stimmt so nicht. Das bloße Erfinden einer Lüge bringt gar nichts – das kriegt auch ein blutiger Laie hin. Es sind die situationsbezogenen Einzelheiten, die ausschmückenden, Glaubwürdigkeit schaffenden Details und die Aura von gewissenhafter, fast schon pedantischer Wahrheitsliebe, die den erfahrenen Angler ausmachen.

Jeder kann ankommen und sagen: »Hört mal, gestern abend habe ich fünfzehn Dutzend Barsche gefangen« oder »Letzten Montag habe ich einen Gründling von achtzehn Pfund und einem Meter Länge an Land gezogen«.

Für so was braucht man weder Kunstfertigkeit noch Geschick. Es beweist Dreistigkeit, aber das ist auch alles.

Nein, ein richtiger Angler verachtet das Lügen auf solch plumpe Weise. Seine Methode ist eine Kunst für sich.

Still betritt er die Wirtschaft, den Hut auf dem Kopf, belegt den bequemsten Stuhl, zündet seine Pfeife an und beginnt wortlos vor sich hinzupaffen. Er läßt den Nachwuchs eine Weile rumprahlen, und erst, wenn sich gerade mal eine Gesprächspause ergibt, nimmt er die Pfeife aus dem Mund, klopft sie aus und bemerkt beiläufig:

»Mann, am Dienstag abend hatte ich was an der Angel - aber das kann man überhaupt keinem erzählen...«

»Wieso? Was denn?« wollen sofort alle wissen. »Ach, das nimmt einem sowieso keiner ab«, gibt der alte Fuchs gelassen und ohne einen Hauch von Enttäuschung über diesen Umstand zurück, stopft sich die Pfeife neu und bestellt einen dreifachen Scotch beim Wirt, aber einen kalten bitte.

Danach entsteht eine Pause, denn niemand fühlt sich stark genug, dem alten Herrn von Anfang an mit Skepsis zu begegnen. Folglich muß er ohne Hilfestellung weitermachen.

»Nein, wenn mir das einer erzählen würde, ich würde auch kein Wort glauben. Und trotzdem ist es passiert«, fährt der gedankenverloren fort. »Den ganzen Nachmittag hatte ich da rumgehockt und buchstäblich gar nichts gefangen. Bloß ein paar Dutzend Weißlinge und zwanzig Grashechte. Ich wollte den Tag gerade abhaken, da spüre ich plötzlich Zug auf der Leine. Na, noch so ein Lütter, denke ich und will ihn reinholen. Und hol mich der Teufel, ich kriege die Rute nicht hoch! Eine halbe Stunde mußte ich ackern, eine geschlagene halbe Stunde, bis ich den Burschen draußen hatte. Und jeden Moment dachte ich, jetzt reißt mir die Leine durch. Na, schließlich hatte ich ihn, und was glaubt ihr, was es war? Ein Stör! Ein verdammter Vierzig-Pfund-Stör! Mit der Leine! Da staunt ihr, was?! Ich nehm noch einen dreifachen, Chef.«

Und dann berichtet er, was jeder, der den Stör sah, für große Augen gemacht hat, und was seine Frau sagte, als er damit nach Hause kam, und was Joe Buggles dazu meinte.

Ich fragte eines Tages den Wirt einer Flußschänke, ob er es nicht manchmal leid sei, sich dauernd solche Anglergeschichten anhören zu müssen, aber er sagte:

»Nein, Sir, inzwischen nicht mehr. Zu Anfang ging es mir oft auf die Nerven, aber heute, du lieber Himmell! Meine Frau und ich, wir hören diese Sachen von morgens bis abends, und da gewöhnt man sich dran. Ja, man gewöhnt sich dran.«

Ich kannte mal einen jungen Mann, der sehr gewissenhaft war und beschlossen hatte, seine Anglergebnisse nie um mehr als fünfundzwanzig Prozent zu übertreiben.

»Wenn ich zum Beispiel vierzig Fische fange«, sagte er, »dann erzähle ich, es wären fünfzig gewesen und so weiter. Aber mehr erfinde ich auf keinen Fall, weil man nicht lügen darf.«

Doch mit dem Fünfundzwanzig-Prozent-Plan klappte es überhaupt nicht, weil er nie dazu kam, ihn in die Tat umzusetzen. Sein bestes Tagesergebnis lag nämlich bloß bei drei Fischen, und drei plus fünfundzwanzig Prozent geht nicht – jedenfalls nicht bei Fisch.

Also erhöhte er den Prozentsatz auf dreiunddreißig und ein Drittel, aber wenn er nur einen oder zwei gefangen hatte, saß er auch damit in der Klemme. Der Vereinfachung halber rang er sich deshalb dazu durch, die Menge jeweils zu verdoppeln.

Ein paar Monate lang hielt er sich an diese Regel, aber dann empfand er sie zunehmend als unbefriedigend. Es nahm ihm nämlich niemand ab, wenn er sagte, er würde lediglich verdoppeln, und somit erhielt er auch keinerlei Anerkennung. Seine Bescheidenheit brachte ihn also nur ins Hintertreffen. Wenn er in Wirklichkeit drei kleine Fische gefangen hatte und dann regelgemäß nur sechs daraus machen konnte, dann machte es ihn natürlich eifersüchtig, wenn einer mit zwei Dutzend Fischen angab, von dem er genau wußte, daß er tatsächlich nur einen erwischt hatte.

Schließlich traf er darum eine allerletzte Vereinbarung mit sich selbst, an die er sich seitdem auch sklavisch gehalten hat: Jeder Fisch, den er fing, zählte für zehn, und als Startwert nahm er ebenfalls zehn. Wenn er also zum Beispiel gar nichts geangelt hatte, erzählte er, es seien zehn Stück gewesen – weniger als zehn

ging nach dieser Methode nicht; zehn war die Basis. Hatte er zufällig wirklich einen Fisch aus dem Wasser geholt, dann galt der als zwanzig, während zwei dreißig zählten, drei vierzig und so weiter.

Das ist ein klares, einfach gestricktes System, und seit geraumer Zeit hört man immer wieder, daß die Anglergemeinde es als allgemeine Grundlage für ihr Hobby einführen will. In der Tat hat der Vorstand der Vereinigung der Themse-Angler seine Einführung schon vor zwei Jahren empfohlen, doch einige der älteren Mitglieder widersetzten sich. Sie wollten sich die Sache aber überlegen, ließen sie wissen, wenn der Multiplikationsfaktor verdoppelt und mithin jeder Fisch als zwanzig zählen würde.

Wenn Sie am Fluß abends mal nichts vorhaben, dann empfehle ich Ihnen, besuchen Sie eine der kleinen Dorfkneipen und setzen Sie sich in den Schankraum. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Sie dort ein, zwei dieser gestandenen Angel-Cracks beim Grog schlürfen antreffen, und sie werden Sie in einer halben Stunde dermaßen mit Anglerlatein vollstopfen, daß Sie noch einen Monat lang Verdauungsbeschwerden haben werden.

George und ich – keine Ahnung, wo Harris steckte; er war am frühen Nachmittag losgegangen, um sich rasieren zu lassen, hatte sich nach seiner Rückkehr volle vierzig Minuten lang damit beschäftigt, seine Schuhe mit Pfeifenton zu weißeln und seitdem hatten wir ihn nicht mehr gesehen – George und ich also wanderten am zweiten Abend mit dem Hund nach Wallingford, und auf dem Rückweg kehrten wir in einem dieser kleinen Gasthäuser am Fluß ein – um ein bißchen zu sitzen und so.

Wir ließen uns im Gastzimmer nieder. Ein älterer Einheimischer saß ebenfalls dort und rauchte seine lange Tonpfeife, und wie von selbst kamen wir ins Gespräch.

Er teilte uns mit, daß heute ein schöner Tag gewesen sei, und wir berichteten ihm, gestern sei es ebenfalls schön gewesen, und dann tat jeder jedem kund, daß es seiner Ansicht nach auch morgen schön werden würde. George sagte außerdem, das Getreide stehe dieses Jahr gut. Dann kam irgendwie zur Sprache, daß wir in dieser Gegend fremd waren und vorhatten, morgen früh abzureisen.

Danach entstand eine Pause, in der unsere Blicke durch den Raum wanderten. Sie blieben schließlich an einem verstaubten, alten Glaskasten hängen, der hoch über dem Kaminsims angebracht war und eine Forelle enthielt. Diese Forelle raubte mir den Atem, so groß war sie – auf den ersten Blick hatte ich sogar gedacht, sie sei ein Dorsch.

»Jaja«, sagte der alte Herr, meinem Blick folgend, »ganz schöner Bursche, was?«

»Einfach umwerfend«, murmelte ich, und George fragte den Mann, für wie schwer er die Forelle halte.

»Achtzehn Pfund und sechs Unzen«, sagte er, während er aufstand und seinen Mantel vom Haken nahm. »Jaja«, fuhr er fort, »nächsten Monat am Dritten sind es genau sechzehn Jahre, daß ich sie rausgeholt hab. Ich hab sie direkt unter der Brücke erwischt, mit ner Elritze als Köder. Ich hatte gehört, sie wär im Fluß, und da dacht ich, die hol ich mir. Und ich hab sie mir geholt. Ich glaub, von der Größe sind heut kaum noch welche im Fluß. Schönen Abend noch allerseits.«

Und sprach's und ging.

Danach konnten wir die Augen nicht mehr von diesem Fisch wenden. Es war wirklich ein bemerkenswertes Exemplar. Wir starrten immer noch darauf, als der Fuhrmann des Dorfs, der gerade einen kurzen Zwischenstopp einlegte, mit einem Glas Bier in der Hand den Raum betrat. Sein Blick folgte unserem.

»Eine Prachtforelle«, sagte George und drehte sich zu ihm hin. »Das können Sie laut sagen, Sir«, gab der Mann zurück und fuhr nach einem Schluck Bier fort, »Sie waren wohl nicht dabei, als sie gefangen wurde?«

Wir sagten, nein, wir wären nicht aus der Gegend. »Ach so«, sagte der Fuhrmann, »dann natürlich nicht. Es ist auch schon fast fünf Jahre her, daß ich diesen Burschen erwischt habe.«

»Ach«, sagte ich, »Sie haben diese Forelle gefangen?« »Genau, Sir«, antwortete der alte Haudegen fröhlich, »ich schnappte sie mir an einem Freitag nachmittag direkt vor der Schleuse, das heißt, wo damals die Schleuse war, und das Tolle an der Geschichte ist, daß ich sie mit einer Fliege kriegte. Ich war eigentlich auf Hechte aus, meine Güte, ich habe im Traum nicht an Forellen gedacht, aber als ich dann sah, was für einen Mordsmolli ich da am Haken hatte, ich schwör's Ihnen, mich hätte fast der Schlag getroffen. Sechszwanzig Pfund hat der Brocken gewogen, da staunen Sie, was? Schönen Abend noch allerseits.«

Fünf Minuten später kam ein dritter Mann herein und beschrieb uns, wie er die Forelle eines Morgens mit einem Ukelei gefangen hatte, und als er gegangen war, erschien ein vierter. Er war mittelalt, wirkte etwas steif und nicht gerade helle, und er setzte sich drüben ans Fenster.

Eine Zeitlang wurde nicht gesprochen, doch dann drehte George sich zu dem Neuankömmling um und sagte:

»Verzeihen Sie bitte, Sir, ich hoffe, Sie nehmen es uns nicht übel, wenn wir Sie so einfach ansprechen, aber mein Freund hier und ich sind völlig fremd in dieser Gegend, und wir wären Ihnen äußerst verbunden, wenn Sie uns erzählen würden, wie Sie diese Forelle da oben gefangen haben.«

»Wieso, wer hat Ihnen denn erzählt, daß ich sie gefangen habe?« fragte er verblüfft zurück.

Wir sagten, niemand habe uns das erzählt, aber irgendwie würden wir instinktiv fühlen, daß er derjenige sein müsse.

»Das ist ja wirklich phänomenal«, rief der leichtgläubige Fremde begeistert, »wirklich phänomenal. Sie haben nämlich vollkommen recht, ich habe sie tatsächlich gefangen. Aber daß Sie das einfach so geraten haben, meine Güte, wirklich phänomenal.«

Und dann legte er los und berichtete, wie er eine halbe Stunde lang gekämpft hatte, um die Forelle an Land zu bringen und wie seine Angelrute dabei zerbrochen war. Als er dann nach Hause gekommen sei, habe er sie ganz genau gewogen, und da habe die Waage vierunddreißig Pfund angezeigt.

Als er fertig war, ging er, und als er gegangen war, setzte sich der Wirt zu uns. Wir erzählten ihm die Geschichten, die wir über diese Forelle zu hören bekommen hatten, und er amüsierte sich köstlich darüber, und wir hatten alle viel zu lachen.

»Das muß sich mal einer vorstellen: Jim Bates und Joe Muggles und Mr. Jones und der alte Billy Maunders erzählen alle, sie hätten diesen Brocken gefangen! Nein wirklich, das gefällt mir«, prustete die ehrliche, alte Haut und lachte sich schier kaputt. »Das sind genau die Leute, die so was fangen und dann bei mir hier an die Wand hängen. Bei mir! Ihren Fisch!«

Und dann erzählte er uns die wahre Geschichte dieser Forelle. Offenbar hatte er sie selbst vor Jahren gefangen, als er noch ein junger Spund war, und zwar nicht durch Geschick oder Erfahrung, sondern durch dieses unberechenbare Glück, das irgendwie immer solche Jungen heimsucht, die an einem sonnigen Nachmittag die Schule schwänzen und mit einem Stück Schnur an einem Ast aneln.

Er sagte, diese Forelle habe ihn vor einer Tracht Prügel gerettet, als er mit ihr heimgekommen sei, und selbst sein Lehrer habe gesagt, so ein Prachtstück sei den Dreisatz mitsamt der Übungsstunde wert.

An dieser Stelle rief ihn jemand nach vorne, und George und ich bewunderten wieder die Forelle.

Sie war wirklich höchst ungewöhnlich. Je länger wir sie ansahen, desto ungewöhnlicher erschien sie uns.

George war so fasziniert von ihr, daß er auf einen Stuhl stieg, um sie besser sehen zu können.

Und dann rutschte der Stuhl weg, und George klammerte sich verzweifelt an den Glaskasten, und der Glaskasten krachte auf den Boden und George und der Stuhl kippten obendrauf.

»Ist der Fisch noch heile?« schrie ich auf und lief hastig zu George hinüber.

»Ich will's hoffen«, sagte George, erhob sich vorsichtig und blickte unter sich.

Er hoffte vergebens. Die Forelle lag in tausend Stücke zersplittert auf dem Boden. Ich sage tausend, aber vielleicht waren es auch nur neunhundert – ich habe sie nicht gezählt.

Wir fanden es eigenartig und sonderbar, daß eine ausgestopfte Forelle in so kleine Stückchen zerbrechen konnte.

Und es wäre auch eigenartig und sonderbar gewesen, wenn es eine ausgestopfte Forelle gewesen wäre. Es war aber keine.

Die Forelle war aus Gips.

## ACHTZEHNTE KAPITEL

*Schleusen – George und ich werden fotografiert – Wallingford – Dorchester – Abingdon – Ein Familienwater – Ein idealer Platz zum Ertrinken – Eine schwierige Strecke – Die unheilvolle Wirkung der Luft am Fluß.*

**WIR** verließen Streatley früh am nächsten Morgen, fuhren bis nach Culham und übernachteten dort unter unserer Plane in einem Seitenarm.

Zwischen Streatley und Wallingford ist der Fluß nicht besonders aufregend. Von Cleeve an kommt sechseinhalb Meilen weit nicht eine einzige Schleuse. Es ist wahrscheinlich das längste durchgehende Stück oberhalb von Teddington, und der Ruderclub von Oxford nutzt diese Strecke zum Üben für seine Renn-Achter.

Doch so erfreulich diese Abwesenheit von Schleusen für Sportler auch sein mag – wer zum bloßen Vergnügen hier herkommt, ist weniger entzückt darüber.

Ich mag Schleusen. Sie unterbrechen die Eintönigkeit des Ruderns auf angenehme Art. Es gefällt mir, wenn man mit dem Boot langsam aus kühler Tiefe in unbekannte Gebiete mit neuen Ausblicken emporgehoben wird oder wenn man nach unten

sinkt, als verlasse man diese Welt, und dann wartet, wenn die düsteren Tore knarren und der schmale Tageslichtstreifen zwischen ihnen langsam breiter wird, bis der freundlich lächelnde Fluß in ganzer Länge und Breite vor einem liegt und man sein kleines Boot aus seiner kurzen Gefangenschaft wieder auf das offene Wasser steuert.

Die Schleusen sind wie idyllische kleine Inseln. Der wackere alte Schleusenwärter, seine gutgelaunte Frau oder seine aufgeweckte Tochter – das sind angenehme Leute,

mit denen man en passant gern ein Schwätzchen hält<sup>1</sup>. Man begegnet hier anderen Booten und tauscht den neusten Flußklatsch aus. Die Themse wäre ohne ihre blumenüberwucherten Schleusen nicht das Paradies, das sie ist.

Wo ich gerade bei Schleusen bin, fällt mir ein Unfall ein, den George und ich an einem Sommermorgen bei Hampton Court mal fast gehabt hätten.

Es war ein wunderbarer Tag, und in der Schleuse wimmelte es von Booten. Und wie am Fluß üblich, machte ein geschäftstüchtiger Fotograf Bilder von uns allen auf dem ansteigenden Wasser.

Ich bekam das zuerst nicht mit und war deshalb höchst überrascht, als George plötzlich anfing, seine Hosen glattzustreichen, sich durchs Haar zu fahren und seine Mütze verwegen auf dem Hinterkopf zu plazieren. Danach bemühte er sich um einen Gesichtsausdruck, in dem sich Güte und Melancholie mischten, setzte sich anmutig zurecht und versuchte, seine Füße zu verstecken.

Zunächst dachte ich, er hätte ein Mädchen gesehen, das er kannte, und ich blickte mich suchend um. Alle in der Schleuse schienen plötzlich versteinert zu sein. Sie standen oder saßen in den Haltungen herum, wie ich sie komischer auch auf japanischen Fächern nie gesehen habe. Die Mädchen lächelten allesamt, was äußerst entzückend war, und die jungen Männer runzelten die Stirn und blickten ernst und edel.

Und dann wurde mir schlagartig klar, worum es ging, und ich beeilte mich, einen guten Eindruck zu machen.

Unser Boot war ganz vorne, und es wäre nicht nett von mir gewesen, dem Mann sein Bild zu verderben, dachte ich.

Also drehte ich mich schnell in seine Richtung und stützte mich am Bug mit lässiger Eleganz auf den Bootshaken – eine Haltung, die Vitalität und Festigkeit suggerieren sollte. Ich schob mir eine Locke in die Stirn und gab meinem Gesicht den Ausdruck einfühlsamer Schweigsamkeit mit einem Schuß Zynismus, der mir angeblich gut steht.

Während wir auf den wichtigen Moment warteten, rief hinter uns plötzlich jemand:

»He, Ihre Nase!«

---

<sup>1</sup> Genauer: hielt. Die Themse-Verwaltung hat sich in letzter Zeit offenbar in eine Gesellschaft zur Beschäftigung von Idioten verwandelt. Viele der neuen Schleusenwärter, besonders die in den belebteren Flußabschnitten, sind reizbare, dünnhäutige, alte Männer, die ihrer Aufgabe überhaupt nicht gerecht werden.

Ich konnte mich nicht umdrehen, um nachzusehen, was los und wessen Nase gemeint war. Ich warf einen Seitenblick auf Georges Nase, doch die war so weit völlig normal – man konnte sie lassen, wie sie war. Dann schielte ich an meiner eigenen hinunter, und die schien auch ganz in Ordnung zu sein.

»Ihre Nase, Sie Blödmann«, erscholl die Stimme wieder, nur lauter.

Und dann rief noch eine andere Stimme:

»Ihr zwei da mit dem Hund, zieht eure Nase raus!« Keiner von uns beiden wagte es, sich umzudrehen. Die Hand des Fotografen lag auf dem Auslöser; das Bild konnte jeden Augenblick gemacht werden. Meinten die uns? Was sollte denn mit unseren Nasen los sein? Und wo sollten wir sie rausziehen?

Doch jetzt fing die ganze Schleuse zu schreien an, und eine Stentorstimme brüllte aus dem Hintergrund:

»Sie beide da mit der roten und schwarzen Mütze, passen Sie auf Ihr Boot auf. Wenn Sie nicht schnell machen, sind Sie als Leichen auf dem Bild.«

Da sahen wir endlich, daß sich die Nase unseres Boots unter einem Querbalken der Schleusenwand verklemmt hatte, während das einströmende Wasser ringsherum stieg und uns mehr und mehr in Schiefelage brachte. Noch eine Minute, und wir wären gekippt. Schnell wie der Blitz ergriffen wir die Skulls und stemmten ihre breiten Enden mit aller Kraft gegen die Schleusenwand. Das Boot kam mit einem Ruck frei, und wir beide landeten zappelnd auf dem Rücken.

Auf dem Foto kamen George und ich nicht sehr vorteilhaft zur Geltung. Natürlich wollte es das Schicksal, daß dieser Mensch sein dummes Gerät exakt in jenem Moment in Aktion brachte, als wir beide mit den Füßen in der Luft strampelnd auf dem Rücken lagen, im Gesicht den konfusen Ausdruck des Wo-bin-ich-und-was-ist-hier-eigentlich-los.

Unsere Füße waren auf dem Bild fraglos das beherrschende Motiv. Im Grunde sah man außer ihnen eigentlich recht wenig. Den Vordergrund belegten sie komplett, und dahinter konnte man Teile anderer Boote und der Umgebung erkennen. Doch alles und jeder in der Schleuse wirkte neben unseren Füßen dermaßen bedeutungslos und armselig, daß die anderen Leute es voller Scham ablehnten, Abzüge des Fotos zu bestellen.

Der Besitzer eines Dampfboots, der sechs Abzüge im voraus geordert hatte, zog diesen Auftrag zurück, als er das Negativ sah. Er sagte, wenn jemand ihm darauf sein Boot zeigen könne, würde er bei dem Geschäft bleiben, aber das konnte niemand. Es war irgendwo hinter Georges rechtem Fuß.

Die Angelegenheit war ziemlich unerfreulich für uns. Der Fotograf fand, wir müßten eigentlich jeder ein Dutzend Abzüge kaufen, da das Bild ja zu neun Zehnteln von uns beansprucht werde, aber das lehnten wir ab. Wir erklärten, wir hätten durchaus nichts dagegen, in voller Größe abgelichtet zu werden, aber wir zögen Bilder vor, auf denen wir mit dem Kopf nach oben zu sehen seien.

Wallingford, sechs Meilen oberhalb von Streatley, ist eine sehr alte Stadt, die in der Geschichte Englands eine tragende Rolle spielte. Zur Zeit der alten Britannier, die hier hausten, bis die römischen Legionen sie vertrieben, bestand sie aus primitiven Lehmhäusern. Die Römer ersetzten die Tonziegel-Mauern dann durch mächtige Befestigungsanlagen aus Stein, die der Zahn der Zeit selbst heute noch nicht völlig zernagt hat – so fähige Baumeister gab es in der Alten Welt.

Doch wenn die Zeit auch vor den römischen Mauern haltmachte, die Römer selbst ließ sie zu Staub zerfallen. So kämpften hier in späteren Jahren die wilden Sachsen und die hünenhaften Dänen, bis die Normannen kamen.

Bis zur Zeit des Bürgerkriegs, als sie unter einer langen, heftigen Belagerung durch Fairfax zu leiden hatte, war die Stadt von Wällen und Mauern umgeben. Sie mußte sich schließlich ergeben, und die Mauern wurden geschleift.

Auf dem Stück von Wallingford nach Dorchester wird die Landschaft am Fluß immer hügeliger, abwechslungsreicher und malerischer. Dorchester liegt eine halbe Meile vom Fluß entfernt. Man kann zwar mit einem kleinen Boot hinpaddeln, aber besser ist es, den Fluß an der Day-Schleuse zu verlassen und durch die Wiesen zu laufen. Dorchester ist ein wunderbar friedlicher, alter Ort, der in Stille zeitlos dahindöst.

Dorchester war, wie Wallingford, schon im alten Britannien eine Stadt; es hieß damals Caer Doren, »die Stadt am Wasser«. Später legten die Römer hier ein großes Lager an, dessen Befestigungswälle heute wie flache, gleichmäßige Hügel aussehen. Zur Zeit der Sachsen war Dorchester die Hauptstadt von Wessex. Es ist sehr alt und war einst sehr reich und mächtig. Heute liegt es abseits von der geschäftigen Welt und träumt vor sich hin.

Bei Clifton Hampton ist die Landschaft üppig und schön, und der Ort selbst ist ein wunderhübsches Städtchen, altmodisch, friedlich und voller Blumenschmuck. Wenn man hier die Nacht an Land verbringen will, dann gibt es dafür nichts besseres als das Barley Mow. Dieses Gasthaus ist – und ich glaube nicht, daß ich übertreibe – das märchenhafteste, den alten Zeiten am meisten verhaftete am ganzen Fluß. Es liegt ein Stück vom Ort entfernt, rechts von der Brücke. Seine flachen Giebel, das reetgedeckte Dach und die Sprossenfenster vermitteln den Eindruck, es stamme aus einer alten Sage, und das Innere ist sogar noch es-war-einmaliger.

Für die Heldin eines modernen Romans ist es nicht gerade der ideale Aufenthaltsort. Die moderne Romanheldin ist immer »von erhabener Statur«, und immer »richtet sie sich zu voller Größe auf«. Im Barley Mow würde sie jedesmal mit dem Kopf an die Decke stoßen.

Auch ein Betrunkener wäre hier nicht gut aufgehoben. Überall lauern hier Fallen in Gestalt von Treppen, die in diesen Raum hoch- und in jenen hinunterführen, und den Weg in sein Zimmer oder in seinem Zimmer sein Bett zu finden, dürfte ihm schlechterdings unmöglich sein.

Am nächsten Morgen standen wir früh auf, denn wir wollten am Nachmittag in Oxford sein. Es ist erstaunlich, wie früh man aufstehen kann, wenn man draußen schläft. Es verlangt einen nicht annähernd so sehr nach »bloß noch fünf Minütchen« wie in einem Federbett, wenn man in eine Decke gewickelt auf den Bodenbrettern eines Boots liegt, den Kopf auf einer Reisetasche. Um halb neun hatten wir gefrühstückt und waren schon durch die Schleuse von Clifton durch.

Von Clifton bis nach Culham sind die Flußufer flach, gleichförmig und uninteressant, doch hinter der Schleuse von Culham – der ältesten und hubmäßig höchsten an der Themse – macht das Panorama wieder Fortschritte.

In Abingdon verläuft der Fluß direkt neben der Straße. Abingdon ist eine typische Provinzstadt geringerer Größenordnung; es ist ruhig, äußerst wohlanständig, sauber und todlangweilig. Es rühmt sich, alt zu sein, aber ob es in dieser Hinsicht mit Wallingford und Dorchester mithalten kann, ist fraglich. Einst gab es hier ein berühmtes Kloster; zwischen den Resten der geweihten Mauern wird heute ein herbes Helles gebraut.

In der St.-Nicholas-Kirche in Abingdon steht ein Gedenkstein für John Blackwall und seine Frau Jane, die nach glücklichem Eheleben beide am selben Tag starben, dem 21. August 1625; und in der St.-Helen-Kirche kann man lesen, daß W. Lee, der 1637 starb, »sein Leptag so viel Frucht aus den Lenden hervorgebracht, dasz an zweehundert nur dreie fehlen thaten«. Wenn man das ausrechnet, stellt man fest, daß die Familie von Herrn Lee einhundertsevenundneunzig Mitglieder zählte - ihn selbst und die Kindesmütter gar nicht mitgezählt. Mr. W. Lee, fünfmaliger Bürgermeister von Abingdon, war zweifellos ein Wohltäter, was seine Sippe anging, aber ich hoffe, daß in unserem überfüllten neunzehnten Jahrhundert nicht allzu viele seines Schlags existieren.

Das Stück von Abingdon nach Nuneham Courtenay ist bezaubernd, und der Landsitz Nuneham lohnt einen Besuch. Man kann ihn dienstags und donnerstags besichtigen.

Das Herrenhaus enthält eine interessante Sammlung von Bildern und Kunstgegenständen, und der Park ist ausgesprochen schön.

Der See, den das Stauwasser hinter der Schleuse von Sandford bildet, ist ideal, um sich darin zu ertränken. Die Unterströmung ist unglaublich stark, und wenn man hineingerät, hat man ausgesorgt. Ein Obelisk bezeichnet die Stelle, an der bereits zwei Männer beim Baden ertrunken sind, und die dazugehörigen Stufen werden von jungen Burschen gern als Absprungstelle benutzt, wenn sie herausfinden wollen, ob das Schwimmen hier wirklich gefährlich ist.

Die Schleuse und Mühle von Iffley – eine Meile vor Oxford – erfreuen sich bei den Brüdern der pinselschwingenden Zunft großer Beliebtheit. Wenn man die Bilder gesehen hat, ist die Wirklichkeit jedoch ziemlich enttäuschend. Mir ist aufgefallen, daß es in dieser Welt nur wenige Dinge mit ihren Darstellungen aufnehmen können.

Gegen halb eins führen wir durch die Schleuse von Iffley, und nachdem wir klar Schiff gemacht und alles für die Ankunft vorbereitet hatten, begaben wir uns auf unsere letzte Meile.

Das Stück zwischen Iffley und Oxford ist das schwierigste Stück Fluß, das ich kenne. Um sich auf diesem Abschnitt auszukennen, muß man auf ihm geboren sein. Ich bin weiß Gott oft genug hier entlanggefahren, aber ich habe den Bogen immer noch nicht raus. Der Mann, der auf geradem Kurs von Oxford nach Iffley rudern kann, ist auch fähig, in Frieden und Freundschaft mit seiner Frau, seiner Schwiegermutter, seiner ältesten Schwester und der alten Dienstmagd, die schon zur Familie gehörte, als er noch ein Baby war, unter einem Dach zu leben.

Zu Anfang drückt einen die Strömung auf das rechte Ufer, danach auf das linke, dann entführt sie einen in die Mitte des Flusses, dreht einen dreimal im Kreis herum und treibt einen plötzlich wieder flußaufwärts. Es endet immer damit, daß sie versucht, das Boot gegen eine der Universitätsbarkassen zu schmettern.

Natürlich hieß das, daß wir auf dieser Meile vielen anderen Booten in die Quere kamen, so wie viele andere Boote uns in die Quere kamen, und das wiederum hieß, daß reichlich unfreundliche Worte gewechselt wurden.

Ich kann mir nicht erklären, warum es so ist, doch auf dem Fluß sind alle Leute ungewöhnlich empfindlich. Kleine Ungeschicklichkeiten, die man auf trockenem Boden kaum wahrnehmen würde, treiben einen auf dem Wasser fast zur Raserei. Wenn Harris oder George sich an Land tollpatschig benehmen, lächle ich nachsichtig; machen sie dagegen auf dem Fluß eine Dummheit, kriegen sie von mir die übelsten Flüche an den Kopf geworfen. Kommt mir ein fremdes Boot in den Weg, dann überfällt mich der heftige Drang, seine Insassen allesamt mit dem Skull zu erschlagen.

An Land mag jemand noch so gütig und nachsichtig sein – sitzt er in einem Boot, wird er blutrünstig und brutal. Ich war mal eine Zeitlang mit einer jungen Dame im Boot unterwegs. Sie war ein so sanfter und liebevoller Mensch, wie man ihn sich nur vorstellen kann, aber auf dem Fluß konnte man rot werden, wenn man sie hörte.

»Zur Hölle mit dem Drecksack«, rief sie, wenn so ein unglücklicher Ruderer ihr in die Quere kam, »kann dieser Vollidiot nicht aufpassen, wo er hinfährt?!«

Oder sie brüllte beleidigt: »Was für ein gottverdammtes Mistding!«, wenn das Segel nicht pflichtgemäß nach oben wollte. Und dann packte sie es und schüttelte es wutentbrannt.

Doch wie ich schon sagte: An Land war sie sanftmütig und lebenswert.

Die Luft am Fluß hat eine unheilvolle Auswirkung auf das Gemüt der Leute, und es scheint mir, als ob das der Grund dafür ist, warum selbst professionelle Flußschiffer sich bisweilen heftig anfahren und Ausdrücke verwenden, die sie in ruhigeren Stunden zweifellos bereuen.

## NEUNZEHNTE KAPITEL

*Oxford – Montmorencys Vorstellung vom Himmel – Das Mietboot am Oberlauf der Themse: seine Schönheit, seine Vorzüge – Der Stolz der Themse – Das Wetter schlägt um – Der Fluß unter verschiedenen Blickwinkeln – Kein fröhlicher Abend – Die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren – Munteres Geplauder – George spielt Banjo – Eine traurige Melodie – Noch ein verregneter Tag – Flucht – Ein bescheidenes Abendessen mit Toast.*

**IN** Oxford verbrachten wir zwei unterhaltsame Tage. Es gibt dort sehr viele Hunde, und Montmorency bestritt elf Kämpfe am ersten Tag und am zweiten sogar vierzehn. Er muß geglaubt haben, er sei im Himmel.

Bei Leuten, die zu wenig in Form oder zu faul sind, um sich den Fluß hochzuarbeiten, ist es üblich, in Oxford ein Boot zu mieten und flußabwärts zu rudern. Sportlich Veranlagte ziehen die Fahrt flußaufwärts allerdings vor. Immer nur mit der Strömung zu treiben, ist nicht das Wahre. Es ist viel befriedigender, mit durchgedrücktem Kreuz gegen die Strömung anzukämpfen und ihr Meter um Meter abzuringen – jedenfalls empfinde ich das so, wenn Harris und George rudern und ich am Steuer sitze.

Wer von Oxford aus starten will, dem empfehle ich, ein eigenes Boot zu benutzen – sofern man nicht das von jemand anderem kriegen kann, ohne erwischt zu werden. Die Boote, die oberhalb von Marlow vermietet werden, sind zwar ausnahmslos sehr

gut: Sie sind weitgehend wasserdicht, und solange man vorsichtig mit ihnen umgeht, zerbrechen oder sinken sie so gut wie nie. Man kann sich in ihnen hinsetzen, und sie sind mit allem ausgestattet – oder mit fast allem –, was man braucht, um sie fortzubewegen und zu lenken.

Aber sie sind nicht schick. Das Boot, das man oberhalb von Marlow mietet, ist keins von der Sorte, mit der man angeben und sich einen gewissen Stil zulegen kann. Das Mietboot am Oberlauf der Themse unterbindet solchen Blödsinn seiner Insassen von Anfang an, und das ist sein Haupt-, nein, sein einziger Vorteil. Der Mensch, der so ein Boot fährt, ist bescheiden und zurückhaltend. Er hält sich gern im Schatten der Bäume und rudert am liebsten frühmorgens oder spätabends, wenn nicht so viele Leute am Fluß sind, die ihn sehen können.

Sieht dieser Mensch zufällig einen Bekannten, dann steigt er ans Ufer und versteckt sich hinter einem Baum.

Ich war eines Sommers mit einer Gruppe unterwegs, die so ein Boot am Oberlauf mietete, um eine mehrtägige Tour zu machen. Keiner von uns hatte diese Art Mietboot je zuvor gesehen, und als wir es sahen, wußten wir nicht, was es sein sollte.

Wir hatten schriftlich ein zweisitziges Ruderboot vorbestellt, und als wir mit unserem Gepäck zum Anleger kamen und uns vorstellten, sagte der Mann dort:

»Ah ja, Sie sind die Gesellschaft, die mir wegen des Zweisitzers geschrieben hat. Jim, hol doch mal eben den ›Stolz der Themse‹.«

Der Junge ging los und kam fünf Minuten später wieder. Er kämpfte mit einem prähistorischen Etwas aus Holz, das aussah, als sei es vor kurzem irgendwo ausgegraben worden, und zwar unvorsichtig ausgegraben worden, so daß es dabei noch zusätzlich Schaden genommen hatte.

Mein erster Eindruck von diesem Objekt war der eines Fundstücks aus der Römerzeit, wobei ich nicht einschätzen konnte, was da gefunden worden war – ein Sarg eventuell.

Am Oberlauf der Themse gibt es jede Menge römische Relikte, und meine Mutmaßung kam mir daher nicht abwegig vor, doch ein junger Mann aus unserer Gruppe, der sich ein bißchen mit Geologie beschäftigt, wischte meine Römer-Hypothese abschätzig beiseite und sagte, selbst der schlichteste Intellekt (eine Kategorie, von der er offenbar bedauerte, mich guten Gewissens nicht hinzuzählen zu können) erkenne doch auf Anhieb, daß das, was der Junge da gefunden habe, ein Wal-Fossil sei; und er wies uns auf verschiedene Einzelheiten hin, an denen man erkennen konnte, daß dieser Wal vor der letzten Eiszeit gelebt haben mußte.

Um den Streit beizulegen, wandten wir uns an den Jungen. Wir sagten, er müsse keine Angst haben, parteiisch zu wirken, er solle nur frei heraus die Wahrheit sagen: War dies das Fossil eines präglazialen Wals oder war es ein frühromischer Sarg?

Der Junge sagte, es sei »Der Stolz der Themse«. Wir hielten das anfangs für einen sehr gelungenen Witz von dem Jungen, und einer von uns gab ihm zwei Penny als Anerkennung für seine Schlagfertigkeit, doch als er, wie wir fanden, viel zu lange auf diesem Einfall herumritt, wurden wir ärgerlich.

»So, mein Junge, jetzt reicht's mit dem Blödsinn«, piff unser Wortführer ihn an, »du bringst deiner Mutter jetzt ihren Waschzuber zurück und holst unser Boot.«

An dieser Stelle kam der Bootsbauer selber dazu und versicherte uns bei seiner Handwerkerehre, daß dieses Ding wirklich ein Boot sei – ja, daß es das Boot sei, das zweiseitige Ruderboot, welches ausersehen war, uns den Fluß hinabzubringen.

Wir waren mächtig sauer. Wir fanden, er hätte es wenigstens kalken oder teeren können, damit es sich in irgendeinem Aspekt von einem Wrack unterschied, doch er begriff überhaupt nicht, worum es uns ging.

Er schien unsere Vorschläge sogar beleidigend zu finden. Er sagte, er habe uns das beste Boot seiner Flotte reserviert und hätte eigentlich mit etwas mehr Anerkennung gerechnet.

»Der Stolz der Themse« sei nämlich so, wie er dort läge (vielmehr: wie er mühsam zusammenhielt) seit vierzig Jahren bei ihm in Dienst – über die Zeit davor wisse er nichts –, und bisher habe sich noch nie jemand über das Boot beschwert, und er sähe überhaupt nicht ein, warum ausgerechnet wir damit anfangen sollten.

Wir gaben es auf.

Wir wickelten ein paar Meter Bindfaden um das sogenannte Boot, klebten ein paar Streifen Tapete über die häßlichsten Stellen, sprachen unsere Gebete und stiegen ein.

Die Leihgebühr für dieses Relikt betrug für sechs Tage fünfunddreißig Shilling, dabei hätten wir das Ding mit allem Drum und Dran bei jeder Treibgutversteigerung an der Küste für vier Shilling und sechs Pence haben können.

Am dritten Tag schlug das Wetter um – ach ja, ich meine jetzt wieder die gegenwärtige Tour –, und unser Aufbruch von Oxford in Richtung Heimat fand bei anhaltendem Sprühregen statt.

Wenn die Sonne auf den tanzenden kleinen Wellen blitzt, wenn sie die grau-grünen Buchenstämme vergoldet und die kühdunklen Waldwege mit Strahlenfingern erleuchtet, wenn sie Schatten über die Wasserflächen jagt und Brillanten aus den

Mühlrädern springen läßt, wenn sie die Seerosen küßt und mit dem wirbelnden Wasser der Wehre spielt, wenn sie bemooste Mauern und Brücken versilbert und Glanz in die kleinste Ansiedlung bringt, wenn sie die Wiesen und Wege anmutig macht und sich in den Binsen am Ufer verfängt, wenn sie lachend aus den kleinen Buchten hervorblinzelt und manch fernes Segel grell aufleuchten läßt, wenn sie die Luft mit ihrer Glorie erfüllt – dann ist der Fluß ein goldener Märchenstrom.

Doch wenn der Fluß fröstelnd und müde dahinzieht, während die Regentropfen unaufhörlich auf seine braunen, trägen Wasser niederfallen und klingen, als schluchze eine Frau verhalten in einem dunklen Zimmer, und die dunkel schweigenden Wälder stehen, in feuchte Wolken gehüllt, wie Gespenster am Ufer, schweigende Gespenster mit anklagenden Augen wie die Geister böser Taten, wie die Geister abgewiesener Freunde – dann ist er ein verfluchter Strom in einem Land vergeblicher Reue.

Sonnenlicht ist das Lebenselixier der Natur. Mutter Erde blickt uns mit so trüben, leblosen Augen an, wenn sie erloschen ist, daß es uns traurig macht, bei ihr zu sein – sie scheint uns gar nicht mehr zu kennen, sie vernachlässigt uns. Sie ist wie eine Witwe, die den geliebten Mann verloren hat: Ihre Kinder greifen nach ihrer Hand und sehen sie an, doch es kommt kein Lächeln auf ihr Gesicht.

Den ganzen Tag ruderten wir durch diesen Regen – es war eine traurige Angelegenheit. Anfangs versuchten wir uns noch einzureden, daß es uns Spaß machen würde. Wir sagten, das sei doch mal was anderes und man müsse den Fluß mit all seinen Gesichtern kennen. Wir sagten, immer nur Sonne, das könne man nicht erwarten, und außerdem sei das langweilig. Wir erzählten uns, auch wenn die Natur weine, sei sie doch voller Schönheit.

Harris und ich waren die ersten paar Stunden lang sogar richtig enthusiastisch. Wir sangen ein Lied vom Zigeunerleben und schwärmten, wie toll das Leben der Zigeuner doch sei – frei in jeder Lebenslage, bei Sonne und bei Regen – und wie sehr sie den Regen genossen und wie nützlich Regen doch für sie sei und wie sie auf Leute herabsähen, die Regen nicht leiden konnten.

George sah die ganze Sache etwas nüchterner und hielt sich an den Regenschirm.

Wir zogen noch vor dem Mittagessen die Pläne hoch und ließen sie den ganzen Nachmittag oben. Lediglich am Bug vorne hatten wir sie ein bißchen geöffnet, damit einer von uns dort mit freiem Blick paddeln konnte. Wir bewältigten auf diese Weise neun Meilen und suchten uns dann ein Stück unterhalb der Day-Schleuse einen Schlafplatz.

Wenn ich bei der Wahrheit bleiben will, kann ich nicht behaupten, es wäre ein fröhlicher Abend geworden. Der Regen strömte mit stiller Beharrlichkeit herab, alles

im Boot war feucht und klamm, und das Abendessen war auch kein Trost. Kalte Kalbspastete kann einen regelrecht anekeln, wenn man keinen Appetit auf sie hat. Mir stand der Sinn nach Weißfisch und Kotelett, und Harris brummelte etwas von Seezunge in weißer Soße und gab Montmorency den Rest der Pastete. Der lehnte sie aber ab und verzog sich ans andere Ende des Boots – augenscheinlich empfand er das Angebot als unverschämt.

George bestand darauf, daß wir nicht mehr von irgendwelchen Köstlichkeiten redeten, solange er an seinem kalten gekochten Rindfleisch ohne Senf herumkaute.

Nach dem Essen spielten wir Karten um einen Penny pro Spiel. Nach rund anderthalb Stunden hatte George vier Penny gewonnen – er hat immer Glück bei Karten –, und Harris und ich hatten je zwei verloren.

An diesem Punkt beschlossen wir, mit dem Glücksspiel aufzuhören. Wie Harris formulierte: Wenn man es zu weit treibt, bringt es eine ungesunde Erregung hervor. George bot uns zwar Revanche an, aber Harris und ich entschieden uns, nicht weiter gegen das Schicksal anzukämpfen.

Danach mixten wir uns einen Grog und redeten über Gott und die Welt. George erzählte von einem Mann, den er gekannt hatte, der vor zwei Jahren hier oben am Fluß in genauso einer Nacht wie dieser in einem feuchten Boot schlief und sich dabei ein rheumatisches Fieber geholt hatte, das sich nicht mehr kurieren ließ, und zehn Tage später war er auf qualvolle Weise gestorben. George sagte, der Mann sei noch ganz jung gewesen und hätte demnächst heiraten wollen, und es sei einer der bedrückendsten Vorfälle, die er je mitbekommen habe.

Das brachte Harris auf einen Freund, der als Freiwilliger eingerückt war und in einer verregneten Nacht bei Aldershot im Zelt geschlafen hatte – »es war genauso eine Nacht wie diese«, sagte Harris –, und als er am Morgen aufwachte, war er für den Rest seines Lebens ein Krüppel. Harris sagte, wenn wir wieder in London wären, würde er uns mit dem Mann bekannt machen – bei seinem Anblick würde uns das Herz bluten.

Das zog natürlich unterhaltsame Anekdoten über Ischias, Fieber, Grippe, Lungenentzündungen und Bronchitis nach sich, und Harris meinte, es wäre doch wirklich zu drollig, wenn sich einer von uns in dieser Nacht eine ernsthafte Krankheit zuzöge, wo doch der nächste Arzt meilenweit entfernt sei.

Nach diesem Thema hatten wir das Bedürfnis nach etwas Heiterem, und in einem Anflug von Schwäche schlug ich George vor, sein Banjo herauszuholen und etwas Lustiges vorzutragen.

Zu Georges Ehre muß ich sagen, daß er sich nicht lange bitten ließ. Nichts von wegen, er habe seine Noten vergessen oder dergleichen. Unverzüglich kramte er sein Instrument hervor und begann »Two Lovely Black Eyes« zu spielen.

Bis zu diesem Abend hatte ich »Two Lovely Black Eyes« immer für ein ganz gewöhnliches Lied gehalten, und so war ich erstaunt, welch tiefe Melancholie George aus ihm herausholte.

Je länger die traurigen Akkorde erschallten, desto mehr überfiel Harris und mich das Bedürfnis, einander um den Hals zu fallen und zu weinen, doch wir unterdrückten die aufquellenden Tränen mit aller Kraft und lauschten der herzerreißenden Melodie, ohne zu schluchzen.

Als der Refrain kam, unternahmen wir sogar den verzweifelten Versuch, uns Fröhlichkeit abzurufen. Wir füllten die Gläser neu und fielen ein – Harris mit vor Rührung bebender Stimme vorneweg und George und ich ein paar Worte hinterher:

Zwei schöne schwarze Augen,

ich liebte sie so sehr,

Zwei schöne schwarze Augen,

sie lächeln mir nicht mehr.

Zwei...

Da brachen wir ab. Das unbeschreibliche Pathos von Georges Begleitung bei dem Wort »Zwei« konnten wir in unserem jammervollen Zustand nicht mehr ertragen. Harris schluchzte wie ein kleines Kind, und der Hund jaulte, daß ich dachte, es würde ihm entweder das Herz oder den Kiefer brechen.

George wollte noch eine Strophe dranhängen. Er meinte, wenn er mit der Melodie etwas vertrauter werde und mehr Hingabe hineinlegen könne, würde das Lied vielleicht weniger traurig klingen. Die Mehrheit entschied sich jedoch gegen dieses Experiment.

Nachdem wir sonst nichts weiter zu tun hatten, gingen wir zu Bett – das heißt, wir zogen uns aus und wälzten uns drei, vier Stunden lang auf dem Boden des Boots herum. Danach gelang es uns, in einen ruhelosen Schlaf zu fallen, und um fünf Uhr standen wir auf und frühstückten.

Der zweite Tag war genau wie der erste. Es goß weiter, und wir hockten in unsere Regenmäntel gehüllt unter der Plane und trieben langsam flußabwärts.

Einer von uns – ich weiß nicht mehr, wer es war, aber vermutlich war ich es selbst – unternahm im Lauf des Vormittags ein paar dürftige Versuche, noch mal die alte Zigeunerherrlichkeit mit ihrem »Ich bin ein Kind der Natur und finde Regen so schön«-Schwachsinn aufleben zu lassen, aber das klappte rein gar nicht. Das Lied mit der Zeile: »Was kümmert mich Regen, na, mich doch nicht!« drückte derart genau unser aller Empfindungen aus, daß es absolut überflüssig war, es zu singen.

In einem Punkt waren wir uns jedoch absolut einig: Wir würden diese Geschichte bis zum bitteren Ende durchstehen, komme was wolle. Wir waren losgefahren, um uns zwei Wochen lang auf dem Fluß zu vergnügen, und wir würden uns zwei Wochen lang auf dem Fluß vergnügen, auch wenn wir dabei draufgehen sollten! Für unsere Verwandten und Freunde wäre das natürlich traurig, aber das war leider nicht zu ändern. Wir wußten instinktiv, wenn wir uns bei dem hiesigen Klima vom Wetter kleinkriegen lassen würden, wäre ein grauenhafter Präzedenzfall geschaffen.

»Es sind nur noch zwei Tage«, sagte Harris, »und wir sind jung und gesund. Wenn wir Glück haben, kommen wir durch.«

Gegen vier fingen wir an, die Planung für den Abend durchzusprechen. Zu diesem Zeitpunkt waren wir kurz hinter Goring, und wir beschlossen, bis Pangbourne weiterzupaddeln und dort anzulegen.

»Noch so ein netter Abend«, grummelte George. Wir erwogen unsere Möglichkeiten. Gegen fünf mußten wir in Pangbourne sein. Bis halb sechs hätten wir vermutlich gegessen. Danach konnten wir entweder bis zum Schlafengehen im Regen durch die Stadt laufen oder uns in eine schlecht beleuchtete Kneipe setzen und in Zeitschriften blättern.

»Da ist ja ein Abend im Alhambra noch aufregender«, sagte Harris und wagte sich mit dem Kopf kurz unter der Plane hervor, um einen prüfenden Blick in den Himmel zu werfen.

»Genau, und anschließend ein nettes kleines Abendessen im \*\*\* †«, ergänzte ich fast automatisch.

»Tja, fast ist es schade, daß wir uns fürs Durchhalten entschieden haben«, sagte Harris, und dann herrschte eine ganze Zeitlang Schweigen.

»Wenn wir uns nicht dazu entschlossen hätten, uns in diesem verdammten Sarg den Tod zu holen«, bemerkte George und ließ einen äußerst gehässigen Blick durch das Boot schweifen, »dann wäre der Hinweis sicher nicht unangebracht, daß in Pangbourne meines Wissens um kurz nach fünf ein Zug fährt, der uns früh genug nach London bringen würde, um einen Happen zu essen †

† Ein ausgezeichnetes kleines Geheimtip-

Restaurant in der Nähe von \*\*\*, in dem man die besten und preiswertesten französischen Gerichte bekommt, die ich kenne, dazu eine exzellente Flasche Beaune für dreieinhalb Shilling.

Aber ich werde den Teufel tun und die Adresse ausposaunen. und dann mal dieses Lokal in Augenschein zu nehmen, das du gerade erwähnt hast.«

Keiner sagte etwas. Wir sahen uns an, und jeder schien in den Gesichtern der anderen die eigene Jämmerlichkeit und Schande wiederzufinden. Schweigend zogen wir die große Reisetasche heran und überprüften den Inhalt. Wir spähten den Fluß hinauf, wir spähten den Fluß hinab – es war niemand in Sicht.

Zwanzig Minuten später hätte man drei Gestalten mit einem schuldbewußt blickenden Hund im Gefolge beobachten können, wie sie klammheimlich vom Bootshaus des Swan zum Bahnhof schlichen. Ihre nicht eben ansehnliche Bekleidung umfaßte: Schwarze Lederschuhe, schmutzig; Bootsanzüge aus Flanell, sehr schmutzig; braune Filzhüte, sehr zerdrückt; Regenschirme, sehr naß; Regenschirme.

Den Mann im Bootshaus von Pangbourne hatten wir belogen – wir hatten uns nicht getraut, ihm zu gestehen, daß wir vor dem Regen flüchteten. Wir hatten das Boot mitsamt allen Sachen in seiner Obhut gelassen und ihn gebeten, es am nächsten Morgen um neun für uns bereitzuhalten. Falls, hatten wir gesagt, falls wir durch etwas Unvorhergesehenes verhindert sein sollten, würden wir ihm schreiben.

Wir kamen um sieben in Paddington an und fuhren direkt in das Lokal, das ich vorhin erwähnte, wo wir ein leichtes Mahl zu uns nahmen und Montmorency sowie die Bestellung für ein Abendessen um halb zehn zurückließen. Dann ging es weiter zum Leicester Square.

Im Alhambra erregten wir einige Aufmerksamkeit. Als wir an der Kasse erschienen, schickte man uns ziemlich barsch zum Hintereingang in der Castle Street und klärte uns auf, daß wir eine halbe Stunde Verspätung hätten.

Mit einiger Mühe konnten wir den Menschen davon überzeugen, daß wir nicht »die weltbekannten Schlangen-menschen aus dem Himalaya« waren, und so nahm er schließlich unser Geld und ließ uns rein.

Drinne waren wir ein noch größerer Erfolg. Unsere edlen Bronzegesichter und unsere pittoreske Bekleidung zogen die bewundernden Blicke des ganzen Theaters auf sich. Wir waren die Attraktion des Abends.

Es war für uns alle ein stolzer Moment.

Bald nach der ersten Tanzgruppe gingen wir wieder und richteten unsere Schritte erneut in das Restaurant, wo unser Abendessen schon wartete.

Ich muß gestehen, daß ich dieses Essen genoß. Zehn Tage lang hatten wir mehr oder weniger ausschließlich von kaltem Fleisch, Kuchen, Brot und Marmelade gelebt. Es war eine schlichte und nahrhafte Kost gewesen, doch es hatte ihr an Reiz gemangelt, und der Duft von Burgunder und das Aroma französischer Soßen und der Anblick sauberer Servietten und langer Weißbrote klopfte als sehr gern gesehener Gast an die Tür unseres inneren Schweinehunds.

Eine Weile lang spachtelten und becherten wir schweigend vor uns hin, bis der Moment kam, an dem wir nicht mehr kerzengerade dasaßen und Messer und Gabel fest in den Händen hielten, sondern es, bequem zurückgelehnt, langsamer und nachlässiger angehen ließen, die Beine unter dem Tisch ausstreckten und uns nicht mehr hinunterbeugten, wenn eine Serviette zu Boden glitt, an dem wir Zeit fanden, die verqualmte Decke des Raums genauer zu betrachten als zuvor, und unsere Gläser eine Armlänge entfernt auf dem Tisch abstellten – der Moment, an dem wir uns gut und nachdenklich und großmütig fühlten.

Dann schob Harris, der am Fenster saß, den Vorhang zur Seite und sah auf die Straße hinaus.

Es glänzte schwarz und naß draußen, die trüben Gaslaternen flackerten bei jedem Windstoß, der Regen platschte unentwegt in die Pfützen und troff von den Regenrinnen in die Bäche der Rinnsteine. Ein paar durchweichte Passanten eilten vorbei, manche duckten sich unter tiefende Regenschirme, Frauen rafften die Röcke.

»Also«, sagte Harris und ergriff sein Glas, »wir haben eine richtig schöne Tour hinter uns, und mein Dank dafür geht an die gute alte Themse. Ich finde, es war der richtige Augenblick auszusteigen. Trinken wir auf drei Mann, die heil wieder aus ihrem Boot rausgekommen sind.«

Und Montmorency, der auf seinen Hinterbeinen am Fenster stand und in die Nacht hinausblickte, bekundete mit einem kurzen Kläffen sein Einverständnis mit diesem Toast.

FIN

[Jerome K. Jerome](#), 1889